Hellwald, Friedrich Anton Heller <<von>>,

Der k. k. österreichische Feldmarschall Graf Radetzky eine biographische Skizze nach den eigenen Dictaten und der Correspondenz des Feldmarschalls

Stuttgart ; Augsburg 1858

Der k. k. österreichische Feldmarschall

Graf Radetzky.

Eine biographische Skizze

nach den eigenen Dictaten

und der Correspondenz des Feldmarschalls

von einem österreichischen Veteranen.

Mit einem Facsimile.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1858.

Für Recht und Pflicht das Schwert gezückt,
Den Blick zum Himmel unverrückt,
Beschützend mit der Heldenhand
Den Kaiser und das Vaterland;
Das Herz an Menschenliebe reich,
Ein Kriegs- und Friedensfürst zugleich,
Im Handeln stark, im Strafen mild,
Das ist — Radetzky's Lebensbild.

Deinhardstein.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Vorwort.

Den Manen des Helden, der in so mancher Schlacht die österreichischen Waffen zu Sieg und Ruhm geführt, und dessen Verlust Kaiser und Vaterland gleich tief empfinden, sind die nachfolgenden Blätter geweiht.

Nur große Zeiten gebären große Männer. Unter letztere zählt der Verstorbene mit vollem Recht. Er reihet sich den größten Kriegshelden Oesterreichs, die vor ihm gewesen sind, würdig an, und behauptet eine der ersten Stellen unter jenen, die den uralt österreichischen Kriegsruhm weit hinaustrugen über die Marken der Monarchie, und ihm die gebührende Geltung verschafften, selbst in den fernsten Zonen.

Das Leben und Wirken des Dahingeschiedenen fällt in eine der bedeutungsreichsten Epochen. Nur wenige Jahre nach dem Schlusse des siebenjährigen Krieges geboren, und aufgewachsen in einer schweren Zeit, ein Schüler und Bewunderer des gelehrten Lacy, ein Liebling des tapfern Loudon, war er Einer der letzten jener Krieger, die noch gegen die Türken gefochten, machte sämmtliche Revolutionsfeldzüge mit, und stand, ausgerüstet mit den reichsten Erfahrungen, bereits an hervorragender Stelle, als die Befreiungskriege ihren Anfang nahmen.

Keinem hatte die Vorsehung eine erhabenere Mission überwiesen. Keinem war es so wie ihm vergönnt, dem Dienste seines Kaisers 72 volle Jahre zu weihen, und keiner hat als ein fast lebensmüder Greis noch Heere befehligt, um den Treubruch zu strafen und rebellische Länder wieder zur Ordnung zurück zu führen.

Groß an Geist, erhaben an Sinnesart, unerreicht fast an Milde und Wohlthätigkeit, kurz eine

kaum zuvor dagewesene Persönlichkeit, hat er gewaltet nicht wie ein mächtiger Kriegsfürst, sondern wie sein edles Herz es ihm eingab, wie nur Er zu vergeben und zu vergessen wußte. Er hat der erstaunten Welt gezeigt, daß mitten unter Parteihaß und unwürdigen Anfechtungen der wahrhaft große Mann jederzeit groß bleibe, so wie daß ein durch ihn ausgebildetes und geleitetes Heer, als Träger jedweder Soldatentugend, seinem Kriegsherrn bis zum letzten Lebenshauche jene treue Opferwilligkeit zu bewahren wisse, die zu allen Zeiten das ungeschmälerte Erbtheil des österreichischen Soldaten gewesen ist, und das, von seinem Geist durchglüht, frisch und gesund wie es war, blos und allein in der Einheit und Einigkeit die Aufforderung zu großen Thaten gefunden hat. Nur „in seinem Lager war Oesterreich,“ wie der vaterländische Barde so herrlich singt. Und dieses Heer stand fest und unerschüttert auch in trüber Zeit. Es verlor sein hohes Ziel nimmer aus den Augen, und fühlte sich gehoben und beglückt im

Bewußtseyn innerer Kraft und im Beifall seines Kaisers.

Der Dahingeschiedene verstand es meisterhaft einzugreifen in die Begebenheiten der Zeit, mit sicherem Blick und fester Hand. Was er einmal für recht erkannt, davon ließ er nimmer ab. Nur bei solchen Gesinnungen war es möglich, daß er eine Revolution bändigte, welche den erhabenen Kaiserthron mächtig erschüttert und das Vaterland gegen den Rand des Abgrundes gedrängt hatte. Er war es, welcher einem schmachvollen Frieden widerstrebend, unverrückt festhielt an der Integrität der Monarchie. Sein Sinnen und Trachten war ausschließend auf den Ruhm und die Wohlfahrt seines Landes gerichtet. Sein erhabener Patriotismus sprach sich bei jeder Gelegenheit aus. Seine Treue und Verehrung für das Kaiserhaus offenbarte sich in jedem Vorschlag, in jeder Handlung seiner langen Diensteslaufbahn.

Der Feldmarschall Radetzky hat den Thron seines jungen Kaisers und Herrn auf neuen und

mächtigen Grundlagen errichtet und wesentlich gekräftigt, indem er selben in einer eben so treuen als tapfern Armee jene mächtigen Stützen schuf, welche ihn allen Stürmen kommender Zeiten trotzen lassen.

Groß und erhaben im Rath wie am Tage der Schlacht, war er eine antike Größe, die zur Bewunderung und Nachahmung hinreißt. Und als die ihm von Gott übertragene Mission erfüllt war, und er die Segnungen noch erblickt hatte, die seines gütigen Kaisers milde Hand über die ihm von der Vorsehung anvertrauten Millionen verbreitete, stieg er, ein ungewöhnlich hochbetagter Greis, als dieses Kaisers treuester Diener, als Oesterreichs erster und ältester Soldat, umstrahlt von unvergänglichem Kriegsruhm, in die Gruft.

Die Radetzky-Literatur ist bereits von ziemlichem Umfang, entbehrt aber nichts desto weniger noch immer der Vollständigkeit und Genauigkeit.

Was wir hier bieten, trägt den Stempel der Authenticität. Denn der Verblichene hat uns

nicht bloß einen Abriß seines vielbewegten Lebens in die Feder diktirt, sondern auch am Ende die ganze Handschrift für die ersten fünf Perioden nochmals durchgesehen nnd eigenhändig verbessert. Zudem war uns dessen ganze Privatkorrespondenz zugänglich und nicht eine wichtige Zeitfrage, nicht Eine uns näher angehende Begebenheit blieb unbesprochen. Der Leser findet deßhalb häufig nicht bloß den Ideengang des Dahingeschiedenen, sondern selbst seine eigenen Worte wieder.

Wir nennen die vorliegende Arbeit bloß eine Skizze, weil wir fühlen, daß eine umfassende Schilderung des Lebens und Wirkens eines so seltenen, so reich begabten Geistes, bei weitem unsere Kräfte übersteigt, daher einer gewandteren Feder vorbehalten bleiben muß. Man hat sich eben darum vorzugsweise an die Persönlichkeit des Feldmarschalls gehalten, und von den Schlachten und Feldzügen, die er mitgefochten und worin ihn der Himmel so wunderbar beschützte, blos dasjenige aufgenommen, was zum allgemeinen

Verständniß nothwendig schien, oder was, als Ausfluß der Ansichten und Beurtheilung des Verblichenen, in keiner Weise unterdrückt werden durfte.

Als uns der Feldmarschall vor Jahren das nie genug zu würdigende ehrenvolle Vertrauen schenkte, seine Biographie dereinst veröffentlichen zu dürfen, stellte er vor allem die Bedingung, daß solches erst nach seinem Hintritte geschehe. Wir haben diesen Verpflichtungen gewissenhaft entsprochen.

Nunmehr aber, wo das Grab sich über ihm geschlossen, wollen wir auch keine Minute länger anstehen, jener tiefen Verehrung würdevollen Ausdruck zu geben, die dem großen Todten jeder Einzelne nicht nur im Heer und Gesammtvaterland, sondern selbst weit über des Kaiserstaates Grenzen hinaus, jedes für das Hohe und Ritterliche empfängliche Gemüth, vorzugsweise aber jeder Soldat, er möge was immer für einer Armee angehören, stets bewahren wird und bewahren

muß. Denn der Feldmarschall Graf Radetzky hat sich durch seine Heldengröße ein Denkmal errichtet, das eben so erhaben als unvergänglich ist. Der Griffel der Geschichte wird den fernen Enkeln seine Thaten überliefern.

Wir aber, die mit ihm gelebt, die ihn gesehen und gekannt haben, wollen ihm ein frommes Andenken bewahren, und nie vergessen, weder was er uns gewesen, noch was wir ihm schulden.

Inhalt.

Graf Radetzky.

Erste Periode.

Von der Geburt des Feldmarschalls bis zur Schlacht von Marengo

(1766 bis 1800).

Die Familie Radetzky von Radetz oder Radecz ist erweisbar aus Oberungarn nach Böhmen eingewandert, woselbst sie schon im 13. Jahrhundert erscheint.

Johann Radetzky von Radetz und Trnow erhielt am Freitag vor Misericordia 1329 zu Prag, vom Böhmenkönig aus dem luxemburgischen Hause, eine Bestätigungsbulle seines Adels und Wappens.

Als Ahnherr in Böhmen gilt ein Heinrich Radetzky. Er war vermählt mit Elisabeth Zapska von Zapa.

Der böhmische Familiensitz, die Burg Radecz oder Hradetz, lag im Bidschower-Kreis unweit Smtkow, und wurde schon im 15. Jahrhundert zerstört. Auch ein Dorf Hradecz kommt in den alten Salbüchern und andern

Urkunden vor. Przibislaw Radetzky erbaute im 14. Jahrhundert die Kirche in Chomuticz.

Von jener Zeit blieb das Patronatsrecht derselben bei der Familie Radetzky. Diese verschwägerte sich nach und nach vorzugsweise mit den Geschlechtern der Kaunitz, Waldstein, Heußenstamm, Briamont, Deym, Ogylvy, Straka von Nedabielitz, Weitmühl, Arco, Khuen von Belassy, Engl von Englflüß und andern.

Das Familienwappen der Radetzky ist äußerst einfach. Ein von oben nach unten gleich getheilter Schild, das rechte Feld roth, das linke blau. Durch beide Felder greift nach der Diagonale eine silberne Schaufel.

Der Ahnherr des Hauses soll, in Zeiten einer schweren Hungersnoth, der armen Bevölkerung durch großartige Bauunternehmungen Unterhalt verschafft haben. Daher die Schaufel.

Johann Georg Radetzky von Radetz, königlicher Hauptmann des Kaurczimer-Kreises, wurde am 20. Februar 1684 in den Freiherrnstand, und Wenzel Leopold, k. k. Kämmerer, am 27. April 1764 durch die große Maria Theresia in den Grafenstand erhoben.

Die Urgroßeltern des Feldmarschalls waren: Peter Euseb Freiherr von Radetzky und Johanna Polixena Gräfin von Heußenstamm. Seine Großeltern aber: Wenzel Leopold (erster) Graf von

Radetzky und Anna Veronika Brzensky von Prorubie. Der Vater des Verewigten, Peter Euseb, k. k. Kämmerer, war als Hauptmann aus der Armee getreten und hatte sich auf seine Besitzung Trzebnitz im ehemaligen Berauner-Kreis zurück gezogen, wo er sich mit einer Tochter des Freiherrn Ignaz Bechinie von Lazan und dessen Gemahlin, einer Gräfin von Wiesznik, verehelichte. In Trzebnitz wurde der Feldmarschall am 2. November 1766 geboren.

Die noch vorhandene Taufurkunde sagt: „Am 4. November 1766 wurde in der Hauskapelle des Schlosses Trzebnitz durch den hochwürdigen Herrn Josef Mayer, Dechant und Distriktsvikar, getauft: Johann Josef Wenzel Anton Franz Karl, ehelicher Sohn des hochgebornen Herrn Peter Euseb, Grafen Radetzky von Radetz, Herr auf dem Gute Trzebnitz, und seiner hochgebornen Ehefrau, Maria Venancia, gebornen Freiin Bechinie von Lazan. Dessen Pathe war: der hochgeborne Herr Wenzel Graf Radetzky von Radetz (Großvater des Täuflings); Zeugen und Stellvertreter des gräflichen Pathen waren: der hochgeborne Herr Franz Graf von Götz, Herr auf Suchdoll und Krchleb, mit der hochgebornen Frau Franziska Freiin Bechinie, gebornen Gräfin Wiesznik (die mütterliche Großmutter). Geboren wurde derselbe am 2. November."

Einige behaupten, der Knabe habe im Zeichen des Schützen das Licht der Welt erblickt, was auf seine künftige Lebensrichtung vorwiegenden Einfluß genommen. Wir lassen solches dahingestellt seyn. Gewiß ist es aber, daß er schon im zartesten Kindesalter eine entschiedene Vorliebe für einen Stand äußerte, zu dem er auch allein geboren, und bestimmt war, dereinst dessen Zierde zu bilden.

Im Alter von sechs Jahren bereits zur vaterlosen Waise geworden, kam der Knabe Anfangs in das Haus seines Großvaters, und nach dessen Tode ins Theresianum zu Brünn, an dessen Spitze damals der Freiherr von Stillfried stand. Hier entwickelte er bald den Sinn für ernste Studien und war allgemein beliebt durch seinen musterhaften Gehorsam. Aber schon in der ersten Zeit seines Eintrittes ins Theresianum ließ sich mit ziemlicher Bestimmtheit die künftige Standeswahl des jungen Grafen bestimmen. Die Erzählungen von den Thaten der großen Kriegshelden, die alten Heldenbücher und Lebensbeschreibungen berühmter Heerführer waren seine einzige Erholung. Was ein Montecucoli, Lothringen, Veterani, Rabutin, ein Eugen, Marlborough, Türenne, ein Markgraf von Baden, ein Villars, Catinat, ein Mannsfeld, Wallenstein, Tilly, ein Friedrich der Große, ein Loudon u. A. gethan, wußte er bald an den Fingern herzuzählen. Sein lebhafter und früh geweckter Geist schweifte weit über die enge Schulstube

hinaus auf die Schlachtfelder alter und neuer Zeit; er labte sich an den Schilderungen der Kriege eines Philipp von Macedonien, eines Alexander, Hannibal, Scipio und Cäsar, und es war nichts Seltenes, ihn zu sehen, wie er, statt mathematischer Figuren, die Grundlinien und Umrisse von Befestigungen auf seine Schultafel kritzelte. Schon damals versuchte er sich in einzelnen Schilderungen von Gefechten und Feldzügen. Die Leibesübungen zog er allen Studien vor, und in kurzer Zeit galt er für einen eleganten und kühnen Reiter, für einen gewandten Fechter, Schwimmer und Tänzer. Ueber alles ging ihm ein flinker Husar, ein hochgewachsener Grenadier, sowie der Donner des Geschützes, ein Feldmanöver, eine große Parade oder eine Leichenfeier. Bei solchen Dingen fehlte er nie, wenn es anders seyn konnte.

Der Jüngling hatte das 17. Lebensjahr hinter sich, als das Theresianum eine veränderte Gestalt erhielt und nach Wien übersetzt wurde. Er ergriff diesen Anlaß, um jener Neigung zu folgen, die sein ganzes Seyn so mächtig erfaßt hatte, und trat am 1. August 1784 als Privatkadet, gegen Erlag des Monturgeldes, in das zweite Kürassier-Regiment (Karamelli), dazumal zu Gyongyös in Ungarn dislocirt. Noch im spätesten Alter erinnerte sich Radetzky gerne an jene Zeit, wo ihn sein würdiger und ihm wohlwollender Oberst in der Hippologie unterwies, und, wie er oft erzählte, gewöhnlich zu sagen pflegte:

„Ihr jungen Grasteufel betrachtet immer das Pferd zuerst beim Kopf. Mit den Füßen muß man beginnen.“

Am 3. Februar 1786 rückte Radetzky zum Unterlieutenant vor.

Am 11. November 1787 wurde er in seinem Regimente zum Oberlieutenant befördert.

Als solcher marschirte er beim Ausbruch des Türkenkrieges an die untere Donau und machte die drei Feldzüge bis zum Frieden von Szistow (4. August 1791) bei der Hauptarmee, jedoch zumeist als Ordonnanzoffizier des Feldmarschalls Grafen Lacy mit. Er wohnte den Belagerungen von Berbir und Belgrad bei, und focht mit seinem Regiment tapfer auf dem Rückzug von Illowa nach Karansebes. Mit besonderer Auszeichnung benahm er sich hier gegen die wiederholten und überlegenen Angriffe der türkischen Spahis.

Die Nähe des großen Lacy konnte nicht verfehlen, eine entschiedene Wirkung auf den strebsamen Geist des jungen Mannes zu üben, der die ihm gebotene Gelegenheit zu höherer Ausbildung so trefflich zu benützen verstand, daß er sich bald durch rasche Auffassung und waghalsige Kaltblütigkeit bemerkbar machte, und für einen zu großen Hoffnungen berechtigten Offizier angesehen wurde.

Die kurze Friedensepoche vom Ende des Türkenkrieges bis zum Ausbruch des französischen Revolutionskrieges verlebte Radetzky bei seinem Regiment in Böhmen,

wo er vorzugsweise der Pferdekenntniß, Reitkunst und dem Exerziren oblag. Nebenher trieb er auch Geographie, Kriegsgeschichte und Befestigungskunst.

Als der Krieg ausgebrochen war, ging er in die Niederlande ab, und kam als Ordonnanzoffizier zum Feldmarschalllieutenant Baron Beaulieu, welcher damals bei Arlon in Luxemburg schon die niederländische Grenze deckte. Mit der ihm angebornen Findigkeit und rastlosem Eifer entledigte sich Radetzky, zur allgemeinen Zufriedenheit, gleich beim Beginn des Feldzuges verschiedener eben so schwieriger als gefahrvoller Aufträge.

Die alte Eifersucht zwischen Oesterreich und Preußen trat beim Beginn des Revolutionskrieges neu hervor und ist die Hauptursache der in spätern Jahren über Deutschland hereingebrochenen Unfälle. Schon im Mai 1793 äußerte der Feldmarschall Möllendorf: „man müsse auf der strengsten Defensive bleiben, und es sey Preußens Interesse völlig entgegen, etwas zu wagen."

Als am 22. Juli 1793 Mainz und am 28. Juli Valenciennes fielen, wollten Manche das Erstere als eine spezifisch preußische, das Andere als eine spezifisch österreichische Eroberung ansehen.

Im Gefechte bei Arlon (16. und 17. April 1794) durch welches Feldmarschalllieutenant Baron Beaulieu zum Rückzug auf Luxemburg gezwungen wurde, fand Radetzky abermals Gelegenheit, sich hervorzuthun. Später wurde

er ins große Hauptquartier nach Catillon gesendet, um unter Darlegung von Beaulieu's Lage, dessen Rückzug ins Merscherthal zu entschuldigen.

Als vor der dritten Schlacht zum Ersatz von Charleroi (bei Fleuri 26. Juni 1794) im großen Hauptquartier der Alliirten nicht bekannt war, ob die Festung schon gefallen sey, oder sich noch halte, durchschwamm Radetzky, der sich hiezu freiwillig erboten, nur von drei Mann Wurmser Husaren und drei Mann Erzherzog Franz Kürassier begleitet, in der Dunkelheit des 25. die Sambre, kehrte auf demselben Weg zurück, und meldete dem Feldmarschall Prinzen Josias von Koburg, daß Charleroi bereits vom Feind besetzt sey. Die Schlacht, welche als nächsten Zweck den Entsatz dieses Kriegsplatzes hatte, wurde nun abgebrochen und der Rückzug auf Mons und Brüssel angetreten.

Noch am Abend seines Lebens verweilte der Feldmarschall gerne bei dieser kühnen Waffenthat seiner Jugend. Er hatte sich jeden einzelnen Umstand dabei mit solcher Frische bewahrt, daß man selbst ein halbes Jahrhundert später sich noch völlig in den Moment zurück versetzt sah, in welchem die That geschehen war.

Noch in der Schlacht am 26. Juni, wo Radetzky zwei leichte Kopfblessuren erhielt, war er zum zweiten Rittmeister (jedoch mit dem Rang vom 9. August) avancirt, und zwar wie der Armeebefehl lautete: „für

bewiesene Auszeichnung." Allein nach sieben Dienstjahren als Oberlieutenant konnte er diese Beförderung um so weniger für eine Bevorzugung ansehen, als der eben dazumal gebliebene Rittmeister Baron Pfefferkorn eine Vakanz eröffnete, und ihm diese, als rangsältesten Oberlieutenant, ohnehin das Avancement bringen mußte.

Am Schlusse des Jahres 1794 waren wieder alle Festungen auf dem linken Rheinufer, mit Ausnahme von Luxemburg, in den Händen der Franzosen und die Armee des Herzogs von York nach England zurück gegangen.

Im Feldzuge 1795 diente Radetzky unter dem Feldzeugmeister Grafen Clerfayt am Rhein. Beim Sturm der Mainzer Schanzen am 29. Oktober bestimmte ihn der Oberst Fleischer des Generalquartiermeisterstabes als Führer der fünften Colonne, wobei er einen leichten Prellschuß am linken Schenkel erhielt.

Am 5. April 1795 schloß Preußen zu Basel seinen Separatfrieden mit der französischen Republik, erkannte selbe an, und trat alle preußischen Gebietstheile am linken Rheinufer bis zum allgemeinen Frieden an Frankreich ab. Dadurch wurden die bisherigen Verhältnisse des Krieges wesentlich verändert. Die traurigen Folgen von Preußens Neutralität empfand man freilich bald am meisten in Berlin selbst. Wir lassen hierüber einen Preußen reden, dessen Urtheil begreiflicher Weise am schwersten ins Gewicht fallen muß. Es ist dieß der preußische General der

Infanterie Ludwig von Reiche, ein hochverdienter und gebildeter Soldat, der in seinen Memoiren ungefähr folgendes sagt: [1] „Preußen verzichtete durch seinen Separatfrieden von Basel leider, gegen den kleinen Gewinn, von den Kriegskosten einstweilen befreit zu werden, auf die seiner Macht gebührende Stellung, das nordwestliche Deutschland gegen den Reichsfeind kräftigst zu schützen. Wohl ward es deßhalb vielfach geschmähet und that sich selbst im eigenen Land eine Mißstimmung kund. Doch machten kurzsichtige und wenig erleuchtete Rathgeber, die in den Fragen der Politik nicht einig waren, und solche auch nicht zu würdigen wußten, den König, dessen zu weit gehender väterlicher Sinn den Unterthanen neue Lasten nicht auflegen wollte, unsicher und in seinen Entschlüssen schwanken. Daher kam es, daß Preußen, auch als nach Aufhebung des Rastadter Kongresses der Krieg wieder ausbrach, sich nicht entschließen konnte, Oesterreich und Deutschland beizustehen, und als es endlich, bei den glücklichen Erfolgen der Coalition gegen Frankreich, und vorzüglich auf Andringen Rußlands, auf dem Punkt stand, seine Neutralität aufzugeben, wurden die Schlachten bei Marengo und Hohenlinden geliefert.

„Das schwankende und unschlüssige Benehmen Preußens

[1] Memoiren des königl. preußischen Generals der Infanterie Ludwig von Reiche, herausgegeben von seinem Neffen Louis von Weltzien, Hauptmann u. s. w. 2 Bände. Leipzig 1857. F. A. Brockhaus.

grenzte an Schwäche. Man wollte den König glauben machen, daß es im preußischen Interesse liege, sich an Frankreich zu schließen. In dem gewaltigen Kampf mit einer Revolution hatte man nichts gelernt und kehrte zu den alten Spielereien und Plackereien zurück, als hätte man nichts zu vergessen, nichts zu verbessern. Altes und Neues lagen im Hader. Eine veraltete Diplomatie und verknöcherte Exerzirreglements siegten abermals über die frische Gegenwart."

Bevor noch der Winter eintrat, eröffnete sich dem thatendurstigen Offizier ein erweiterter Wirkungskreis auf einem für ihn ganz neuen Kriegsschauplatz, von welchem er dazumal schwerlich ahnte, daß mehr als ein ~~halbes~~ Menschenalter später er fast auf denselben Feldern sich mit Ruhm bedecken und ein tapferes Heer siegreich gegen einen treulosen König anführen werde.

Der zum Oberbefehlshaber der k. k. österreichischen Armee in Italien ernannte Feldzeugmeister Baron Beaulieu, freilich damals schon ein 70jähriger Greis, aber durch Kenntniß und Muth ausgezeichnet, nahm seinen vormaligen Ordonnanzoffizier als Adjutanten dahin mit. Im Februar 1796 traf Radetzky im Hauptquartier zu Pavia ein.

Der Feldzug dieses Jahres in Italien, wo die österreichische Tapferkeit gegen das bitterste Mißgeschick ankämpfte, während ein jugendlicher feindlicher Feldherr, voll

Ruhmbegier und reich an Mitteln, die ihm sein schöpferischer Geist an Handen gab, das Glück zwang, zu ihm zu stehen, gehört unstreitig zu den denkwürdigsten Ereignissen an der Neige des abgewichenen Jahrhunderts und verdient deßhalb die ernsteste Aufmerksamkeit.

Schon beim Beginn desselben durfte man für die österreichischen Waffen wenig Erfolgreiches hoffen. Feldzeugmeister Beaulieu stand in einem ihm gänzlich unbekannten Land einem Bonaparte gegenüber, der an energisches und unabhängiges Handeln gewohnt, auch zumeist über die Sympathien der Bewohner verfügte, und mit seinen jungen ehr- und beförderungssüchtigen Generalen Dinge unternehmen konnte, welche Beaulieu, im Gefühl seiner Verantwortlichkeit, seiner Abhängigkeit vom Hofkriegsrath und der geringen Befähigung mancher seiner Generale sich nicht einmal träumen lassen durfte. An der Seite des österreichischen Feldherrn stand der von ihm sich zum Generalquartiermeister erbetene Oberstlieutenant Zach. Die übrigen Offiziere des Generalquartiermeisterstabes waren ziemlich zahlreich.

Im Hauptquartier selbst befanden sich der Major Auracher von Aurach, dann die Hauptleute Mumb und Richter, beide als höhere Generale schon vor langen Jahren verstorben.

Die Aufstellung der k. k. Armee begann am Var, und lief, auf einer Ausdehnung von etwa 15 deutschen Meilen,

über die zahllosen und rauhen Abfälle des Apennin bis ins Genuesische. Daß man diese lange Linie mit 57,000 Mann kaum zu halten im Stande seyn werde, leuchtete jedem denkenden Soldaten ein.

Der die 20,000 Piemontesen und 5000 Mann Hilfstruppen befehligende Feldmarschalllieutenant Baron Colli stand im Rufe der Zweideutigkeit. Auch zweifelte man stark, und nicht ohne Grund, an der Aufrichtigkeit des Turiner Hofes. Darin wurde man noch durch den Umstand bestärkt, daß man dort, ganz im Geist eines Viktor Amadeus, und der von ihm befolgten Politik, den würdigen Beaulieu unter allerlei Vorwänden zu hindern wußte, mit dem König von Sardinien selbst, und zwar in dessen Hauptstadt, die nöthigen Verabredungen für den bevorstehenden Feldzug zu treffen. So kam es, daß gar kein Operationsplan mit dem sardinischen Ministerium, auch keine Voranstalten für den Krieg gemacht worden waren, und man in den ersten Tagen des April, wo die Jahreszeit besser ward, die Feindseligkeiten eröffnete ohne das Was? und Wie? festgestellt zu haben.

Unter den 57,000 Streitern mit 148 Geschützen gehörten bloß 32,000 Mann der k. k. Armee an. Allein auch diese hatten, gleich den Alliirten, kein Vertrauen in ihre Führer und erwarteten ernst und resignirt, was die Zukunft über sie verhängen würde. Der Feldzeugmeister Baron Beaulieu entbehrte somit schon von

Hause aus des wichtigsten Faktors bei jeder Kriegsunternehmung.

Die Vorrückung über die ligurischen Gebirge auf Voltri (10. April) hatte zum Zweck, dem feindlichen Obergeneral Scherer die Verbindung mit dem neutralen Genua abzuschneiden und ihn längs der Küste an den Var zu drängen. Bei dieser Rechtsschwenkung, welche in einem solchen Terrain selbst mit den geschultesten Truppen ein überaus schwieriges Unternehmen bleibt, sollte Feldmarschalllieutenant Colli mit 12,000 Mann den Col de Raus festhalten, Feldmarschalllieutenant Graf Argenteau aber, als äußerster rechter Flügel, Montenotte besetzen. Zwischen beiden erhielt Generalmajor Vukassowich die Verbindung. Man gedachte den rechten Flügel des Feindes mit allem Nachdruck anzugreifen, selben auf sein Zentrum zu werfen und in dieser Art die feindliche Linie bis an ihren linken Flügelstützpunkt aufzurollen. Zachs mathematische Berechnungen waren ganz richtig; nur Schade, daß im Kriege derlei regelrechte Entwürfe häufig mißlingen, wenn man Boden- und sonstige Verhältnisse dabei unberücksichtigt läßt.

Man vertrieb die Brigade Cervoni (Division Laharpe) aus Voltri und verfolgte selbe bis Savona. Bei dieser Gelegenheit führte Radetzky eine der Angriffskolonnen und wurde dafür auch in der Relation belobt. Allein am 12. griff der Feind die 3000 Mann unter

Feldmarschalllieutenant Graf Argenteau bei Montenotte, somit den rechten Flügelstützpunkt Beaulieu's an und drang in dessen Rücken vor.

Der Feldmarschalllieutenant Colli wurde am 13. durch 10,000 Franzosen unter Augereau bei Millesimo und Cossaria geschlagen und gesprengt. Die Piemontesen flohen über Ceva und Mondovi nach Fossano, und schon am 28. April schloß der König von Sardinien einen Waffenstillstand mit der französischen Republik, wornach Piemont seine 20,000 Mann nach Hause rief, dem General Scherer die Citadelle in Ceva, dann Cuneo und Tortona überlieferte und der Poübergang bei Valenca, völlig im Rücken der Oesterreicher und auf ihren Operationslinien, den Franzosen anstandslos verwilligt wurde. So handelte das Haus Savoyen schon in jenen Tagen!

Dadurch sah sich Beaulieu, schon 14 Tage nach Eröffnung des Feldzuges, wieder in die Defensive geworfen, und ging durch die Bochetta auf Acqui. Zwar versuchte er, mehr kühn als klug, noch einmal einen Angriff auf Montenotte; jedoch mancherlei Fehler im Detail der Ausführung und ein Mißverständniß im Datiren der betreffenden Disposition, wurden Ursache, daß man nur vereinzelte, somit schwache Schläge gegen den kompakten Feind führte und gar kein Resultat erzielte.

Kaum hatte Feldzeugmeister Beaulieu am 2. Mai noch mit heiler Haut bei Valenca das linke Pouser

erreicht, als auch die Republikaner schon die reichen Fluren am rechten Ufer überschwemmten, und für ihre Zwecke ausbeuteten.

An Scherers Stelle war Bonaparte getreten, welcher am 7. Mai bei Piacenza über den Po ging. Im Verfolg des unglücklichen Gefechtes, welches Generalmajor Liptay am 8. Mai bei Fombio und Codogno lieferte, und in Anbetracht der Stimmung im Lombardischen mußte Beaulieu bei Lodi hinter die Adda zurückweichen. An der Brücke über diesen Fluß fand am 10. Mai jenes bekannte Gefecht statt, welches ruhmredige Schriftsteller und emphatische Armeebulletins als eine Schlacht darzustellen versucht haben, die nicht nur in Kupferstichen und Gemälden, sondern sogar in Erz und Stein verewigt worden ist. Wenn man aber die Memoiren des Herzogs von Ragusa gelesen hat, so wird man darüber vollkommen enttäuscht, und weiß, was es mit derlei Angaben für ein Bewenden habe. Die Schlachten von Marengo und Arcole liefern dazu würdige Seitenstücke, und wir empfehlen daher „Marmonts Denkwürdigkeiten,“ weil selbe trotz ihrer bisweilen unverbürgten Angaben doch auch wieder einzelne Streiflichter auf so vieles werfen, was bisher in anderer Fassung zu unserer Kenntniß gelangte.

Bonaparte besetzte die Metropole der Lombardie und blokirte das dortige Kastell, zwar ein massives aber

sehr schlecht befestigtes Bauwerk, von dem französische Autoren jener Zeit reden, als ob es eine feste Citadelle gewesen wäre. Es ergab sich erst am 29. Juni.

Beaulieu war hinter den Oglio und bald auch hinter den Mincio gegangen. Das Hauptquartier kam nach Valleggio. Die feindliche Armee überschritt gegen Ende Mai die Adda, den Oglio und die Chiese, und rückte an den Mincio. Die Aufstellung, welche Zach gewählt hatte, war eben nicht die glücklichste. Der Geist des Generalquartiermeisters schien durch falsche Nachrichten und eine baare Unkenntniß über alles, was beim Feind vorging, gänzlich befangen.

Die damalige Lage der Armee hat große Aehnlichkeit mit jener des Jahres 1848. Aber die handelnden Personen waren Andere, der Geist des Heeres ein ganz verschiedener.

Die nur 20,000 Streiter zählende Armee stand vom Gardasee bis in die Nähe von Mantua, somit auf ungefähr acht Stunden Länge, und zwar ohne alle wechselseitige Verbindung, in einzelnen größeren oder kleineren Gruppen, nach dem leidigen Prinzip: Alles decken zu wollen. Generalmajor Liptay mit 4500 Mann lagerte bei Peschiera, Feldmarschallieutenant Sebottendorf mit 6000 Mann im Zentrum bei Valeggio, und Feldmarschallieutenant Colli mit 5000 Mann bei Goito. Für diese in erster Linie hinter dem Mincio aufgestellten

15,500 Mann bestand eine 4500 Mann betragende Reserve bei Oliosi. Ein Blick auf die Karte lehrt, mit welcher mathematischen Genauigkeit der gelehrte Chef des Generalstabes diese Kräftenvertheilung getroffen hatte, die einem Clausewitz und überhaupt allen Jenen, welche den richtigen Prinzipien der Flußvertheidigung huldigen, einen Schrei des Entsetzens entlockt haben würde.

Der Feldzeugmeister Beaulieu lag krank zu Valeggio und hatte an dieser Kräftenversplitterung kein Theil.

Sein Stellvertreter, Feldmarschalllieutenant Baron Melas, gestattete diese Kordonstellung. Es darf somit auch gar nicht befremden, wenn der rasch und ziemlich verdeckt anrückende Gegner auf keinen nachhaltigen Widerstand stieß und am 30. Mai den Mincio bei Monzambano und Valeggio forcirte.

Der Feldzeugmeister Beaulieu dankte seine persönliche Rettung nur der aufopfernden Hingebung und standhaften Ausdauer seines Adjutanten Radetzky. Denn nur dadurch fand der im Bett liegende Kranke die nöthige Zeit, in Sicherheit zu gelangen. Radetzky wußte nämlich im Vereine mit zwei erprobten und ihm theuern Waffenbrüdern (dem Rittmeister Grafen Almasy von Erzherzog Joseph-Husaren, und dem Oberlieutenant Anton Grafen Hardegg-Glatz von Merveldt-Uhlanen) die vor Borghetto aufgestellte Husarendivision unter dem Major Hertelendy durch Wort und Beispiel zu

begeistern. Diese schwache Truppe, unterstützt von einer Kavallerie-Batterie, verrichtete Wunder der Tapferkeit und hielt den Feind geraume Zeit auf. Endlich wurde aber auch sie von einer mehr denn zehnfachen Uebermacht gesprengt. Die Batterie ging verloren. Die Franzosen drängten mit allem Ungestüm auf die Brücke los und besetzten dieselbe. In der Unmöglichkeit, hier noch durchzukommen, und fest entschlossen, der Gefangenschaft zu entgehen, faßte Radetzky einen raschen und hochherzigen Entschluß und warf sich in den Fluß. Sein braves Pferd trug ihn glücklich an's jenseitige Ufer. Von den vielen Kugeln, welche ihm die feindlichen Voltigeure nachsendeten, als er durch den Mincio schwamm, hatte ihn trotz der großen Nähe auch nicht eine einzige getroffen.

Feldmarschalllieutenant Baron Melas führte die Trümmer der k. k. Armee ins Etschthal auf Roveredo und Caliano. Die Division Massena beobachtete dieselbe in der Linie von Verona über Rivoli und die Madonna della Corona. Der Generallieutenant Serrurier blokirte seit 5. Juni Oesterreichs Hauptbollwerk in Italien, die Festung Mantua.

Schon am 29. Mai war Radetzky zum Major im Pionnierkorps befördert und mit Errichtung eines aus Italienern zu bildenden Pionnierbataillons beauftragt worden. Es war dieß Beaulieu's letzter Vorschlag, welchen er vor seinem Abgehen vom Kommando noch

gemacht und in Wien auf das Wärmste bevorwortet hatte. Er übergab am 21. Juni an den Feldmarschalllieutenant Baron Melas den Oberbefehl der Armee in Italien, und verlebte den Rest seiner Tage auf seiner Besitzung unweit Linz in philosophischer Zurückgezogenheit und in Betrachtungen über die Wandelbarkeit alles Erdenglückes. Vielleicht hatte niemand dazu mehr Ursache, als dieser ehrenwerthe Veteran, der überaus schmerzliche Verluste erlitt. Sein einziger (Adoptiv-) Sohn starb als Major. Sein schönes Schloß mit allen und so bedeutenden Kunstschätzen war schon durch die Brabanter Insurgenten beim Beginn der Revolution eingeäschert worden. Ja der mit unerschütterlicher Treue am Kaiserhaus hangende General mußte noch erleben, daß auch sein letzter Aufenthalt von den Verheerungen des Krieges nicht verschont blieb. Der edle Wallone war gezwungen, in seinem eigenen Hause die Offiziere eines Mannes zu bewirthen, dessen Namen er nur mit Widerwillen aussprechen hörte.

Beaulieu starb, 94 Jahr alt, am 22. December 1819 zu Linz. Sein edler Charakter erwarb und bewahrte ihm die Achtung der Welt. Er hatte noch die Freude, seinen Radetzky auf hoher militärischer Stufe zu erblicken und sich mit ihm zuweilen in den Erinnerungen einer schwer durchlebten Vergangenheit zu ergehen.

Seine Majestät der Kaiser hatte, wie bekannt, dem Feldmarschall Grafen Wurmser den Oberbefehl der

Armee in Südtirol übertragen und auch das ganze Hauptquartier neu besetzt. Bis zu der am 26. Juni erfolgten Ankunft des neuen Oberfeldherrn leitete der nicht volle dreißig Jahre zählende Major Graf Radetzky sowohl die operativen als auch die Detailgeschäfte der Armee, und selbst noch später wurde ihm der Armeedetaildienst neben der gleichzeitigen Formation seines Pionnierbataillons aufgebürdet.

Aus der Geschichte des Feldzuges 1796 in Italien ist bekannt, daß zum Entsatz von Mantua die außerordentlichsten Anstrengungen gemacht wurden und, viermal versucht, jederzeit scheiterten, leider nicht an der Tapferkeit und Ausdauer der Truppen, sondern an der Unfähigkeit einzelner Führer. Das k. k. Heer hatte sich wieder ergänzt.

Am 29. Juli begannen 47,000 Mann jene unglückliche Vorrückung zu beiden Seiten des Gardasees durch das Etsch- und Chiesethal, welche, nach den Gefechten bei Rivoli, Salo, Lonato und Gavardo, dann der Schlacht bei Castiglione (5. August), ungerechnet mancher anderer Fehler, den Feldmarschall Wurmser zum Rückzug auf Trient zwangen. Damit endete der erste Entsatzversuch, der ungefähr 12,000 Mann kostete und trotz seiner fehlerhaften Anlage immerhin hätte gelingen können, falls der Feldmarschallieutenant Quosdanovich mit höherer Einsicht und Energie begabt gewesen wäre.

Bonaparte entsendete mittlerweile über den Po, schuf dort verschiedene kleine Freistaaten und begnügte sich mit der einfachen Blokade von Mantua, seit das ganze in Ferrara und andern Orten zusammengebrachte Belagerungsgeschütz bei einem Ausfall in die Hände der tapfern Garnison gefallen war.

Die Divisionen Massena und Sardanne standen bei Rivoli und im Etschthal gegen die k. k. Armee bei Trient.

Etwa fünf Wochen später fand der zweite Entsatzversuch statt. Der Feldmarschallieutenant Baron Lauer des Ingenieurkorps hatte dazu den Plan entworfen, und viele schüttelten den Kopf, indem sie meinten: „So etwas sey des Ingenieurs Sache nicht.“ Die Hauptoperationslinie lief dießmal im Brentathal. Nur Feldmarschallieutenant Davidovich sollte mit einem Korps längs der Etsch vorgehen.

Aber Bonaparte kam seinen Gegnern in Ergreifung der Offensive zuvor. Nach den unglücklichen Gefechten bei Cerea und Castellaro und dem Vorfall bei San Giorgio unter den Kanonen von Mantua am 15. Oktober sah sich Feldmarschall Wurmser von Tirol abgeschnitten und gezwungen, mit seinen 20,000 Mann in jener Festung Schutz zu suchen, die er zu entsetzen gekommen war.

Noch an demselben Abend war Radetzky befehligt worden, in der Eile einige Verschanzungen bei San Giorgio

durch seine Pionniere aufwerfen zu lassen. Als er die Umgegend besichtigte, fand er zu seinem Erstaunen die Regimenter Czartorisky-Kürassiere, Merveldt-Uhlanen und Wurmser-Husaren dergestalt fehlerhaft postirt, daß ihm sogleich Unheil ahnte. Nachdem keine Infanterie zur Hand war, so besetzte er die Vorstadt San Giorgio durch seine Pionniere. Kaum war dieß geschehen, als der Feind sich in den seitwärts liegenden tiefen Graben der Fossamanna warf und von dort die dicht am Lago eben im Abkochen begriffene österreichische Kavallerie mit großer Wirkung beschoß. Nur Radetzky's klugen Anstalten dankte man, daß der Gegner keine weitern Vortheile erlangte und die Kavallerie ohne allzu schwere Verluste in die Festung zurückgezogen werden konnte.

Die Franzosen besetzten noch am Spätabend die Vorstadt San Giorgio und die Blokade hatte nun wieder ihren Fortgang wie zuvor.

Der Feldmarschallieutenant Davidovich stand mit 14,000 Mann in Südtirol, und Feldmarschall-Lieutenant Quosdanovich mit 5000 Mann hinter der Piave. Beide wurden durch feindliche Korps an der Brenta und Etsch beobachtet.

Radetzky, der mit seinem Pionnierbataillon sich gleichfalls nach Mantua werfen mußte, fand dort vielfache Gelegenheit zur Auszeichnung und ehrenvollen Anerkennung.

Schon um die Mitte September hatte der Festungs-

kommandant in Mantua dem Feldmarschall Wurmser erklärt: „daß ihn der Mangel an Lebensmitteln zwingen werde, sich binnen wenig Tagen zu ergeben." Man stelle sich die Verlegenheit vor, als nun die Besatzung durch 20,000 Mann vermehrt wurde. Manche behaupten, es sey unbegreiflich, wie Feldmarschalllieutenant Graf Canto d'Yrles zu jener Zeit, wo nur 9000 Mann Feinde unter Generallieutenant Kilmaine vor Mantua standen, nicht im Stande gewesen, den Platz neu zu verproviantiren. Sorglosigkeit mag hiezu jedenfalls das Ihrige beigetragen haben. Wir vermuthen dieß um so mehr, als auch die Befestigungsarbeiten beim Dorfe Ceresa noch unvollendet waren. Mangel an Lebensmitteln und unvollendete Verschanzungen sind nun freilich zwei Uebelstände, zu deren Behebung ein Mann wie Feldmarschalllieutenant Canto d'Yrles keineswegs geeignet blieb.

Um den Proviant zu verschaffen, bot sich der wackere, einer uralten mantuanischen Familie entsprossene kaiserliche politische Kommissär Graf Castiglione an. Den andern Punkt versprach Radetzky auf sich nehmen zu wollen. Durch fünfthalb Monat stand er mit seinen Pionnieren bei Ceresa auf Arbeit, wurde während dieser Zeit dreimal durch den weit überlegenen Feind angegriffen und wies selben jedesmal, ohne Beihülfe von Infanterie zurück.

Uebrigens führte er bei jedem größeren Ausfall der Garnison in der Regel stets eine Kolonne.

Nachdem jedoch die Franzosen seit Anfang Oktober die wenigen nur auf Dämmen laufenden Ausgänge des Platzes verlegt hatten, blieben die Ausfälle eben so schwierig als selten.

Zusehends wurde der Mangel an Fleisch, Wein, Holz und Fourage empfindlicher. Man begann sich von Pferdefleisch zu nähren. Aus Mangel an Betten, Arzneien und gesunder Nahrung starben 4000 Soldaten in dem kurzen Zeitraum vom 15. September bis Ende Oktober. Die Garnison betrug zwar noch 24,000 Mann, davon war jedoch nur die Hälfte dienstbar.

Der dritte Entsatzversuch war, wie wir wissen, nicht glücklicher als die beiden früheren. Nach der dreitägigen Schlacht bei Arcole (15., 16. und 17. November) zog sich Feldzeugmeister Baron Alvinczy mit dem Friauler Korps über Montebello und Lonigo, am 24. hinter die Brenta, der Feldmarschallieutenant Baron Davidovich aber mit dem Tirolerkorps nach der Schlappe am Montebaldo ins Etschthal.

Feldmarschall Wurmser hatte viel zu spät mit 8000 Mann einen Ausfall gemacht, und mußte unverrichteter Sache nach Mantua zurück kehren. Dort wüthete der Tod. Am letzten Tag des Jahres zählte die Garnison nur noch 18,000 Mann; vier Wochen später gar nur 16,000 Köpfe, wovon etwa die Hälfte dienstbar waren.

Die letzte Anstrengung zur Rettung des aufs Aeußerste bedrängten Mantua, also den vierten Entsatzversuch unternahm Feldzeugmeister Alvinczy im Januar 1797. Allein die Schlacht bei Rivoli ging verloren, und das Korps des Feldmarschalllieutenants Provera wurde am 15. bei San Giorgio umringt und gefangen.

Am 4. Februar öffnete Mantua seine Thore. Der Sieger ehrte den Muth einer Garnison, die innerhalb sieben Monaten in Gefechten und durch Krankheiten über 16,000 Mann eingebüßt hatte, und nur allein vom Hunger und Elend unterworfen werden konnte. Es wurde einer 500 Mann starken Abtheilung verstattet, mit allen Kriegsehren frei abzuziehen, gegen die Verpflichtung, die nächsten drei Monate nicht gegen Frankreich zu dienen. Unter dieser geringen Zahl befand sich auch Radetzky mit seinem bis auf 300 Köpfe zusammengeschmolzenen Pionnierbataillon.

In Mantua war es, wo Radetzky mit dem seit vielen Jahren verstorbenen brittischen Generallieutenant Lord Lynedoch (vormals Sir Graham und aus dem Halbinselkrieg, so wie aus den Feldzügen 1814 und 1815 in den Niederlanden, wo er ein brittisches Korps befehligte, vortheilhaft bekannt) ein dauerndes Freundschaftsbündniß schloß. Sir Graham befand sich damals als brittischer Oberst und Kommissär in Wurmsers Hauptquartier. In späteren Jahren betrat er nie den Kontinent, ohne seinen

alten Freund Radetzky zu besuchen und einige Tage bei ihm zuzubringen. Das letztemal erschien er bei den großen Waffenübungen 1842. Bis an seinen Tod blieb dieser hochgebildete und tapfere Britte ein aufrichtiger Bewunderer der österreichischen Armee, und ein warmer Verehrer des Kaiserhauses.[1]

Der jedem österreichischen Soldatenherzen ewig unvergeßliche Erzherzog Karl hatte statt Alvinczy das Kommando der k. k. Armee in Italien am 4. März 1797 zu Udine definitiv übernommen, und war wieder bis an die Piave vorgerückt. Im Hauptquartier zu Conegliano erhielt Radetzky die Weisung, „sogleich wieder ein neues Pionnierbataillon zu errichten." Man stellte ihm aber für diesen Zweck — sonderbar genug — 1000 Mann vom Fuhrwesen bei.

Nach dem Treffen am Tagliamento (16. März) ging der Rückzug des schwachen österreichischen Heeres auf Görz und von da einerseits im Isonzothale hinauf über den Predil auf Jarvis und Villach, anderseits über den Karst nach Laibach; in weiterer Folge aber über Judenburg auf Leoben. Hier wurde am 7. April der Waffenstillstand unterzeichnet.

[1] Der Verfasser gegenwärtiger Schrift machte seine Bekanntschaft 1831 zu Mantua. G. L. Lord Lynedoch war dorthin gekommen, um die Stätten wieder zu sehen, so 34 Jahre früher Zeugen des österreichischen Heldenmuthes und bittern Unglücks gewesen sind.

Während des ganzen Rückzuges leistete Radetzky bei der vom Generalmajor Fürst Karl zu Schwarzenberg befehligten Nachhut die besten Dienste. Später ward er mit seinem Bataillon von Steyer in Oberösterreich zu dem im Salzburgischen aufgestellten k. k. Armeekorps beordert und wohnte der Vorrückung bis Klagenfurt bei. Kaum dort angelangt, sendete man ihn mit seinen Pionnieren ins Hauptquartier nach Marburg, von wo er mit den Generälen Terzy und Mack den Zug auf Gradiska machte. Er wurde hierauf bei den Befestigungsbauten dieses Platzes und längs dem Isonzo verwendet. Noch heute stehen einzelne Erdwerke, welche in jener Zeit und unter seiner Leitung entstanden sind.

Nach dem Frieden zu Campoformio (17. Oktober 1797) bezog das Armeekorps eine Kantonnirung um Padua. In diese Zeit fällt Radetzky's Vermählung mit der, 1854 ihm in ein besseres Jenseits wieder vorangegangenen, Gräfin Franziska Romana von Strassoldo-Grafenberg (9. November 1797). Sie gebar ihm fünf Söhne und drei Töchter. [1]

[1] Davon leben nur noch ein Sohn Theodor, k. k. Generalmajor in Pension, und eine Tochter Friederike, vermählte Gräfin Karl Wenkheim und Sternkreuz-Ordensdame. Von den andern vier Söhnen war der älteste Rittmeister im fünften Husarenregiment, ein zweiter starb als Oberlieutenant des zweiten Kürassierregiments, der dritte Karl als Major in Pension und der jüngste Anton als Eskadrons-Kommandant im fünften Husarenregiment. Von den beiden

Während man zu Rastatt unterhandelte, das Direktorium sich in Uebergriffen erschöpfte und alles den Ausgang des Kongresses vorhersehen ließ, befand sich Radetzky im Jahr 1798 behufs von Straßenanlagen und Wegausbesserungen in den euganeischen Bergen, die auf Este, Monselice, Padua und Vicenza niederblicken, und so manche Fernsicht, so manches stille Plätzchen in geheimnißvoller Waldesnacht bergen, wo man, im tiefen Schatten hoher Kastanienwälder, so gerne weilt und von den lachenden Höhen niedersteigt zu jenem phantasiereichen Ritterschloß Cattajo, dem Nachbar der heilbringenden Schlammquellen von Albano und Battaglia. Radetzky stellte dazumal die mancherlei Nachhilfe bedürftigen Straßenstrecken von Padua über Monselice auf Este, dann von Legnago über Montagnana und Villanova her. Zugleich errichtete er noch zwei weitere Pionniercompagnien für Dalmatien.

Der Feldzug 1799 in Italien, wozu der Generalmajor Marquis Chasteller am 21. März den Operationsplan aus Wien überbracht hatte, wurde in den letzten Märztagen eröffnet.

Radetzky machte denselben in der Suite des Interims-Kommandirenden, Feldzeugmeisters Baron Kray, und

verstorbenen Töchtern war die älteste an den Rittmeister Horvath von Szalaber vermählt, und hinterließ zwei Kinder. Sie erlag einem Brustleiden. Die andere heirathete den Grafen Berchtold und starb im zweiten Wochenbette.

mit besondern Aufträgen des Generalquartiermeisters Oberst Zach betraut, mit.

Er wohnte dem Vorpostengefecht vor Legnago (26. März) bei, und eilte noch in derselben Nacht auf Verona, wo er bei Tomba verwundet wurde.

Die Schlacht bei Magnano (5. April) bot ihm keine Gelegenheit zu besonderer Auszeichnung. In Folge dieses Sieges drangen die Oesterreicher bis Brescia.

Schon am 9. hatte der General der Kavallerie, Baron Melas, das Kommando der Armee übernommen. Am 14. traf die erste russische Kolonne unter Generallieutenant Rosenberg in Verona ein. Am andern Tage folgte Suwarow selbst.

Am 1. Mai 1799 wurde Radetzky, unter gleichzeitiger Beförderung zum Oberstlieutenant, als Generaladjutant des Generals der Kavallerie Melas angestellt. Dieser letztere war nämlich am 20. April beim Hofkriegsrath darum eingeschritten, und erklärte bei dieser Gelegenheit:

„Radetzky sey ihm seines Charakters sowohl, als seiner militärischen Kenntnisse wegen, längst wohl bekannt.“

Nur wenige Tage vor seiner Beförderung hatte Radetzky, unter Mitwirkung seines vertrauten Freundes, des Pionnierhauptmanns Grafen Anton Hardegg, (27. April) die vom Feind schon theilweise zerstörte Addabrücke bei Cassano, durch raschen Anlauf, dem Heere erhalten.

Im Siegesflug drangen die Auster=Russen bis in die Ebene von Piemont vor. Schon am 27. Mai, also nur einen Monat nach dem Adda=Uebergang, ward Turin besetzt.

Feldmarschalllieutenant Vukassovich stand schon am 26. vor dieser Stadt, wo der feindliche General Fiorelli sich mit der Garnison in die starke Citadelle geworfen hatte. Von dort aus beschossen die Franzosen Turin sehr lebhaft, bis es dem Major Grafen Torres, im Auftrage Radetzky's, gelang, die Einstellung des Feuers zu erwirken.

Es war ungefähr um die Mitte Juni, als Macdonald aus Unteritalien an der Trebbia erschien. Hier kam es zu einer dreitägigen Schlacht. (17. 18. 19.)

Der Kampf war am 19. entlang der Trebbia mit aller Wuth entbrannt.

Vergebens trachtete Suwarow den durch die feindlichen Divisionen Victor und Rusca auf's beste vertheidigten Fluß zu forciren. Da führte Radetzky plötzlich den mit etlichen k. k. Grenadierbataillonen und dem Chevauxlegers=Regiment Lobkowitz zur Verstärkung der russischen Kolonne Rosenberg abgesendeten Feldmarschalllieutenant Fürsten Johann Liechtenstein dem Trebbia=Ufer entlang, durch Bäume und Gestrüppe verdeckt, in den Rücken des Feindes. Diese Bewegung entschied gewissermaßen die Schlacht. Auch hier wieder verlor

er, durch eine französische Stückkugel, ein Pferd unter dem Leib.

In der amtlichen Schlachtrelation heißt es:

„Radetzky habe unausgesetzt Beweise seiner Bravour und militärischen Talente gegeben, und sey schon mehrmals angerühmt und der allerhöchsten Gnade empfohlen worden. Er habe auf dem Schlachtfelde selbst durch Geistesgegenwart, Eifer und rasches Eingreifen die wesentlichsten Dienste geleistet. Ich kann — sagt der Kommandirende in seinem Bericht — den Eifer, womit er die vorrückenden Truppen, stets an ihrer Spitze, auf die gefährlichsten Punkte brachte, nicht genug rühmen, und ich muß ihm das Zeugniß geben, daß er durch seine bekannte, ihm ganz eigene Thätigkeit zu dem erfochtenen Sieg wesentlich beigetragen habe."

Melas ließ es aber hiebei nicht bewenden. Er schritt für seinen Generaladjutanten um das Theresienkreuz mit folgenden Worten beim damaligen Hofkriegspräsidenten, General der Kavallerie Grafen Tige, ein:

„Ich muß Euer Excellenz um die Gnade bitten, Seiner Majestät meine unterthänigste Bitte zu unterlegen, diesen um den allerhöchsten Dienst so sehr verdienten Stabsoffizier mit dem militärischen Theresienorden, den er unter jeder Rücksicht verdient, huldreichst zu belohnen."

Der Antrag des Kommandirenden ging jedoch nicht

durch, und es bedurfte neuer Thaten, abermaliger Ansprüche, um dem tapfern und einsichtsvollen Radetzky diese erste und höchste militärische Auszeichnung zu verschaffen.

Bei der weiteren Verfolgung des Feindes, nach der Schlacht an der Trebbia, erhielt Radetzky schon den Tag darauf (20. Juni) an der Tarobrücke eine leichte Kopfkontusion durch eine Gewehrkugel.

Mantua war am 28. Juli in österreichische Hände gerathen. Man zog nunmehr das dortige Belagerungskorps unter Feldzeugmeister Baron Kray, sowie auch das Korps aus Tirol unter dem General der Kavallerie, Grafen Bellegarde, an den obern Po. Aber Macdonald und Joubert hatten sich bei Genua vereinigt. Es kam zur Schlacht bei Novi (15. August). Der Feldmarschalllieutenant Chasteller hatte noch die Disposition dazu entworfen. Die Hauptabsicht war gegen den linken Flügel und die Mitte des Feindes gerichtet.

General der Kavallerie Melas mit der Reserve wurde Anfangs außer Gefecht gehalten.

Joubert wies mehrere Angriffe muthig ab. Die Alliirten erlitten namhafte Verluste. Da wurde General der Kavallerie Melas gegen das feindliche Zentrum dirigirt. Radetzky, mit der feindlichen Stellung, sowie auch in der Gegend wohl bekannt, sah das Nutzlose einer solchen Bewegung ein und bot Alles auf, seinen Komman-

direnden von der bezeichneten Richtung abzubringen. Er zeigte anschaulich den Vortheil eines Angriffes unterhalb Serravalle in Jouberts rechte Flanke und Rücken, und erlangte endlich nach einigem Widerstreben des Armee-Kommandanten die Bewilligung, die Brigaden Mitrovsky und Loudon dorthin führen zu dürfen. Der glänzendste Erfolg krönte diese Bewegung. Der tapfere Joubert überlebte seine Niederlage nicht; er fiel im Getümmel der Schlacht, dort, wo selbe am heftigsten tobte.

General der Kavallerie Baron Melas ergriff diese neue Gelegenheit, um seinem Generaladjutanten die längst verdiente öffentliche Anerkennung zuzuwenden. Er sprach sich über selben in seiner officiellen Relation folgendermaßen aus:

„Ich finde nicht Ausdrücke und Worte genug, um das Verdienst, die unerschütterliche Tapferkeit und den bis zur Begeisterung gesteigerten Muth der ganzen Armee zu schildern. — —

„Endlich kann ich mir nicht versagen, den verdienstvollen Oberstlieutenant Grafen Radetzky Seiner Majestät zur Belohnung um so mehr zu empfehlen, da ich in so vielen Gelegenheiten seine ganz besondere Entschlossenheit, Bravour und rastlose Thätigkeit zu bewundern Gelegenheit fand, und er auch diesen Tag die Angriffskolonnen meist selbst geordnet und bei

mehreren Angriffen den thätigsten Antheil nahm, folglich gewiß wesentlich zum Sieg beigetragen hat."

Diese wiederholten und kräftigen Anempfehlungen des kommandirenden Generals waren das Motiv, weßhalb das späterhin abgehaltene Kapitel einstimmig (unterm 18. August 1801) dem Verewigten das Ritterkreuz des Theresienordens zuerkannte.

Melas schenkte überhaupt seinem Generaladjutanten ein unbedingtes Vertrauen, und that fast nichts, ohne zuvor selbst in allen operativen Dingen dessen Ansicht vernommen zu haben. Wie man leicht begreift, konnte dieß nicht dazu beitragen, die Beziehungen zwischen Zach und Radetzky freundlicher zu gestalten. Es ist dieß eine Wahrnehmung, die sich in spätern Kriegen häufig wiederholte und über die man hinweggehen darf, in so lange die Rivalitäten zwischen Generalstab und Adjutantur dem Dienst keine Nachtheile bringen.

Der Feldzug dieses Jahres, worin die Alliirten so bedeutende Vortheile erfochten hatten, nahte allgemach seinem Ende. Er sollte mit der Eroberung von Cuneo beschlossen werden, jenes einzigen festen Platzes, welchen die Franzosen noch im Pothal besaßen, seitdem auch Tortona (10. September) gefallen war.

Man gab der durch große Anstrengungen und viele Gefechte bedeutend geschwächten Armee öffentlich bekannt,

daß nach der Unterwerfung von Cuneo die Winterquartiere bezogen werden sollten. Der Soldat hatte selbe in der That nöthig, denn er war gänzlich abgerissen. Es fehlte an Geld, Proviant, Fuhrwesen und hundert andern Dingen. Auch behielt Melas, nach dem Abrücken der 35,000 Russen in die Schweiz, kaum noch 45,000 Streitbare. Man hatte beschlossen, sogleich nach Cuneo's Eroberung nur drei Brigaden am rechten Poufer zu belassen und den Rest des Heeres am linken zu verlegen, um den aus den Erbstaaten kommenden Subsistenz- und sonstigen Mitteln näher zu seyn. Dieß blieb um so unerläßlicher, als die Armee fast gar kein Transportfuhrwesen besaß.[1]

Noch am 4. und 5. November hatte Melas bei Savigliano und Fossano (Genola) die Franzosen unter Championet geschlagen. Auch hier wieder sagte der Kommandirende in seinem amtlichen Bericht:

„Ich muß den rastlosen, eifrigen und unermüdet thätigen Herrn Oberstlieutenant Grafen Radetzky, für den so viel wahres und wesentliches Verdienst im Laufe des ganzen Feldzuges spricht, zu Allerhöchster Gnade anempfehlen, und erneuert um dessen verdiente Belohnung bitten."

An demselben Tage, wo Radetzky bei Genola neue

[1] Der dem Hofkriegsrath damals eingereichte Standesausweis ergab einen Abgang von 20,000 Mann, um, wie festgesetzt worden war, im folgenden Jahr mit 60,000 Mann die Riviera zu unterwerfen.

Proben kaltblütiger Umsicht gab, hatte der Kaiser sein Beförderungsdekret zum Oberst, mit Belassung in seiner bisherigen Anstellung, unterzeichnet. Er stand damals im 33. Lebensjahre.

Cuneo fiel am 3. December, als bereits die Alpen und Apenninen mit Schnee bedeckt waren. Jetzt sollte das Versprechen des Feldherrn in Erfüllung gehen. Da trat Zach auf und verlangte die Fortsetzung der Operationen. Man solle, behauptete er, den nach Genua zurückgeworfenen Rest der feindlichen Armee vollends aufreiben.

In einem dießfalls abgehaltenen Kriegsrath hatte Radetzky die Ansicht des Generalquartiermeisters durch die schlagendsten Thatsachen widerlegt und wurde dabei durch sämmtliche Anwesende unterstützt. Vergebens. Als sich Zach vollkommen überstimmt sah, zog er ein Schreiben des Ministers Baron Thuguth aus der Tasche, welches die Aufforderung enthielt, „aus allen Kräften einen Winterfeldzug zu betreiben."

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten ermächtigte den Oberst Zach „statt eines legalen Befehles das erwähnte Schreiben dem Kommandirenden vorzuzeigen."

Statt einen so ungewöhnlichen, alle schuldigen Rücksichten gegen den Feldherrn bei Seite setzenden Fürgang, einstimmig und entschieden zurück zu weisen, ließ sich der Kriegsrath einschüchtern. Die Fortsetzung des Krieges wurde beschlossen. Aber man ergriff nur halbe Maßregeln.

Es wurden nämlich bloß die Reservetruppen auf das linke Poufer gesendet. Mit dem stärkeren Theile verblieb Melas auf dem von Allem entblößten rechten Ufer. Die Eroberung der Riviera selbst war auf sechs Wochen vertagt, nachdem auch der Unfähigste leicht begriff, daß mitten im Winter und beim Abgang aller Mittel, an selbe nicht zu denken sey. Man schmeichelte sich bis zum Februar die erforderlichen Lebensmittel und Tragthiere gesammelt zu haben, denn ohne letztere führt man in den Apenninen keinen Krieg. „Indessen wollte man den Feind durch einzelne Streifereien beunruhigen." So ungefähr lautete der Beschluß des Kriegsrathes, und damit, so wie zum Behuf etwa weiters nöthiger Erläuterungen, reiste der Feldmarschall-Lieutenant Fürst Johann Liechtenstein nach Wien.

Allein die sechs Wochen verstrichen, und die Armee kämpfte noch immer mit dem bittersten Mangel. Eine theilweise Abhilfe blieb ungenügend. Krankheiten und Sterblichkeit rißen ein. Die verlangten 20,0000 Mann Verstärkung kamen nicht, und Melas hatte somit zu seiner Operation in die Riviera statt 60,000 Mann kaum 30,000. Verschiedene kleinere Unternehmungen vereitelte der tiefe Schnee gänzlich oder doch zum Theil. Die dabei verwendet gewesenen Truppen wurden meist ein Opfer ihrer Pflicht. Der Kommandirende erkannte vollkommen das Unhaltbare seiner Stellung. Er bat um seine Enthebung vom Armeekommando, „nachdem er, ohne die

Truppen gänzlich zu opfern, den vom Minister Thuguth vorgezeichneten Operationsplan durchzuführen nicht im Stande sey."

Seiner Bitte wurde nicht willfahrt, wohl aber durch den einsichtsvollen und billigen Monarchen entschieden, „den Feldzug nach der Riviera bis zu einem thunlicheren Moment zu verschieben."

Seit den lebhaften Debatten im Kriegsrath war die Spannung zwischen Radetzky und Zach eine so merkbare geworden, daß solche auch Anderen nicht entging. Der erstere wies fortan alles, was auf Operationsgegenstände Bezug nahm, entschieden von sich. Der Dienst empfand solches um so mehr, als der Generalquartiermeister nicht selten sich in den abstraktesten Ideen erging, und den Krieg nach rein mathematischen Regeln und Begriffen führen wollte, auch vielleicht eben deßhalb Kreuzungen, Widersprüche und mancherlei schwere Vergeßlichkeiten vorkamen. Dadurch nahm bei der Armee das Vertrauen in die Führung zusehends ab, und Mißmuth trat an dessen Stelle. Zach und Radetzky waren übrigens schon von Hause aus zwei so verschiedene Charaktere, daß sich selbe unbedingt abstoßen mußten.

Der Feldzug 1800 in Italien begann. Die zur Vorrückung in die Riviera bestimmten Streitkräfte waren Anfangs April zwar nicht auf 60,000, jedoch auf 45,000 Mann gebracht worden.

Massena stand mit 34,000 Mann in der Riviera. Die Oesterreicher unter Melas eroberten am 6. April Vado, überwältigten am 9. die Bochetta, durchbrachen die Linie der französischen Armee, und zwangen, durch den Sieg bei Voltri am 18., den Generallieutenant Massena, sich mit dem rechten Flügel nach Genua zu werfen.

Der Generalmajor Knesevich erstürmte am 6. Mai den Col di Tenda, Feldmarschalllieutenant Baron Elsnitz aber schlug am 7. den feindlichen linken Flügel unter Suchet, von den Höhen vor Oneglia zurück.

Melas nahm am 11. auch Nizza und Feldmarschall-Lieutenant Graf Saint Julien eroberte am 16. Savona.

Im raschen Siegeslauf waren die Oesterreicher bis an den Var gedrungen, und schickten sich zum Einfall in die Provence an. Seit Jahren war Frankreich nicht so nahe bedroht gewesen. Das Direktorium zitterte. Massena wurde in Genua zu Wasser und zu Land blokirt. In dem Gefecht bei Vareggio (10. April) führte Oberst Radetzky persönlich eine der Sturmkolonnen und die amtliche Relation führt ihn abermals unter den Ausgezeichneten auf.

Da wendete sich plötzlich das Glück.

Schon seit März hatte General Berthier bei Dijon eine Reservearmee von 50,000 Mann gesammelt, die in Italien verwendet werden sollte, um dort einen völligen Umschwung der Dinge herbeizuführen. Lange wollte man

in Wien an dem Bestand dieser neuen Armee zweifeln, bis endlich der kurz zuvor auf der Muiron aus Egypten nach Europa zurückgekehrte General Bonaparte das Commando derselben übernahm. Er überstieg um die Mitte Mai die Alpen und senkte sich ins Pothal herab, bevor man es dachte. Denn in genauer Zeitberechnung, in rasch eingreifender Beförderung seiner Anordnungen, so wie in der moralischen Einwirkung auf die Truppen, that es ihm kein Anderer zuvor.

Erst als die Wetterwolke drohend über Italien hing, und sich jeden Augenblick furchtbar entladen konnte, beschloß man in Wien, die in der Lombardei zerstreuten 45,000 Mann unter Feldmarschallieutenant Khaim, dem Sieger an den Pyramiden entgegen zu stellen. Ein Khaim gegen einen Bonaparte!

Damit war von vorne herein das Urtheil gesprochen, ohne daß es eines delfischen Orakels bedurft hätte. Um den Franzosen das Herabsteigen in die italienische Ebene zu wehren, oder besser, um die Entwicklung ihrer Kolonnen im obern Stromgebiet des Po zu hindern, wurden nur mangelhafte Vorkehrungen getroffen, und vor Allem der wichtige Grundsatz aus den Augen gelassen: „Die Kräfte fest zusammenzuhalten.“ Die Vertheilung derselben war nämlich folgende: Feldmarschallieutenant Vukassovich mit 10,000 Mann gegen den Sankt Gotthard. Generalmajor Prinz Rohan mit 4—5000 Mann gegen

den Simplon. Feldmarschalllieutenant Graf Haddik mit 10,000 Mann, meist Kavallerie, an der Dora Baltea, bei Ivrea; die übrigen 20,000 Mann gegen das Thal zu Susa und die Uebergänge des Montcenis. So lauteten die Weisungen aus Wien. An eine Zentralstellung dachte Niemand. Man vernachlässigte das im Krieg so richtige Prinzip: Wer alles decken will, deckt nichts.

Der Kommandirende allein erkannte das Fehlerhafte dieser Anordnung. Aus dieser Ursache beschloß er, schon vom allen Anfang her, nur den Feldmarschalllieutenant Baron Elsnitz mit 14,000 Mann am Var stehen zu lassen und durch selben die Cols d'Enfer und Raus zu behaupten. Den Rest, ungefähr 20,000 Mann, wollte er mit den 45,000 Mann des Feldmarschalllieutenants Baron Khaim vereinigen. Dieß schien um so nöthiger, als man bestimmt wußte, es sollten von der feindlichen Rheinarmee noch 25,000 Mann über den Simplon und Gotthard nach Italien kommen, eine zweite Reservearmee bei Dijon aber sey in der Bildung begriffen. Es muß tief bedauert werden, daß der entschiedene Mangel an festem Willen und raschem Entschluß beim Feldmarschalllieutenant Baron Khaim, sowie die verschiedenen Ansichten der ihm zwar nominell untergeordneten, eigentlich aber im Grunde selbstständigen Generale, eine Vereinigung aller k. k. Streitkräfte, wie solche in Melas Plan lag, durchaus nicht zu Stande kommen ließ.

Der kühne Bonaparte stand schon den 31. Mai am Ticino. Am andern Tag erreichte er Mailand.

Feldmarschalllieutenant Haddik bestand bei Settimo Torinese (zwischen Turin und Ivrea) gegen den weit überlegenen Feind, ein höchst nachtheiliges Gefecht, in welchem der tapfere Generalmajor Graf Palffy den Heldentod starb. Feldmarschalllieutenant Bukassovich, der es sich nicht ausreden ließ, die ganze Macht des Feindes gegen sich zu haben, war, ohne einen Mann zu verlieren, bis Mantua zurückgewichen. Kaum erschien Bonaparte im Thal der obern Dora Baltea, als sich der General der Kavallerie, Baron Melas, mit der Grenadierbrigade Lattermann und der Füsilierbrigade Fürstenberg über den Col di Tenda auf Turin wendete, um sich dort, wie er hoffte, mit dem Feldmarschalllieutenant Khaim zu vereinigen. Er kam aber um drei Tage zu spät. Schon war Khaim zu Haddik gestoßen und hatte den Rückzug hinter den Ticino und Po angetreten, welchen nun Melas mit seinen zwei Fußbrigaden nach Möglichkeit zu decken suchte.

Die Operationen des in der Riviera verbliebenen Feldmarschalllieutenants Elsnitz waren fehlerhaft. Statt die Höhen rasch zu besetzen, verblieb er zwei volle Tage ganz unthätig im obern Varthal. Mittlerweile hatte Suchet, einer der kenntnißreichsten Generale der Republik, die Cols d'Enfer und Raus erobert, deren Vertheidigung dem kaiserlichen General vor Allem zur Pflicht gemacht

worden war. Feldmarschalllieutenant Elsnitz ging nun vom Var und der Roja über den rauhen Kamm der Seealpen in die Ebene von Piemont zurück. Aber wie? Die Truppen zogen in einzelnen kleinen Abtheilungen, wurden in Ceva und Mondovi wieder bataillonsweise gesammelt und sodann nach Alessandria instradirt. In dieser Art glaubte Feldmarschalllieutenant Baron Elsnitz, und zwar in dem gefährlichsten aller Momente, und fast im Angesicht einer so zahlreichen feindlichen Armee, seine Marscheinleitung treffen zu können.

Der Feldmarschalllieutenant Graf Hohenzollern allein, welcher das k. k. Blokadekorps vor Genua befehligte, verstand es, dem General Massena hart zuzusetzen. Die Uebergabe von Genua erfolgte auch in der That. Nachdem aber Feldmarschalllieutenant Hohenzollern angewiesen worden war, die Sache möglichst rasch ans Ziel zu führen, so bewilligte er dem Feind, und zwar wo sich dieser vielleicht hätte auf Gnade und Ungnade ergeben müssen, den freien Abzug mit Waffen und Gepäck an den Var. Man kann dieß zwar beklagen, muß jedoch andererseits auch die damaligen Verhältnisse berücksichtigen, um Melas vollkommen zu entschuldigen. Am 4. Juni besetzten die Oesterreicher die Stadt und Forts von Genua, das, als einer der wichtigsten Seeplätze am Mittelmeer, auf alle weiteren Operationen den entschiedensten Einfluß nahm.

Für den eventuellen Fall der Uebergabe von Genua

hatte Feldmarschallieutenant Hohenzollern die Weisung, den Feldmarschallieutenant Ott mit 16,000 Mann über die Bochetta und Novi nach Alessandria zu senden. Dorthin, als dem allgemeinen Sammelpunkt, dirigirten sich auch die Feldmarschallieutenants Khaim und Haddik, welche jedoch von ihren ursprünglichen 30,000 Mann nur noch etwa 18,000 Streitfähige mitbrachten. Der Feldmarschallieutenant Elsnitz vermochte von seinen 14,000 Mann gar nur 3500 Mann heranzuführen, und konnte sich eben dadurch am besten überzeugen, was seine Art zu marschiren eigentlich werth sey.

Die k. k. Streitkräfte um Alessandria waren, mit nahezu 50,000 Mann, noch immer von einer Art, um hoffen zu lassen, dem Gegner mit Erfolg zu widerstehen.

Da erhielt der vor Kurzem zum Generalmajor vorgerückte Generalquartiermeister Zach, ganz in derselben Weise wie fünf Jahre später der unglückliche Mack in Ulm, durch einen vom Feind erkauften Spion die Nachricht: Bonaparte wolle bei Piacenza den Po überschreiten und gegen das bekannte Straßendefilee von Stradella vorgehen.

Zach hatte nichts Eiligeres zu thun, als seinen Feldherrn zu veranlassen, dem Feldmarschallieutenant Ott zu befehlen, sich von Novi aus über Casteggio dem Feinde entgegen zu werfen. Und dieß geschah in einem Augenblicke, wo nichts dringender war, als alle Kräfte am Einfluß des Tanaro in den Po zu konzentriren, und

eine Hauptschlacht bevorstand, die das Schicksal des ganzen Feldzuges entscheiden sollte.

Mittlerweile hatte Bonaparte am 6. Juni bei Pavia den Ticino und Po überschritten und den Punkt Casteggio noch vor dem Feldmarschalllieutenant Ott erreicht. Er erwartete hier diesen letzteren, welcher leider mit gänzlicher Hintansetzung jeder Vorsicht, ohne Vorhut noch Seitendeckung, in einer einzigen Rechenkolonne von unabsehbarer Länge einherzog, nichts Arges ahnend. Da stieß er am 9. Juni plötzlich unweit Montebello auf den Feind. Zwar benahmen sich Ott und seine braven Truppen mit vielem Muth. Man formirte sich unter dem heftigsten Feuer der Franzosen mit seltener Ruhe und leistete auch einigen Widerstand. Allein die Uebermacht entschied. Mit schweren Verlusten erreichte Feldmarschalllieutenant Ott die Festung Tortona. Es gereicht dem Oberbefehlshaber der k. k. Armee in Italien zu besonderem Ruhme, daß er, trotz dieses Unfalles, auf seinem Vorsatze beharrte, angriffsweise zu handeln. Im Hauptquartier zu Alessandria wurde am 13. mittelst Kriegsrathsbeschluß die Schlacht für den nächsten Tag festgesetzt.

General der Kavallerie Melas war, um aufrichtig zu seyn, hiezu theilweise strategisch gezwungen. Denn der erste Consul stand auf der österreichischen Operationslinie und Melas machte Front gegen die Lombardie.

Man war noch mit Betrachtungen über diese sonderbare Lage und die möglichen Folgen eines etwaigen Sieges beschäftigt, als von dem die Avantgarde befehligenden Generalmajor Frimont, der so eben erst durch den Generalmajor Grafen Klenau verstärkt worden war, die Meldung einging: „er vermöge sich beim Dorfe Marengo nicht länger zu behaupten.“

Da schlug Radetzky vor, einen Theil des hinter der Bormida lagernden ersten Treffens weiter vorzuschieben, und bot sich selbst zum Führer an. Der Feldherr bewilligte solches, und er eilte nun mit zwei Bataillonen Spleny, zwei Bataillonen Fröhlich und dem Chevauxlegers-Regiment Lobkowitz vor, erreichte jedoch kaum die Brücke, als man ihn wieder zurückrief. In der Umgebung des Feldherrn hatten sich unterdessen andere Ansichten geltend gemacht.

Als nun, wie vorauszusehen war, die vom Generallieutenant Gardanne geführte französische Vorhut bei ihrer entschiedenen Ueberlegenheit den Generalmajor Frimont zurück drängte, und sogar die gegründetsten Besorgnisse um Erhaltung der Bormida-Brücken weckte, führte Radetzky am späten Abend nochmals das Infanterie-Regiment Spleny nebst dem Chevauxlegers-Regiment Lobkowitz gegen den Feind. Nur mit äußerster Anstrengung vermochte man denselben zurückzuweisen. Bei dieser Gelegenheit wurde der Oberst des Regiments Spleny getödtet, der Hauptmann Troyer des Generalquartiermeisterstabes

aber verwundet. Radetzky verlor ein Pferd unter dem Leib.

Wenn man es sich auch versagen muß, in das Detail der Schlacht bei Marengo einzugehen, so verlangt dennoch ihre welthistorische Bedeutung, einzelne bisher ungekannte Fakta nicht in Vergessenheit gerathen zu lassen. Denn diese Schlacht, eine der kleineren unserer Zeit, und dennoch so groß in ihren Folgen, bietet das Eigenthümliche, daß Zufall und Glück entschieden auf Bonaparte's Seite traten, auch bis zur Stunde noch nicht genau ermittelt ist, weßhalb Melas am andern Tag den Kampf nicht fortsetzte. Denn daß sein Rücken durch Suchet und Massena bedroht und die österreichische Armee dadurch von aller Verbindung und Zufuhr abgeschnitten war, hat wohl seine Richtigkeit, konnte aber einen kräftigen Feldherrn unmöglich abhalten, in den nächsten vierundzwanzig Stunden das Aeußerste zu versuchen. Napoleon wenigstens würde so etwas dergleichen gethan haben. Manches Dunkel umhüllt noch einzelne Umstände. Der Verstorbene kannte dieselben genau und äußerte sich auch in vertrauten Kreisen darüber. Allein nicht berufen, die Schwächen Anderer aufzudecken, wollen wir dieselben der Vergessenheit überliefern. Denn was wir zu sagen vermöchten, beträfe nicht den Feldherrn, sondern bloß den Menschen.

Die vom Generalquartiermeister entworfene Disposition

gründete sich auf die irrige Annahme, des Gegners Hauptmacht stehe bei Sale und nicht bei Marengo. Nach dieser Voraussetzung sollte nun der sechs Tage früher bei Montebello so unglücklich gewesene Feldmarschalllieutenant Ott, gleich nach der Wegnahme von Marengo, sich gegen Sale wenden, während Feldmarschalllieutenant Khaim mit dem Zentrum, d. h. auf der Chaussee selbst, über Marengo und San Giuliano in der Richtung auf Tortona vorzudringen hatte. Der Feldmarschalllieutenant Graf Oreilly war angewiesen, die Straße auf Novi bloß zu beobachten, und jeden etwaigen feindlichen Angriff von dorther abzuweisen. Man sieht, daß vorerst nur das österreichische Zentrum vorgehen, der linke Flügel zurück gehalten, der rechte aber bloß defensiv verfahren sollte.

Als Radetzky am Spätabend diese mit dem ermüdendsten Detail ausgearbeitete Disposition durchlas, wollte ihm dieselbe nicht recht zu Sinn. Bei seiner genauen Kenntniß der Oertlichkeit und demjenigen, was er über die französische Aufstellung erfahren, auch theilweise selbst gesehen hatte, meinte er, Bonaparte's Stellung müsse eine ganz andere seyn. Der erste Consul hatte zwar auf einen falschen Bericht, wornach Melas sich auf Genua zurückzuziehen willens sey, den Generallieutenant Desaix mit einer Division nach Novi entsendet, um das dortige schwierige Defilee zu verlegen, jedoch kaum den wahren Stand der Dinge erfahren, als er solchen wieder zurückrief.

Er hatte sich zur Schlacht vorbereitet, die auf dem engen Raum zwischen der Bormida und dem Fontanonebach geliefert wurde. In vorderster Linie standen zwei Infanteriedivisionen und die Kavallerie unter Kellermann. Dieses Treffen befehligte der Generallieutenant Viktor. Marengo war stark besetzt. Der Generallieutenant Lannes mit zwei Infanteriedivisionen und der Reiterei des Generallieutenants Champeaux bewachte den Fontanone. Die Brigade S. Cyr hielt bei Kastel Ceriolo. Bei Sale verblieb die Reitereibrigade Rivaud. Die Artillerie kommandirte General Marmont.

Aber auch abgesehen von dieser Aufstellung gab es noch ein zweites hochwichtiges Bedenken. Die Wegnahme des von dem breiten und tiefen Fontanone umflossenen Ortes Marengo konnte nur unter den größten Verlusten erfolgen. Und dennoch mußte dieser Bach vor Allem forcirt werden, denn er deckte die feindliche Front und hinderte die Entwicklung der Angriffskolonnen, gegen welche die Franzosen von allen Punkten ihr mörderisches Feuer zu richten vermochten. Ein Frontalangriff auf Marengo blieb somit nach Radetzky's Dafürhalten ungemein blutig und man konnte denselben taktischen Zweck auf eine leichtere Weise erringen, falls man des Feindes linken Flügel umging. Dazu war es jedoch unerläßlich, einen neuen Bormidaübergang weiter unterhalb herzustellen, somit eine der Pontonsbrücken abbrechen

und vom Feinde unbemerkt an dem entsprechenden Punkt neu schlagen.

Melas und der eben bei ihm anwesende Oberst de Best vom Generalquartiermeisterstabe fanden diese Idee gut, machten jedoch die Ausführung von Zachs Billigung abhängig.

Nun war aber dieser Letztere in Folge längerer Nachtwachen und geistiger sowohl als körperlicher Erschöpfung so fest eingeschlafen, daß es geraumer Zeit bedurfte, um ihn zu wecken und zu ermuntern. Er trat dem Vorschlag bei. Leider graute aber auch schon der Tag im Osten, und der Pontonierhauptmann, Baron Hagen, erklärte: selbst mit dem besten Willen und aller Beschleunigung keine Brücke herstellen zu können, ohne von den feindlichen Patrouillen entdeckt zu werden. Es verblieb somit bei der ursprünglichen Anordnung, wobei aber für das Ueberschreiten des Fontanone nicht die mindeste Vorsorge getroffen war.

Tausende fielen beim Angriff auf Marengo. Dieser wurde übrigens weder rasch noch kräftig genug unternommen, widrigenfalls dadurch allein der Tag zum Vortheil der Oesterreicher entschieden worden wäre. Wie Radetzky sehr richtig voraussah, schien der Frontalangriff kaum einen Erfolg zu versprechen. Ja dieses Dorf, der Schlüssel der feindlichen Stellung, würde vielleicht gar nicht genommen worden seyn, wenn nicht der tapfere Pionnierhaupt-

mann Graf Anton Hardegg eine jener glücklichen Eingebungen gehabt hätte, die nur der Augenblick gebärt und die, bei ihrer scheinbaren Geringfügigkeit, dennoch oft Alles entscheiden. Er ließ nämlich in der Flanke des Dorfes, an einer vom Vertheidiger kaum beachteten Stelle, seine Leute in den Fontanone springen, wo sie bis an die Brust im Schlamm und Wasser standen; hier stellten sich selbe in einer Reihe dergestalt hinter einander, daß jeder die Hände auf die Schultern seines Vormannes legte und den Kopf niederbeugte. So ward durch 17 Pionniere ein lebendiger Steg gebildet, auf welchem die Jäger und Schützen mit trockenem Gewehr und Munition das jenseitige Ufer erreichten. Der Feind gewahrte im Getümmel des Kampfes diesen improvisirten Uebergang gar nicht. Das Regiment Spleny folgte dem Beispiel der Pionniere. Im Nu entstanden mehrere derlei Uebergänge, wodurch bald eine ziemliche Anzahl Soldaten über den Bach und in die rechte Flanke des Dorfes gelangten, sich unter Radetzky's Anleitung in die Häuser nisteten und die Franzosen dergestalt wirksam beschossen, daß diese den Ort verlassen mußten. Kurz darauf ward ihnen auch der Pachthof Nortigliano entrissen, und der Feind, dessen Geschütz fast durchgehends demontirt war, trat den Rückzug gegen San Giuliano an.

Bei dem glänzenden Angriff, welchen Melas selbst mit dem Regiment Kaiser-Chevauxlegers auf die 62. Halb-

brigade machte, und der als Wendepunkt der Schlacht angesehen werden kann, befand sich Radetzky dicht an der Seite seines Feldherrn. Gleich beim Eindringen ins Dorf Marengo hatte er abermals ein Pferd unter dem Leibe verloren und sein Rock war von fünf Kugeln durchlöchert.

Melas hielt um 1 Uhr Nachmittags seinen Sieg für so gewiß, daß er bald das Schlachtfeld verließ und seinen Generalen bloß so obenhin die Verfolgung des Feindes übertrug. Manche derselben ahmten leider das Beispiel ihres Kommandirenden nach. Und eben darum verdiente dieser gewissermaßen seine Niederlage, denn er hat einen als sehr thätig und aufmerksamen bekannten Gegner mißachtet und einem General wie Bonaparte nicht zugetraut, daß dieser das Aeußerste versuchen werde. Die Sünde, welche Melas beging, besteht vorzugsweise darin, „daß er eine „Schlacht für gewonnen ansah, die es noch keineswegs war."

Der Erfolg, welchen der erste Konsul am 14. Juni errang, kam ihm völlig unverhofft, ungefähr so, wie drei Jahre früher bei Rivoli. Eigentlich aber errang General Kellermann mit seiner Handvoll Reiter den Sieg, nicht aber Desaix, und noch viel weniger Bonaparte selbst.

In den Memoiren des Marschalls Marmont wird ein Umstand angeführt, der uns, wie so vieles Andere was selbe enthalten, nicht richtig scheint. Es soll nämlich, während Lattermanns Grenadiere bei Cassina-Grossa

durch die französische Kavallerie in Unordnung gebracht wurden, nur auf kurze Entfernung davon, eine mehrere Tausend Mann starke österreichische Reitertruppe der Vernichtung ihrer Infanterie ruhig zugesehen haben. Es wäre interessant, hierüber Näheres zu erfahren.

Der österreichische Feldherr schloß am 15. Juni den Traktat zu Alessandria, welcher ihm den freien Rückzug über den Po auf Mantua gestattete, dagegen alle festen Plätze in Piemont und der Lombardei den Franzosen überlieferte.

Nach der Schlacht von Marengo wurde Melas zum Kommandirenden in Böhmen ernannt. Später bekleidete er (1806) die Stelle eines Hofkriegspräsidenten und starb (1807) zu Prag. Seine Zeitgenossen und selbst spätere Schriftsteller haben ihn verschieden beurtheilt. Nur wenige sind ihm wahrhaft gerecht geworden. Bei manchen Fehlern besaß er viele treffliche Eigenschaften, eine lange Kriegserfahrung und gute Kenntnisse. Sein Kopf war besser als seine Füße. Radetzky wenigstens sprach nie anders, als mit besonderer Achtung von diesem leider so unglücklichen Feldherrn.

Zweite Periode.

Von der Schlacht bei Marengo bis nach der Schlacht bei Znaym
(1800 bis 1809).

Der bei Marengo in Gefangenschaft gerathene Generalmajor Zach wurde bald wieder ausgewechselt und hatte, nach Wien zurückgekehrt, nichts angelegentlicheres zu thun, als den Minister Baron Thuguth zu versichern, die Fortsetzung des Krieges sey für Oesterreich unerläßlich, weil, nach seinen in der Gefangenschaft gemachten Wahrnehmungen, die französische Republik denselben nicht länger auszuhalten vermöge. Das Land sey in Parteien gespalten, und der Sieg der guten Sache gewiß.

Ohne andere gediegene Männer, wie einen Chasteller, Lauer, Latour, Alvinczy u. a. zu vernehmen, entschied man sich für den Wiederbeginn der Feindseligkeiten. Dieß war im damaligen Augenblick vielleicht der unglücklichste Beschluß, obgleich es andererseits seine Richtigkeit haben mag, daß man bei einer Fortsetzung des Krieges nicht wohl

mehr verlieren konnte, als die Schlacht bei Marengo dem Kaiserstaat ohnehin auferlegen mußte. Man brach die begonnenen Unterhandlungen in Paris ab, und Feldmarschalllieutenant Graf Saint Julien wanderte, als Opfer der Politik, nach Karlsburg ins Exil.

Das Kommando der italienischen Armee übernahm der General der Kavallerie Graf Bellegarde, ein tapferer Soldat, ein gelehrter Herr, ein ausgezeichneter Staatsmann und ein Günstling des Hofes. Die Armee zählte bei 90,000 Mann, und stand hinter dem Mincio, das Hauptquartier zu Villafranca. Graf Bellegarde, ein Aristokrat in der edelsten Bedeutung des Wortes, ein treuer Diener seines Monarchen und von höherer Begabung, erachtete es für nöthig, seine nächsten Organe zu wechseln. Dem zufolge erhielten auch die bisherigen General- und Flügeladjutanten andere Bestimmungen. Nur der Major Brusch von Neuberg, bereits mit dem Theresienkreuz geschmückt und einer der tüchtigsten Offiziere in der Armee, verblieb auf seinem Posten, nachdem ihm das wenig beneidenswerthe Loos gefallen war, die Unglücksbotschaft von Marengo nach Wien zu überbringen. [1]

[1] Er fiel 1809 als Oberst und Generalstabs-Chef beim Armeekorps unter dem Erzherzog Ferdinand von Este vor dem Brückenkopf von Thorn an der Weichsel. Eine Kanonenkugel riß ihm den Kopf weg. Man will behaupten, daß er den Tod absichtlich gesucht habe, indem er mit dem Angriff nicht einverstanden gewesen sey.

Die Flügeladjutanten Majore Fürst Sulkowky und Graf Torres wurden zur Armee nach Deutschland übersetzt (5. September).

Obwohl der General der Kavallerie Baron Melas sowie auch Feldmarschalllieutenant Fürst Johann Liechtenstein sich den Oberst Radetzky als Kommandanten ihrer unterhabenden Regimenter erbaten, übertrug ihm dennoch der Erzherzog Karl, und zwar aus besonderen Rücksichten das Kommando des Küraßierregimentes Nro. 3.

Der am 15. Juli zu Parsdorf geschlossene Waffenstillstand war von den Franzosen am 11. November gekündet worden. Die Armee unter dem Erzherzog Johann, an dessen Seite der Feldzeugmeister Baron Lauer stand, ohne dessen Zustimmung der junge Prinz nichts verfügen durfte, sammelte sich hinter dem Inn.

Radetzky war mit aller Beschleunigung nach Oberösterreich geeilt, und übernahm am 24. November zu Ulmerfeld unweit Stadt Steyer, das Kommando seines braven Küraßierregimentes, hochbeglückt, sogleich wieder zu neuer kriegerischer Thätigkeit berufen zu werden, und wenig ahnend, daß nicht volle vierzehn Tage später, ein Ereigniß eintreten werde, dem ähnlich, welches er fünf Monate früher an den Ufern der Bormida erlebt hatte. Das dritte Küraßierregiment stand in der Brigade Wolfskehl, bei der Reserve unter dem Feldmarschalllieutenant

Fürsten Johann Liechtenstein, der sich seit beinahe zwanzig Jahren bei jeder Gelegenheit durch seine Tapferkeit hervorgethan hatte. Bekanntlich überschritt die Armee unter dem Erzherzog Johann gegen Ende November den Inn.

In der sichern Erwartung, sich mit dem bei Abach stehenden Korps des Feldmarschalllieutenants Baron Kienmayer vereinigen zu können, kam es am 3. December zur Schlacht bei Hohenlinden, welche die k. k. Armee wieder hinter den Inn versetzte.

Radetzky hatte in dieser Schlacht mit vier Schwadronen seines Regiments von 9 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags, mehrere höchst blutige Attaken gemacht. Bei einer derselben gerieth er in solche Hitze, daß er einem feindlichen Offizier das bereits abgeschossene Pistol an den Kopf warf und ihn dadurch kampfunfähig machte. Er erhielt einen Prellschuß am linken Fuß und verlor wiederum ein Pferd unter dem Leib. Von seinen Handpferden, die ihm in der Nähe folgten, wurden zwei blessirt. Der Feldmarschalllieutenant Fürst Liechtenstein sagt in seiner dienstlichen Relation: „Ich muß die vorzügliche Verwendung sämmtlicher Offiziere anrühmen; ganz besonders aber von der Brigade Wolfskehl die Obersten Radetzky und Kuhnenfeld, welche wegen ihrer Auszeichnung und besonderer Verwendung zu Gnaden anzuempfehlen mich vorzüglich schuldig zu seyn erachte.“

Dem am 22. December zu Steyer geschlossenen Waffenstillstand folgte am 9. Februar 1801 der Lüneviller Frieden.

Die kaiserliche Armee in Deutschland war, wo möglich, noch unglücklicher gewesen, als jene in Italien. Doch trug der erlauchte Erzherzog daran keine Schuld. Sein Wille war gebunden durch die dem Feldzeugmeister Lauer ertheilte Instruktion, und dieses abnorme Verhältniß ungefähr so gestaltet, wie fünf Jahre später zwischen dem Erzherzog Ferdinand und Mack.

Indem man zu wenig Vertrauen in die Einsicht der jungen erzherzoglichen Führer zeigte, gab man denselben Männer an die Seite, die es nur bedauern ließen, daß die Erzherzoge nicht vollkommen selbstständig waren. Denn mit geringerer Scheu vor Verantwortung würden selbe, bei ihrem Jugendmuth sowie der allen Gliedern des Hauses Habsburg beiwohnenden Tapferkeit und Energie, die Armee gewiß weit besser geführt haben.

Nach dem Frieden von Lüneville, der dem erschütterten Europa eine wenigstens scheinbare Ruhe wieder gab, erhielt das dritte Kürassierregiment die Dislokation in und um Oedenburg.

Radetzky, der mit seinem hellen Blick weiter sah als viele seinesgleichen, und der Ueberzeugung lebte, die Friedensruhe werde nicht von allzulanger Dauer seyn, strebte um so ernstlicher dahin, die theoretische und praktische

Ausbildung seiner Untergebenen zu erhöhen. Ihm entging auch nicht ein Zweig des wissenschaftlichen und taktischen Unterrichtes. Neben der Reitkunst, worin er Meister war, betrieb er die Zäumung, Sattlung und Packung, und dieß Alles nach seinen eigenen Angaben. Nebstbei war die Erhaltung und Förderung des in unserem Stand so unerläßlichen Gemeingeistes, der nebst der Liebe zum Vaterland und der Treue zum Monarchen allein zu großen Thaten begeistert, einer jener Gegenstände, dem er die vollste Aufmerksamkeit widmete.

Nach dem Beispiele, welches sein Freund und Waffenbruder Bianchi beim Infanterieregimente Nr. 63 gab, führte Radetzky gleichfalls ein Offizierslesekabinet ein; woraus in späterer Zeit die Regimentsbibliotheken entstanden. Bei seiner wahrhaft väterlichen Fürsorge, seiner Humanität, und den gründlichen Kenntnissen in jedem Zweig unseres Standes, konnte es nicht fehlen, daß die Untergebenen jeden Grades ihm mit besonderer Liebe zugethan waren, und sich aus allen Kräften bestrebten, den Erwartungen ihres würdigen Obersten bestens zu entsprechen. Bald war das dritte Kürassierregiment, durch seine Ordnung und Schlagfertigkeit, so sehr in der Armee bekannt, daß der Erzherzog Karl selbes den übrigen Kavallerieregimentern als Muster empfahl, und von jedem derselben einen Offizier nebst einem Sattler nach Oedenburg sendete, um die dortigen Einrichtungen im Detail

kennen zu lernen und auf ihre Regimenter zu verpflanzen. Das dritte Kürassierregiment war das Lehrregiment für die k. k. Reiterei und wurde, eben aus Ursache seines vortrefflichen Zustandes, 1802 auf die Dauer des Landtages nach Preßburg gezogen.

Als noch in demselben Jahre unter dem Vorsitze des Generals der Kavallerie, Baron Lilien, eine Kommission über verschiedene Verbesserungen bei der Reiterei in Wien zusammentrat, ernannte man, wie billig, den Oberst Radetzky zu einem der Mitglieder. Die Sitzungen dauerten bis ins Spätjahr 1803, worauf das dritte Kürassierregiment ins Uebungslager bei Minkendorf abrückte und Radetzky Gelegenheit fand, die beantragten taktischen Normen praktisch zu erproben. Um jene Zeit entstanden die Grundzüge zu den Vorschlägen für das Manövriren in größeren Körpern, womit er 30 Jahre später so erfolgreich hervortrat.

Auch zu Anfang 1805, wo die vom Feldmarschall-Lieutenant Baron Mack vorgelegten „Ideen für das Manövriren der Infanterie und Kavallerie" durch eine von dem Kriegsminister, Erzherzog Karl, niedergesetzten Kommission praktisch geprüft werden sollten, widerfuhr dem Oberst Radetzky die besondere Ehre, daß man neben dem vom Oberst Weyrother befehligten damaligen Fußregiment Karl Schröder auch das dritte Kürassierregiment als Musterregiment wählte. Beide bezogen ein Lager auf

der Simmeringer Heide und es wurde fleißig exerzirt und erprobt.

Schon seit dem Jahr 1804 hatten Oesterreich, Rußland, England und Schweden ein Bündniß geschlossen, um sich den Anmaßungen Frankreichs zu widersetzen. Preußen, auf dessen Beitritt stark gerechnet worden war, versagte jede Theilnahme und verharrte nach wie vor in unerschütterlicher Parteilosigkeit.

Es brach jener Krieg aus, der dem Vaterland so schwere Wunden schlug, und ihm das kaum gewonnene Venedig wieder entriß. Die Armee ging vom Scheinkampf zum Ernstgefecht über.

Das dritte Kürassierregiment erhielt seine Eintheilung bei der Armee in Deutschland. Radetzky sah jedoch die Unfälle von Ulm nicht, denn schon auf dem Marsch traf ihn am 27. August seine Beförderung zum Generalmajor und Truppenbrigadier in Italien, mit dem Rang von 1802. Er stand damals im 39. Lebensjahre.

Voll Ungeduld eilte er auf den wohlbekannten Kriegsschauplatz, der für ihn neben so viel angenehmen auch manche bittere Erinnerungen hatte. Er erhielt das Kommando einer leichten Brigade, welche seinem Geist, seiner Thätigkeit, Beweglichkeit und seinem vorzüglichen Ortssinn ganz besonders zusagte. Diese Brigade bestand aus zwei Bataillonen Warasdiner Kreutzer, zwei Bataillonen Oguliner und acht Schwadronen des fünften Husarenregiments,

nebst einer Kavalleriebatterie, zusammen etwa 5000 Mann. Sie bildete die Avantgarde des Feldzeugmeisters Davidovich, welcher den linken Flügel der Armee befehligte.

Radetzky hielt seine Vorposten hinter der Etsch, von Legnago bis Masii. Damals war es, wo er ohne irgend eine Ermächtigung mit einer Husarenabtheilung durch die Etsch schwamm, jenseits einen französischen Posten überfiel und mit 50 Gefangenen zurückkehrte.

Einen Augenblick hatte man beabsichtigt, Radetzky mit einer Mission zu betrauen, die ihm in den damaligen Verhältnissen unmöglich zusagen konnte. Der brittische General Lord Moira hatte nämlich eine abermalige Landung auf Guiberon projektirt und sich, auf den Rath Grahams, vom Wiener Hof den kenntnißreichen kaiserlichen General als Chef seines Generalstabes erbeten. Schon lagen die erforderlichen Gelder bereit. Auch eine Kavalleriedivision nebst etwas Artilleriemannschaft waren bereits bezeichnet, um zu den Britten zu stoßen. Man berief Radetzky nach Wien. Aber fast gleichzeitig mit ihm langte dort die durch Bianchi überbrachte Nachricht von den Vorfällen bei Ulm an, und man ließ nun auf Radetzky's Anrathen die ganze Sache fallen.

Gegen eine Bestimmung als k. k. österreichischer Commissär in Kutusows Hauptquartier, sträubte er sich noch entschiedener. Sein sehnlichster Wunsch blieb stets, wieder

an die Spitze seiner Brigade zu treten. Es erhielt somit der nur sechs Wochen später (11. November) im Gefechte bei Dürrenstein auf die unglücklichste Weise gebliebene würdige Feldmarschallieutenant Schmidt den Befehl, sich zu dem russischen Feldherrn zu begeben.

Mittlerweile hatte unser großer Erzherzog Karl am 29—31. Oktober die Franzosen unter Massena bei Caldiero geschlagen, konnte jedoch leider in Folge der Unfälle in Deutschland, wohin er ein starkes Korps schon Anfangs Oktober hatte absenden müssen, seinen Sieg nicht benützen, und mußte im Gegentheil am 1. November den Rückzug antreten. Als Radetzky Anfangs November in Italien eintraf, fand er die österreichische Armee am Tagliamento. In Tirol waren die Franzosen bis zum Brenner gekommen. Der Erzherzog Johann ging nun über Klagenfurt gegen die Drau. Die Brigade, welche Radetzky erhielt, zählte nur noch zwei Grenzbataillone und das Uhlanenregiment Erzherzog Karl nebst einer leichten Batterie.

Da kam die Nachricht, daß Marmont mit ungefähr 15,000 Mann schon bei Altenmarkt in Oberösterreich stehe, und Steiermark bedrohe. Der Erzherzog sendete sogleich die Brigade Radetzky über Görz und Laibach, auf Cilli, um den etwa weiter vordringenden Feind wenigstens so lange aufzuhalten, bis die Armee selbst Karlstadt erreicht haben würde, worauf sodann die Brigade die Nachhut übernehmen sollte.

In der Ueberzeugung, daß Marmont unmöglich so weit gekommen seyn könne, erbat sich Radetzky die Bewilligung, über Cilli hinaus in die Richtung gegen Gratz vorgehen zu dürfen, was man ihm gestattete. Er rückte noch am 11. November, als dem Tag, wo ihm der Befehl zuging, mit dem Regiment Erzherzog Karl Uhlanen vom Tagliamento bis Cormons (sechs Meilen), am 12. auf Heidenschaft (sechs Meilen), den 13. über den Karst und durch den Birnbaumerwald bis Laibach (acht Meilen), erreichte am 14. Cilli (acht Meilen) und am Abend des 15. Marburg (acht Meilen). Die Fälle sind nur selten, wo eine Reitertruppe binnen fünf Tagen 36 deutsche Meilen, und dieß meist im Gebirge hinterlegte.

Radetzky hatte richtig gerechnet. Erst am 16. stieß seine Vorhut unter dem Rittmeister Grafen Truchseß an der Murbrücke bei Ehrenhausen auf Marmonts Avantgarde, warf selbe im raschen Anfall zurück, verfolgte sie bis Leibnitz und machte 20 Gefangene nebst acht Beutepferden.

Die zwei Grenzbataillone mit der Batterie waren mit Gewaltmärschen nachgerückt.

Die Vereinigung der Heertheile unter den Erzherzogen Karl und Johann an der Drau war am 25. November bewirkt. Die Brigade Radetzky besetzte am 26. Radkersburg, Straß und Mureck, senkte sich sodann ins Raabthal nach Fehring, und rückte bis Güns. Von diesem

Punkt aus traf Radetzky alle Einleitungen, um 4000 Holländern bei Ebenfurth hinter der Leitha mittelst eines Scheinüberfalles das Herübertreten auf die Seite der Oesterreicher zu erleichtern. Alles war aufs Beste überlegt und vorbereitet, als ihm zu Wimpassing der Oberstlieutenant Baron Rehbach die Mittheilung von dem am 6. December abgeschlossenen Waffenstillstand, in Folge der Schlacht bei Austerlitz, machte.

Napoleon gewann diese Schlacht gerade ein Jahr nach Annahme des Kaisertitels. Jetzt konnte er allerdings sich erlauben, dem preußischen Minister Grafen Haugwitz nur wenige Stunden zu gestatten, um sich zwischen Krieg oder einem Bündniß mit Frankreich zu entscheiden. Der eingeschüchterte Staatsmann wählte das Letztere. Preußen trat das Fürstenthum Neufchatel, das Herzogthum Cleve und das Anspachische ab und übernahm dafür Hannover.

Nachdem in Folge des Preßburger Friedens (26. December) stattgefundenen Abzug der Franzosen aus Oesterreich kam Radetzky als Brigadier nach Wien, wo man ihm zugleich eine neue Systemisirung des Militärfuhrwesenkorps und des Thierarzneiinstitutes übertrug. Besonders den zweiten Theil dieser Aufgabe führte er mit erfolgreicher Gediegenheit durch. Die damals von ihm ausgegangenen Verbesserungen sind bis zu der 1809 erfolgten Vereinigung dieser Anstalt mit der Wiener Universität in voller Kraft verblieben.

Auch an der Begründung und dem Gedeihen des durch den Erzherzog Karl zu Wienerisch Neustadt ins Leben gerufenen Equitationsinstitutes nahm Radetzky, vorzugsweise von 1807 bis 1809, den thätigsten Antheil.

Unter seiner Leitung bildeten sich ausgezeichnete Kavallerieoffiziere. Selbst in späteren Jahren folgte er unverwandt dieser heilsamen Einrichtung, und verkehrte in dieser Richtung häufig mit dem wackern Oberst Matthäus von Steyrer, welcher eine geraume Zeit hindurch diesem Institute vorstand, und mit seiner derben Biederkeit vielleicht noch bei manchem älteren Kavallerieoffizier in gutem Andenken steht.

Als der Erzherzog Generalissimus 1806 das auf seinen Befehl durch die Generale Mack, Grünne, Bubna, Mayer u. A. entworfene neue Exerzirreglement probweise hinausgab, mußte Radetzky, mit dem in seiner Brigade eingetheilten dritten Uhlanenregiment, alle vorgeschriebenen Bewegungen im Detail durchmachen, wobei der Erzherzog selbst fleißig anwesend war, und Manches berichtigte.

Die Friedensjahre bis zum Ausbruch des Kriegs 1809 benützte der Verblichene in vielfacher Richtung für seine eigene Ausbildung, und um manches Versäumte im Gebiete der Militärwissenschaften nachzuholen. Bei rastloser Thätigkeit ging sein einziges Bestreben dahin, sich für solche Verwendungen würdig vorzubereiten, wie ihm selbe in den

nachfolgenden Kriegen auch wirklich zufielen. Das Beste des Dienstes, der Ruhm des Heeres, das Wohl des Soldaten, das stete Fortschreiten auf der von ihm gewählten Laufbahn, waren die Pole, um welche sich sein ganzes Seyn drehte. In den nur karg zugemessenen Mußestunden aber wendete sich sein reichbegabter Geist zu mancherlei militärischen, staatsmännischen und administrativen Betrachtungen. Seine Gedanken, Ansichten und Erfahrungen legte er in Denkschriften nieder, die noch vorhanden sind, und aus welchen man am besten entnimmt, was Radetzky war, wie er dachte, wonach er strebte und welch eine Fülle von geistreichen Ideen ihn beseelte.

Der Krieg des Jahres 1809, wozu der Minister Stadion die Kriegserklärung verfaßt hatte, brach aus.

Alles schien einen glücklichen Feldzug zu versprechen. Der ruhmgekrönte und allgemein geliebte Erzherzog Karl als Führer, seine Umgebung, in der sich die hochbegabtesten Männer, wie ein Grünne, ein Wimpffen u. A. befanden, die Korpskommandanten Bellegarde, Hohenzollern, Reuß, Hiller, Rosenberg, Liechtenstein, d'Aspre, Gyulai, Chasteller, der Erzherzog Johann an der Spitze der Armee von Inneröfterreich, alle diese bekannt durch Wissen und Tapferkeit; eine ausgezeichnete Artillerie, wobei der tüchtige Smola, eine vortreffliche Reiterei und Bespannung, ein vollkommen geregeltes Verpflegungswesen, ein praktisch gebildeter General=

stab, kriegserfahrene Generäle, erprobte Stabsoffiziere, Truppen in der Schule des Generallissimus, gebildet, verbesserte taktische Einrichtungen, welche eine nie zuvor gekannte Beweglichkeit verbürgten, und zu all diesem noch der unübertroffene Geist der Armee, ihre Kampflust und Vaterlandsliebe, gehoben durch den unterm 6. April erflossenen Armeebefehl, der mit den Worten begann „der Schutz des Vaterlandes ruft uns zu neuen Thaten." Dieß waren die Elemente, womit Oesterreich einen Krieg eröffnete, in welchem es für Recht und Gesetzmäßigkeit gegen das halbe Europa in die Schranken trat.

Radetzky erhielt das Kommando einer leichten Brigade beim fünften Armeekorps. Dieselbe bestand aus zwei Bataillonen Gradiskaner, zwei Schwadronen Erzherzog Karl=Uhlanen, zwei Schwadronen Kienmayer=Husaren und einer Kavalleriebatterie. Erst später stießen auch die übrigen Escadronen von Erzherzog Karl=Uhlanen dazu, so daß nun das ganze Regiment vereinigt war. Diese Brigade hielt vor Ausbruch der Feindseligkeiten die Vorposten zwischen Braunau und Obernberg. Sie bestand am 16. April das Gefecht bei Seligenthal, wodurch die Bayern nach Pfeffenhausen zurückgedrängt wurden. Am 18. besetzte das fünfte Korps die Höhen von Siegenburg. Nach den Unfällen bei Than, Rohr, Landshut, Eckmühl und Regensburg (23. April), wo der Erzherzog Karl mit fünf Armeekorps die Donau überschritt, um durch Böhmen nach

Oesterreich zu ziehen, während Feldmarschalllieutenant Hiller mit drei Korps im Donauthal hinabrückte, wurde die Brigade aus der Vorhut zur Nachhut, bestand als solche am 20. das Nachtgefecht bei Buttmansdorf und Hornbach, focht beim weitern Rückzug über Altötting und Landshut, am 24. April mit Glück bei Hofau und Frauenhofen (Treffen bei Neumarkt), warf den Feind auf Dietfurt zurück, vertrieb denselben von dort, sowie aus der Stellung bei Massing und aus dem Wald von Scherneck, und verfolgte ihn bis Eckelhofen. Auf dem weitern Rückzug hinter den Inn deckte die Brigade Radetzky diesen Fluß von Schärding bis Burghausen, rückte am 27. auf Altheim und sicherte am 28., im Verein mit der Brigade Hohenfeld, in der Aufstellung von St. Martin und Obernberg den Marsch der drei Armeekorps unter Feldmarschalllieutenant Baron Hiller gegen die Traun. Diese bezogen am 1. Mai ein Lager bei Wels und gingen am 2. auf Linz. Radetzky hatte die Weisung, auf der Straße von Haag zu verbleiben, wurde aber schon am 1. Mai bei Ried mit solcher Uebermacht angegriffen, daß er fechtend bis Irding und Lambach zurückwich und sich auf den dortigen Höhen aufstellte, um des Feindes ferneres Vordringen möglichst zu erschweren.

Da erhielt er den gemessenen Befehl: „sich möglichst schnell hinter die Traun zu ziehen,“ indem Massena mit Macht gegen Linz vordringe und die Traun

früher als die österreichische Nachhut zu erreichen drohe. Radetzky, dem es nicht unbekannt war, daß die ganze Division Schusthek sich im Rückzug über Efferding verspätet und kaum einige Hoffnung habe, der Gefangenschaft zu entgehen, falls man nicht durch den äußersten Widerstand bei Lambach den Feind aufhalte und dessen ganze Aufmerksamkeit von der genannten Division ablenke, faßte einen Entschluß, den das alte Rom mit einer Bürgerkrone belohnt haben würde. Er wollte nämlich, gegen den erhaltenen Befehl, bei Lambach so lange als möglich stehen bleiben. Für die Rettung einer ganzen Armeedivision, meinte er, dürfe man schon eine leichte Brigade auf's Spiel setzen, der Einsatz werde noch immer zum Vortheil der k. k. Armee ausfallen. Er ließ dem Feldmarschalllieutenant Baron Schusthek sein Vorhaben wissen und mahnte ihn zur Eile.

Schon um 2 Uhr Morgens, am 2. Mai, wurde Radetzky bei Lambach heftig angegriffen. Von einer standhaften Behauptung konnte kaum die Rede seyn. — Allein Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Die Division Schusthek defilirte mittlerweile auf der sogenannten Ochsenstraße, hinter dem Rücken der im harten Gefecht begriffenen Brigade, und gelangte noch eben zur rechten Zeit hinter die Traun.

Radetzky hatte das Gefecht um Lambach, sowie auch den weitern Rückzug bis Wels in einem gänzlich

offenen Terrain mit bewundernswerther Umsicht und Tapferkeit geführt, und durch mehrmaliges Uebergehen in die Offensive den Gegner vollkommen im Zaum gehalten. Er brachte die Nacht vom 2. auf den 3. bei Marchtrenk zu. Kaum graute aber der Morgen des 3., so setzten die Franzosen ihre Angriffe fort. Der kaiserliche General machte einen meisterhaften Rückzug in anhaltendem Gefecht, über die Welserheide, hielt noch etwas bei Kleinmünchen und gewann, obschon mit genauer Noth, die Brücke von Ebelsberg. Eine Aufgabe, die vielleicht kaum ein Anderer gelöst, schwerlich aber ein Zweiter sich freiwillig aufgebürdet haben würde, war zum Ruhm und Wohl des Heeres glücklich vollführt, nämlich: eine von Lambach vorgedrungene zehnfach stärkere feindliche Macht mit dem glänzendsten Erfolg aufgehalten, und eine Armeedivision gerettet worden.

Für diese That erhielt Radetzky später (im Kapitel vom 8. April 1810) mit Stimmeneinhelligkeit das Kommandeurkreuz des Maria-Theresien-Ordens.

Auch bei Neumarkt (6. Mai) focht er mit der Arriergarde, wich erst der feindlichen Uebermacht und ging hinter die Erlaa. Ebenso vertheidigte er, als Hiller das linke Donauufer gewann, die Brücke bei Mautern durch volle 48 Stunden mit seltener Ausdauer, worauf selbe abgebrannt wurde.

Wir sind bei jener Epoche in der vaterländischen Geschichte angekommen, wo Oesterreichs tapferes Heer in der weiten Ebene des Marchfeldes, dem französischen Kaiser am 21. und 22. Mai bewies, daß der Doppelaar noch immer unerschüttert dastehe wie zuvor. Und wenn in der zweiten Marchfeldschlacht das Glück den Fahnen des Kaisers untreu wurde, so hat doch auch am 5. und 6. Juli das Heer die glänzendsten Proben von Muth und Hingebung geliefert, und Napoleon überzeugt, daß er es mit einem tapferen Gegner zu thun habe. Nicht jene Siege alle in späterer Zeit, selbst jener bei Leipzig nicht, können der österreichischen Armee das gelten, was die Schlacht bei Aspern, denn dort stand selbe allein, die einzige deutsche Macht gegen einen Feind, mit dem halb Europa verbündet war, und in dessen Reihen leider auch deutsche Brüder fochten. Der unvergleichliche Held, dessen Andenken fortleben wird, so lange eine österreichische Armee besteht, brachte in jenen zwei blutigen Tagen dem französischen Kaiser eine vollständige Niederlage bei, und das von seinem Geist durchglühte Heer bewies, daß es für Kaiser und Vaterland in die Schranken zu treten wisse, mit Gut und Leben. Schwere Tage sind später über uns gekommen, viel Blut ist noch geflossen, aber zu allen Zeiten hat diese Armee ihre Treue bekundet und nie gewankt, wo es galt, für ein heiliges Recht einzustehen. Ja, die österreichische Armee hat schon damals den Völkern Deutschlands die

Bahn gezeigt zur späteren Erhebung. Dieser Ruhm bleibt Oesterreich, und wir dürfen das heutige Deutschland mit Stolz daran erinnern.

Während der Erzherzog Generalissimus sich im Marchfeld aufstellte, beobachtete die Brigade Radetzky das linke Donauufer von Korneuburg bis Nußdorf, später von Korneuburg bis Stockerau, was wegen der dicht bewachsenen und morastigen Auen, sowie der vielen Altwässer und Gräben keine leichte Aufgabe war. In der Nacht vom 29. auf den 30. Mai überschritt Radetzky sogar den Strom und überfiel zu Greifenstein einen feindlichen Posten. Es war dieß wieder ein Seitenstück zu seiner waghalsigen Unternehmung bei Masii (1805). Er liebte derlei kühne Ueberfälle und verstand selbe ungemein richtig einzuleiten. Bald darauf vertrieb er, im Verein mit der Brigade Weißenwolf, die Franzosen auch aus der großen Donauinsel (Schwarzlake), wo Napoleon im Anfang den Strom zu überschreiten beabsichtete.

Mittelst Armeebefehl vom 27. Mai wurde Radetzky zum Feldmarschalllieutenant und Truppendivisionär beim vierten Armeekorps ernannt, das unter dem Feldmarschalllieutenant Fürsten Rosenberg-Orsini, rückwärts Markgraf-Neusiedel lagerte, in der Nähe jenes alten Wartthurmes, der, auf viele Meilen sichtbar in der weiten Ebene, nunmehr in eine Windmühle umgestaltet, bis auf die heutige Stunde in vielen Spuren die

Zeugenschaft gibt, wie blutig hier am 6. Juli 1809 gerungen wurde.

Der neu beförderte Feldmarschalllieutenant übernahm eine Armeedivision, welche aus den Brigaden Weiß und Provencheres, zusammen in zwölf Bataillonen neun Schwadronen bestand; davon standen vier Bataillone an den Marchübergängen von Schloßhof (Neudorf) und Marcheck, so wie auf dem Plateau von Kroisenbrunn und erhielten die Verbindung mit den im Preßburger Brückenkopfe stehenden Truppen unter Generalmajor Bianchi. Das gesammte vierte Armeekorps zählte zwar 41$\frac{1}{6}$ Bataillone 9 Escadronen, allein es hatte, bei einem Stand von 24,100 Mann Infanterie, 4600 Reiter, nur 19,600 Dienstbare und war nicht mit genugsamer Artillerie versehen.

Es ist hier nicht der Ort, den Einzelnheiten einer Schlacht zu folgen, welche eine welthistorische Bedeutung hat. Nachdem aber Radetzky in derselben eine wichtige Rolle spielte und auf dem Drehpunkt focht, auch das Studium derselben, noch in späteren Jahren, sich zur angelegentlichsten Aufgabe machte, und bei seinem klaren Blick und gutem Gedächtniß jeden, selbst den kleinsten Umstand, so oft davon die Rede war, mit lebendiger Frische in der lehrreichsten Weise besprach, so gewinnt das Gesammtbild durch seine Bemerkungen ein neues Interesse, um so mehr, als diese von ihm jederzeit mit anerkennenswerthem

Freimuth, und weit entfernt, Jemand dadurch verletzen zu wollen, ausgesprochen worden sind. Der unvergängliche Ruhm der tapfern österreichischen Armee erhält durch die Erzählungen des Verblichenen von dieser Schlacht eine erhöhte Bestätigung, und wird nach Verdienst festgestellt. Wenn man die Schlacht bei Deutsch Wagram berührte, pflegte er zu sagen:

„Viel ist zwar schon darüber gesprochen und auch geschrieben worden. In so lange aber die Quellen des k. k. Kriegsarchivs schweigen, bleibt alles Gesagte nur Stückwerk, wo nicht gar bloße Hypothese.“ Er begriff gar nicht, weshalb bis zur Stunde keine von Oesterreich ausgehende pragmatische Bearbeitung dieser Schlacht erschien, und meinte: „die k. k. Armee habe dieselbe durchaus nicht zu scheuen. Eine Arbeit dieser Art würde nur dazu beitragen, manche irrige Ansicht im In- und Ausland zu berichtigen.“ [1]

Als der französische Kaiser in der furchtbaren Gewitternacht vom 4. auf den 5. Juli seine Brücken über den Stadler Donauarm herstellte, und am Morgen aus der Lobau ins Marchfeld debouchirte, hatte Radetzky die Vor-

[1] Der Verfasser gegenwärtiger Schrift hat unter den Augen des Verstorbenen und mit Benützung des vom General der Kavallerie Fürsten Rosenberg geführten Tagebuches, sowie des Spectateur militaire, vor vielen Jahren eine Darstellung der Schlacht am 5. und 6. Juli 1809 ausgearbeitet, und gedenkt selbe vielleicht demnächst zu veröffentlichen.

hut des vierten Korps am Rußbach vorwärts Markgraf-Neusiedl. Man gewahrte deutlich, wie die französischen Kolonnen sich nach und nach fächerartig entwickelten. Voran die Kavallerie, hinter derselben die Infanterie und eine zahlreiche Artillerie.

Nachdem das ganze fünfte Korps an der Schlacht nicht Theil nahm, so konnte der Erzherzog Karl nur über 98,492 Mann Infanterie, 12,086 Reiter und 410 (nach Andern 450) Geschütze verfügen, während Napoleon 146,774 Mann Infanterie, 30,523 Reiter und 584 Geschütze hatte.

Auch gegen das vierte Korps drang der Feind am Nachmittag und Abend des fünften mit großem Nachdruck vor. Der den französischen rechten Flügel befehligende Marschall Davoust beschoß Markgraf-Neusiedel aus vierzig Kanonen, und Radetzky vermochte sich gegen diese, beiderseits Glinzendorf aufgefahrene überlegene Artillerie nur mit großem Verlust zu behaupten.

Davoust ließ, nachdem er Großhofen besetzt hatte, durch die Reiterdivision Montbrün (24 Escadronen) eine Bewegung machen, welche zum Zweck hatte, im weiten Bogen über Obersiebenbrunn den österreichischen Pivot zu umgehen. Es war dieß die erste Andeutung des Grundgedankens seines Kaisers, der am nächsten Tag so meisterhaft durchgeführt wurde. Indessen endeten die mehrmals wiederholten Angriffe der Franzosen am fünften

auf Markgraf-Neusiedel und den dortigen Ravin, ganz so wie auf allen übrigen Punkten der weiten Schlachtlinie, mit dem Zurückwerfen des Feindes. Nach Pelets, so wie nach andern Angaben war das Zurückgehen und überhaupt der Zustand der französischen Armee zum Theil an jenem Spätabend und noch während der Nacht, eben nicht geeignet, bei Napoleon große Hoffnungen für den kommenden Tag zu wecken.

Dem Kommandanten des vierten Korps war übrigens der, obschon mißlungene Versuch Montbrüns, zu einer Umgehung des äußersten linken Flügels, der leider ohne alle Stütze, bloß durch etliche in der Eile aufgeworfene Verschanzungen ohne schweres Geschütz kaum nothdürftig gesichert war, nicht entgangen. Allein im Hauptquartier scheint man am Abend des fünften eine derartige Bewegung des Feindes gar nicht besorgt, oder doch in der Ueberzeugung gestanden zu haben, selbe müsse jedenfalls durch das Erscheinen des Erzherzogs Johann vereitelt werden. Der Generalissimus hatte nämlich seinen Bruder aufgefordert „an einer Schlacht Theil zu nehmen, die muthmaßlich über das Schicksal des Hauses Habsburg-Lothringen entscheiden werde.“

Nur die stark hereingebrochene Nacht machte dem blutigen Kampf ein Ende. Die Franzosen zogen sich vor Markgraf-Neusiedel bis Großhofen und Glinzendorf zurück, behielten jedoch beide Ortschaften besetzt.

Das vierte Korps, welches am Abend nur noch 16,391 Mann Infanterie, 703 Reiter ausmachte, wozu jedoch die 2700 Pferde starke Kavalleriedivision Nostitz gestoßen war, verblieb die Nacht vom fünften auf den sechsten unter Gewehr.

Erst um zwei Uhr Morgens traf die Disposition des Oberfeldherrn ein, „wornach das vierte Korps um vier Uhr früh den feindlichen rechten Flügel angreifen und trachten sollte, nicht bloß über Siebenbrunn die Verbindung mit dem von Preßburg erwarteten Korps des Erzherzog Johann zu suchen, sondern auch durch eine energische Offensive, den Gegner von dem möglichen Hauptangriff auf den österreichischen linken Flügel abzuhalten."

Dieß war für den Feldmarschalllieutenant Fürsten Rosenberg mit seinen 43 Bataillonen, 50½ Schwadronen (16,000 Mann Infanterie, 3500 Reiter) und dem wenigen beihabenden Geschütz keine leichte Aufgabe.

Da die Zeit drängte, so beeilte man sich, die Angriffskolonnen zu ordnen.

Radetzky kam in die vorderste Linie und war bestimmt mit 10 Bataillonen, 8 Schwadronen und einer Kavalleriebatterie die Avantgarde der beiden Infanteriekolonnen zu bilden. Die erste dieser Kolonnen unter dem Feldmarschalllieutenant Fürsten zu Hohenlohe-Bartenstein zählte bloß sechs Bataillone und sollte sich gegen Großhofen dirigiren. Die zweite Kolonne unter dem Feld-

marschallieutenant Prinzen Viktor Rohan bestand aus 16 Bataillonen und erhielt Glinzendorf als Angriffsobjekt. In der Position selbst verblieben als Reserve noch 11 Bataillone. Die gesammte Kavallerie formirte eine dritte Kolonne und hatte ihre eigene Avantgarde von 12½ Eskadronen, nebst einer Pionnierkompagnie sammt Laufbrückenequipage. Diese Vorhut führte der Feldmarschall-Lieutenant Nordmann. In angemessener Entfernung hinter ihm folgten 30 Schwadronen unter Feldmarschall-Lieutenant Graf Nostitz.

Nach der Disposition des Korpskommandanten hatte Radetzky, von den ihm folgenden Kolonnen unterstützt, den Feind aus Großhofen und Glinzendorf zu vertreiben und zu verfolgen, während die beiden Infanteriekolonnen (Divisionen) vorwärts des letztgenannten Dorfes in zwei Treffen aufmarschiren würden. Die Kavallerie sollte den rechten Flügel Davousts umgehen und, um den linken Flügel der eigenen Infanterie zu decken, sich gleichfalls in zwei Treffen aufstellen.

Ein dichter Nebel lag auf den Donauauen und kaum ließen die ersten Sonnenstrahlen die bewaldeten Hänge der Hohenleiten erkennen, als um vier Uhr Morgens die Vorrückung des vierten Korps begann. Die Franzosen hielten das zu einer trefflichen Vertheidigung sehr geeignete Großhofen stark besetzt, und beiderseits desselben eine zahlreiche Artillerie aufgeführt. Ihre Kavallerie hielt in zwei

Treffen etwas rückwärts. Ganz dieselbe Anordnung bestand auch bei Glinzendorf. Nur eine leichte Plänklerkette verband beide Punkte.

Radetzky warf die feindlichen Tirailleure rasch zurück, und traf Anstalten zum Sturm der beiden Dörfer, während man die Teten der Hauptkolonne bis fast an den Rußbach heranzog. Da erhielt Feldmarschalllieutenant Fürst Rosenberg einen Befehl des Erzherzogs Generalissimus „nicht so rasch vorzugehen.“

Wie befremdend auch in jenem Augenblicke eine solche Weisung erscheinen mußte, so wird selbe dennoch dadurch hinreichend motivirt, daß man mit dem Pivot zurückhalten muß, in so lange der vorgehende Flügel sich nicht in gehöriger Linie befindet. Die andern Korps hatten aber die allgemeine Disposition viel zu spät erhalten, um schon um vier Uhr Morgens den Angriff des vierten Korps wirksam unterstützen zu können, der somit ein vereinzelter geworden war.

Auf den vorgenannten Befehl machte das vierte Korps sogleich Halt. Die Avantgarde hatte eben die ersten Häuser von Großhofen und Glinzendorf besetzt. Radetzky nahm nun eine möglichst vortheilhafte Stellung, und ließ, unter dem Schutz von vier Eskadronen Erzherzog Ferdinand Husaren, eine Batterie zwischen beiden Ortschaften auffahren.

Gegen fünf Uhr überbrachte der Flügeladjutant Major Graf Cavriani den Befehl des Generalissimus: „jede

Offensive gänzlich einzustellen, auf die Höhen zwischen Markgraf-Neusiedel zurück zu gehen und sich auf deren Vertheidigung zu beschränken." Der gleichzeitige Angriff, von dem man so viel erwartete, war aufgegeben.

Ein gänzliches Abbrechen des Gefechtes und ein gesichertes Zurückgehen, wenn man einmal handgemein geworden ist, bleibt, wie die Kriegskunst lehrt, eine der schwierigsten Aufgaben, und kann nur durch Truppen gelöst werden, die, wie solches hier der Fall war, aufs Beste geschult, und folgsam sind, es auch verstehen, unter dem mörderischen Feuer des Feindes todesmuthig auszuhalten, oder doch jeden Schritt Boden theuer erkaufen zu machen.

Das vierte Korps löste diese Aufgabe freilich nicht ohne namhaften Verlust. Radetzky mit seiner Avantgarde, welche nun zur Nachhut wurde, deckte diese retrograde Bewegung, ging erst zurück, als die Haupttruppe bereits wieder auf den Höhen hinter Markgraf-Neusiedel stand, und übernahm nun, wie früher, die Vertheidigung des Rußbaches.

In dem einstündigen Kampfe hatte er etwa 1000 Mann verloren, was aber noch weit empfindlicher blieb, seine Kanonen waren fast sämmtlich demontirt. Das vierte Korps war um eine schöne Hoffnung ärmer. Offiziere und Mannschaft bedauerten laut die rückgängige Bewegung

gerade in jenem Augenblick, wo man im besten Zug gewesen war vielleicht bis Rutzendorf vorzudringen. Sicher ist es, daß bei den noch vom Vorabend her so gewaltig erschütterten und auseinander gekommenen einzelnen Theilen der französischen Armee, Napoleon nicht vor sechs Uhr früh mit seiner Aufstellung zu Ende kam. Sodann aber dirigirte er augenblicklich zur Verstärkung des Marschalls Davoust, von Kümmerleinsdorf zwei Infanteriebrigaden gegen Glinzendorf, und ließ die ganze Reiterdivision Arrighi über Leopoldsdorf gegen Obersiebenbrunn vorgehen. Mit dieser Anordnung schob er schon am frühen Morgen etwa 32 Schwadronen zwischen den linken Flügel der Oesterreicher und den Erzherzog Johann. Davoust verstärkte sich nach und nach sogar bis auf 64 Schwadronen (6000 Pferde), und verfügte gegen Mittag fast über den dritten Theil der Gesammtstreitkräfte des französischen Kaisers. Dieß war gewiß eine der großartigsten Umgehungen neuester Zeit, welcher nur jene in der Schlacht bei Fleurus (1815) an die Seite gestellt werden kann. Es ist einleuchtend, daß unter solchen Umständen das Eintreffen des nur etwa 11,000 Mann Infanterie, 1200 Reiter zählenden Korps unter dem Erzherzog Johann für Napoleon nicht die entfernteste Besorgniß wecken konnte. Der Feldmarschall pflegte öfter zu sagen:

„Ohne beurtheilen zu wollen, ob der Erzherzog Johann zur rechten Zeit hätte kommen können oder nicht, ist es doch, bei dem nicht gestützten österreichischen linken Flügel, und da der französische Kaiser die Hauptmacht auf seinen rechten Flügel warf, von selbst klar, daß die Schlacht keinen andern Ausgang genommen hätte, auch wenn der Erzherzog Johann rechtzeitig eingetroffen wäre. Die wirkliche Vereinigung des von Preßburg kommenden Korps mit dem linken Flügel des Generalissimus vermochte Napoleon, bei seiner notorischen Ueberlegenheit, leicht zu hindern, denn er hatte genügsame Reserven bei der Hand. Gesetzt aber auch, der Erzherzog Johann wäre schon am äußersten linken Flügel gestanden, so würde er doch gegen die so großartig eingeleitete Umgehung nichts vermocht haben. Bei dem absoluten Mangel an schwerem Geschütz in den Schanzen mußte jeder Stoß des Gegners treffen und selben dem Ziele näher bringen. Bei der genialen, des tiefsten Studiums würdigen Kräftenvertheilung Napoleons, welche dessen hervorragenden Feldherrngeist am deutlichsten bekundet, würde somit das Erscheinen des Erzherzogs Johann am 6. an der eigentlichen Sachlage nichts mehr geändert haben. Sein Eintreffen konnte vielleicht, jedoch nur unter der Voraussetzung noch einigen Erfolg gewähren, falls der Generalissimus schon in der Nacht vom 5. auf den 6. die ganze Armee mit

einem Linksabmarsch bis Ober-Siebenbrunn geschoben und so gewissermaßen die feindliche Bewegung kotoyirt hätte, weil Napoleon, in Gefahr von seinen Donaubrücken abgeschnitten zu werden, sich kaum weiter als bis Ober-Siebenbrunn vom Strom entfernen durfte."

In den ersten Vormittagsstunden des 6. unterhielt das vierte Korps einen, wenn auch sehr lebhaften, so doch wenig erfolgreichen Geschützkampf. Sobald die französische Artillerie bei Großhofen einen Theil der österreichischen Aufstellung zu enfiliren begann, häuften sich die Verluste. Nach und nach verstummte die Artillerie des vierten Korps gänzlich, denn nur einige wenige Geschütze waren noch brauchbar und kein Ersatz bei der Hand.

Gegen 10 Uhr hatte Napoleon seine Vorbereitungen vollendet und ging nunmehr mit dem rechten Flügel in die Offensive über. Die eigentliche Umgehung war den Reiterdivisionen Arrighi, Grouchy und Pully übertragen, hinter welchen die Reiterdivision Montbrun zog. Gegen diese gewaltige Reitermasse stand, wie wir wissen, bloß die Reiterdivision Nostitz bei Ober-Siebenbrunn, also etwa 2000 gegen 6000. Kein Wunder, wenn diese in Kürze sich überflügelt und gezwungen sah, weiter zurückzugehen.

Als die französischen Kavalleriekolonnen sich von Wittau über Rutzendorf in Bewegung setzten, und zwischen Glinzendorf und Leopoldsdorf anstandslos den Rußbach

überschritten, war Napoleons Absicht deutlich ausgesprochen.

Zugleich mit dieser Umgehung durch die Kavallerie, welche einer drohenden Wetterwolke gleich langsam aber sicher heranzog, griffen die Infanteriedivisionen Friant, Morand, Gudin und Puthod (welch letzterer vier Jahre später, am 29. August 1813, bei Löwenberg in Schlesien durch die Truppen Blüchers vernichtet wurde), Markgraf-Neusiedel und die nahen Abhänge an, und dehnten sich immer mehr rechts aus, um die linke Flanke des vierten Korps zu gewinnen. Radetzky vertheidigte das Dorf und die Mühle auf's Aeußerste und vertrieb sogar aus letzterer den schon eingedrungenen Feind. So währte der Kampf mehrere Stunden. Die feindliche Umgehungskolonne rückte zusehends weiter vor. Auch sechs starke feindliche Infanteriemassen bewegten sich in der Richtung von Ober-Siebenbrunn gegen die unbewehrten Höhen, in drei Treffen geordnet. Hinter ihnen sah man eine zweite Infanterielinie, zwischen und neben derselben aber zahlreiche Kavallerie und Artillerie.

Feldmarschallieutenant Fürst Rosenberg bildete, um nicht von seiner natürlichen Rückzugslinie, über den Wendlingerhof und Bockflüß auf Wolkersdorf, abgeschnitten zu werden, mit seinem zweiten Treffen eine Flanke. Die Kavalleriedivision Nostitz hatte durch das mörderische Kartätschenfeuer des Feindes furchtbar gelitten. Nach

kurzer Zeit zog sich die Dragonerbrigade Rothkirch auf die Höhen zurück, und nahm Stellung am linken Flügel der von Generalmajor Mayer befehligten Infanterieflanke. Nur die Husarenregimenter Erzherzog Ferdinand und Hessen-Homburg nebst dem Chevauxlegers-Regiment Oreilly verblieben noch am Fuß derselben.

Der Verewigte rügte wiederholt die Verwendung dieser leichten Regimenter. Wir entsinnen uns noch recht lebhaft, wie er sich jedesmal ereiferte, wenn die Rede darauf kam. „Statt mit der Masse zu wirken,“ sagte er, „attakirte man bloß in einzelnen Regimentern. Wenn daher diese tapfere, von keiner Artillerie unterstützte, leichte Kavallerie, welche sich unerschrocken auf die feindlichen Kürassiere warf, nichts ausrichtete, so ist dieß kein Wunder. War ein Regiment geworfen, so führte man ein zweites vor. Dennoch hatte der wahrhaft verwegene Muth dieser kreuzbraven Reiterei den feindlichen Infanteriemassen einige Zeit hindurch imponirt.

Radetzky meinte: „Napoleon habe seine Reiterei besser zu gebrauchen verstanden, und doch sey dieselbe bei weitem nicht so trefflich gewesen, als die österreichische. Seine Linienreiterei brachte er nie anders, als in ganzen Brigaden oder Divisionen ins Gefecht, ja er verwendete oft ein ganzes geschlossenes Kavalleriekorps, und gab nie Befehl zum Einhauen, bevor nicht die Artillerie tüchtig vorgearbeitet hatte. Ein ritterlicher Geist bei der Reiterei

ist lobenswerth. Höher aber steht die zweckmäßige Führung, und selbst die höchste Bravour muß sich in solchen Momenten willig unterordnen."

Die Infanterieangriffe des Marschalls Davoust wurden zusehends nachhaltiger. Die Flanke des vierten Korps schlug zwei derselben entschieden und mit dem Bajonett ab, erlag jedoch dem dritten. Die Kräfte des Mannes waren erschöpft und keine Reserven bei der Hand. Um den alten Wachtthurm war ein blutiger Kampf entbrannt. Auch hier warfen die österreichischen Bataillonsmassen anfänglich den Gegner über den Abhang wieder hinab, und gingen sogar theilweise selbst zum Angriffe über, freilich bloß um Zeit zu gewinnen. Davoust aber, im völligen Besitz von Markgraf-Neusiedel und unterstützt von einer zahlreichen Artillerie, machte immer wieder seine Ueberlegenheit geltend. Die große feindliche Umgehungskolonne in der Linie gegen Bockflüß gewann zusehends Boden und der Rückzug des vierten Korps durfte nicht länger verschoben werden.

Fürst Rosenberg trat denselben um Mittag, und zwar mit der Infanterie, schachbrettförmig an, während die Reiterdivision Nostiz solchen deckte. Die Bataillonsmassen geriethen zwar theilweise ins Gedränge, erreichten jedoch glücklich den Markt Bockflüß.

Radetzky wurde vom Schlachtfeld hinweg beordert, die Defileen im Weidenbachthal bei Großschweinbart und Hohenruppersdorf zu gewinnen und die Zugänge auf

Gaunersdorf zu vertheidigen, weil man besorgte, der Feind möchte selbe früher erreichen als die Oesterreicher. Zu diesem Zwecke sammelte er die Reste von 5 Fußregimentern nebst dem Jägerbataillon Wattrich, ein mährisches Landwehrbataillon und die schwachen Ueberbleibsel von Stipsicz=, Primatial= und Erzherzog Ferdinand=Husaren.

Der Erzherzog Karl hatte noch um 2 Uhr früh am 6. seinen Bruder von dem glänzenden Widerstand der k. k. Armee am vorigen Tag in Kenntniß gesetzt und ihn aufgefordert, „mit aller Beschleunigung über Unter=Siebenbrunn und Leopoldsdorf dem Feind in den Rücken zu gehen."

Dieß war nicht mehr ausführbar. Erzherzog Johann hatte die erste vom 4. Abends 7 Uhr datirte Weisung des Generalissimus am 5. früh 5 Uhr erhalten. Der aus dem Hauptquartier Deutsch=Wagram damit abgesendete Offizier war nämlich von dem Abbrechen der Neudorfer Marchbrücke nicht verständigt worden. Als er daher, bei Schloßhof eingetroffen, solches erfuhr, mußte er wieder bis Marcheck hinauf reiten, sich dort übersetzen lassen und abermals auf Neudorf herabgehen. Alles dieses geschah bei dunkler Nacht, und es gingen dadurch sechs kostbare Stunden verloren.

Verschiedene Umstände und Mißverständnisse, vorzüglich aber das Sammeln der Truppen und die Verpflegung von Mann und Pferd, nebst Abfassung der Munition,

hatten zur Folge, daß der Erzherzog Johann erst am Spätabend des 5. von Preßburg abrücken konnte. Wer sich den damals so beschwerlichen Weg über Blumenau auf Marcheck vergegenwärtigen will, wird begreifen, daß sein Korps auf diesem Nachtmarsch ziemlich auseinander kam und erst um 10 Uhr Vormittags am 6., also erst im Moment, als der österreichische linke Flügel entschieden umgangen war, bei Marcheck wieder vereinigt werden konnte. Erzherzog Johann setzte, als endlich auch sein Geschütz eingetroffen war, gegen Mittag den Marsch weiter fort.

Von Marcheck auf Leopoldsdorf rechnet man 5 Wegstunden. Die von Generalmajor Eckhardt befehligte Vorhut (1 Jägerbataillon, 4 Eskadronen) erreichte um 4 Uhr Nachmittags die Höhen von Ober-Siebenbrunn und erfuhr hier den Ausgang der Schlacht. Nichts desto weniger stellte der gegen 5 Uhr ebenfalls eingetroffene Erzherzog sein schwaches Korps zwischen Schönfeld und Ober-Siebenbrunn auf und schob seine Avantgarde näher an Markgraf-Neusiedel. Man stieß bald auf den Feind, welcher Leopoldsdorf und Breitstetten besetzt hatte. Aber der Geschützdonner in der Richtung gegen Bockflüß entfernte sich immer mehr.

Unter solchen Verhältnissen erübrigte wohl nichts anderes, als an die March zurückzugehen und nur die Vorhut bei Schönfeld stehen zu lassen.

Der Verlust des vierten Korps in der Schlacht bei Deutsch-Wagram betrug ungefähr die Hälfte seines ausrückenden Standes am Morgen, ein Verhältniß, wie solches wenige Schlachten der Neuzeit zeigen.

Auch an diesen beiden Schlachttagen hatte Radetzky wieder ein Pferd unter dem Leib verloren. Die amtliche Relation sagt: „er habe die rühmlichsten Beweise seines Eifers und seiner militärischen Talente abgelegt.“

Noch auf dem Schlachtfelde ernannte ihn der Erzherzog Generalissimus „zum Beweise der vollen Zufriedenheit mit dessen ausgezeichnetem Benehmen“ zum zweiten Inhaber des 4. Kürassierregiments. Mittelst Allerhöchstem Handbillet vom 6. September verlieh ihm aber die Huld des Monarchen die erste Inhabersstelle des 5. Husarenregiments, welche er bis an seinen Tod begleitete. Nur zweimal tauschte dieses tapfere Regiment den Namen des Verewigten mit einem andern, und der Feldmarschall trat während dieser Zeit in die bescheidene Stellung eines zweiten Inhabers zurück. Das erstemal im Jahre 1814, wo der Prinzregent von England, nachmals Georg IV., das 5. Husarenregiment erhielt, das andermal, als solches 1831 dem Könige Karl Albert von Sardinien verliehen wurde, der sich dieser Ehre in der Folge so unwürdig zeigte.

Die Schlacht bei Deutsch-Wagram wurde durch Na-

poleon gewonnen, ohne daß dieser selbst im ersten Moment daran glauben wollte. Mehrmals vernahmen wir aus dem Munde des Verstorbenen die Worte: „Einen Augenblick stand der französische Kaiser in der sichern Erwartung, der Erzherzog Generalissimus werde am nächsten Morgen den Kampf fortsetzen. Es wäre dieß auch möglich gewesen, falls man den linken Flügel auf der Hohenleuthen refüsirt, sich mit dem Korps des Erzherzogs Johann vereinigt, und einen kombinirten Angriff unternommen hätte."

Erst als die k. k. Armee ihren weiteren Rückzug antrat, begriff Napoleon vollständig die Bedeutung des Erfolges, und dachte nicht länger an eine bloß verstellte Rückzugsbewegung der Oesterreicher, die ihn mehr und mehr von seiner Verbindung mit den Donauübergängen weglocken sollte, um alsdann mit vereinter Macht über ihn herzufallen. Er hatte gesiegt, und, seine strategische Ueberlegenheit war offenbar. Aus dem eigenen, jenem seiner Gegner ganz gleich kommenden Verlust, so wie aus der stets kampffähigen Haltung, welche die österreichische Armee auch nach der Schlacht fortwährend bewahrte, erkannte er jedoch leicht, daß es eines weitern Sieges bedürfe, um ein solches Heer zu beugen, und seinen Willen als Gesetz vorzuschreiben.

Radetzky hatte auf dem Weg von Markgraf-Neusiedel über Schönkirchen ins Weidenbachthal, nicht nur

viele Versprengte, sondern auch das ganze Chevaulegersregiment Oreilly an sich gezogen. Er besetzte das dortige Defilee und plänkelte die ganze Nacht hindurch mit dem Feind, welcher ihm in dieser ziemlich bewaldeten Gegend nur sehr vorsichtig folgte. Mit grauendem Morgen am 7. zog er sich langsam auf die Höhen von Gaunersdorf, während das vierte Korps von Wolkersdorf auf Mistelbach abrückte.

Auch an diesem Tag bestand er ein fortwährendes Nachhutgefecht auf den Höhen von Wolfpassing, Pierawarth und Hohenruppersdorf. Sein festes Ausharren machte es allein möglich die so zahlreiche Artilleriereserve und das Armeefuhrwerk durch das schwierige Defilee von Gaunersdorf zu bringen, nachdem selbe nahe daran gewesen waren, eine Beute des Feindes zu werden.

Man erzählt sich, daß der Kommandant des vierten Korps, als er dieser vielen Reservegeschütze ansichtig wurde, es tief bedauerte, nicht in der Lage gewesen zu seyn, über einen Theil derselben am Vormittag des 6. verfügen zu können, weil dann seiner Meinung nach die Umgehung des österreichischen linken Flügels wo nicht ganz vereitelt, so doch bedeutend verzögert worden wäre.

Der kräftige Widerstand der schwachen Nachhut unter dem Befehl Radetzky's brachte einen großen strategischen Vortheil. Davoust wurde nämlich zu dem

Glauben verleitet, die gesammte Armee des Erzherzogs Karl stehe vor ihm, gehe somit auf der Brünnerstraße zurück. Dadurch verlor Napoleon einen vollen Tag in seiner Verfolgung gegen Znaym.

Als das vierte Korps am 8. gegen Laa rückte, von wo es später, längs der Thaya, die Gegend von Muschau, somit die Brünnerstraße abermals, gewann und deckte, hatte Radetzky fortwährend die Nachhut. Hiezu überwies man ihm das Jägerbataillon Wattrich und 20 Schwadronen Husaren. Mit diesen Kräften widerstand er am 8. bei Mistelbach so lange, bis eine feindliche Umgehungskolonne von Wilfersdorf gegen Eibesthal poussirte, worauf er sich nach Siebenhirten zurück zog.

Der überaus schwierige Flankenmarsch des vierten Korps von Laa über Dürnholz nach Muschau, wobei man beim Ruhehof sieben Brücken über die Thaya hergestellt hatte, konnte, nach dem eigenen Geständniß des Feldmarschallieutenants Fürsten Rosenberg nur dadurch gelingen, daß Radetzky die geschicktesten Vorkehrungen traf, um den Feind glauben zu machen, die Marschrichtung des Korps gehe flußaufwärts nach Znaym.

Doppelt beschwerlich blieb diese Flankenbewegung, weil der Soldat seit 5. Juli keine warme Kost erhalten hatte, und bei der unerträglichen Sonnenhitze, so wie den

häufig entstandenen Bränden der Kornfelder, wodurch Rauch und Flammen weithin getragen wurden, während des Marsches selbst allein bei vierzig Mann todt niedersanken.

Radetzky wurde am 9., wo das vierte Korps seinen Flankenmarsch ausführte, schon am frühen Morgen bei Siebenhirten nachdrücklich angegriffen, und in dem waldigen Gelände, wo die Reiterei nicht wohl verwendbar blieb, über Hörersdorf und Staatz zurückgedrängt. Er mußte eilen, sich der Verfolgung zu entziehen, und seine Rückzugslinie festzuhalten, denn schon drang eine feindliche Kolonne von Poysdorf über Falkenstein, in der Richtung auf Neudorf vor, deren Stärke man in dem dortigen, stark zerklüfteten und bewaldeten Boden unmöglich zu schätzen vermochte. Deßhalb sendete er sein Jägerbataillon eiligst an die Thayabrücke bei Dürnholz, über welche sein Rückzug ging, und stellte nur seine Husaren bei Neudorf auf. Die Reiterei von Davoust's Avantgarde rückte von Staatz auf der Straße an, während eine Seitenkolonne von Zlabern vorging. Durch den glänzenden Widerstand, welchen Radetzky mit einer Escadron Oreilly-Chevauxlegers und dem Husarenregiment Erzherzog Ferdinand leistete, wurde jedoch der Feind beschäftigt, und dem mit zwei Husarenregimentern fast abgeschnittenen Generalmajor Fröhlich die Zeit gegönnt, beim Ruhehof hinter die Thaya zu gelangen.

Das vierte Korps hatte seine Aufstellung bei Möd-ritz und Monnitz erreicht, worin es die beiden Straßen von Wien nach Brünn und Olmütz deckte.

Da traf am 13. Morgens die dienstliche Verständigung von dem Abschluß des Znaymer Waffenstillstandes ein. Nachdem durch letzteren den Franzosen der Brünnerkreis eingeräumt werden mußte, so bezog das vierte Korps eine Kantonirung im Olmützer- und Hradischerkreis.

Radetzky stand damals an der Spitze einer Armeedivision von 15 Bataillonen 16 Schwadronen und sollte eben in den Verband des sechsten Korps übertreten, als er eine andere und höhere Bestimmung erhielt.

Dritte Periode.

Radetzky als Chef des Generalstabes
(1809—1815).

Der Erzherzog Karl hatte bald nach der Schlacht von Znaym und dem allda geschlossenen Waffenstillstand, zu Littau in Mähren seine hohe Würde eines Generalissimus niedergelegt, und mit ihm war auch sein kenntnißreicher Generalquartiermeister, der Generalmajor Freiherr Max Wimpffen abgetreten, von welchem Zach ein Decennium früher behauptete; „er werde wohl einen trefflichen Generaladjutanten, aber nie einen tüchtigen Chef des Generalstabes abgeben.“

Die beiden wichtigsten Stellen im Heere waren dadurch, und zwar in einem Augenblick erledigt, wo man noch nicht abzusehen vermochte, wie der Waffenstillstand enden würde, indem der Kaiserhof, wie billig, Anstand nahm, in die Bedingungen des französischen Herrschers

einzuwilligen, und entschlossen schien, den keineswegs ausgetragenen Kampf wieder aufzunehmen.

Der Befehl des Kaisers berief den tapferen und hochherzigen Feldmarschall Fürsten Johann Liechtenstein, dessen Name einen guten Klang hatte im Heer, an dessen Spitze, und dieser wählte Radetzky, dessen Befähigung ihm aus den italienischen Feldzügen wohl bekannt war, zum Vorstand seiner Operationskanzlei. Es half kein Sträuben. Der Wille seines Kaisers, der ihm zu allen Zeiten als das heiligste Gebot galt, blieb hier allein maßgebend.

In Folge allerhöchsten Handbillets vom 21. August aus Komorn, übernahm er einen Posten, welcher, unter den damaligen Verhältnissen doppelt schwierig erscheinen mußte, und für den treuen Diener seines Monarchen, so wie für ein ächt österreichisches Herz jedenfalls nur Unerfreuliches in nahe Aussicht stellte, abgesehen von all der großen Verantwortlichkeit, welche damit verbunden war.

Kaiser Franz hatte in der stürmevollen Zeit, welche die größere Hälfte seiner langen Regierung bewegte, d. h. seit dem Beginn des Revolutionskrieges, die größten Anstrengungen für die Ruhe von Europa, für das Recht und Gleichgewicht der Staaten, besonders aber für die deutsche Sache, gegenüber der französischen Willkühr und Eroberungssucht, gemacht, und auch dann noch nicht darin nachgelassen, als er hiebei von Preußen und allen jenen

deutschen Fürsten verlassen worden war, deren Interessen er vertheidigte. Der Wiener Hof hatte nur offene Feinde oder falsche Freunde. Alles schien sich gegen den Doppelaar verschworen zu haben. In dem Kriege, welchen man eben führte, standen neben Frankreich auch Italien und ganz Deutschland. Der Kampf schien unter solchen Verhältnissen ebenso nutzlos als unklug.

Selbst die Vertheilung und Aufstellung der österreichischen Kriegsmacht im August und September des Jahres 1809 konnte nicht zweckentsprechend genannt werden, falls es sich darum handelte, die Feindseligkeiten wieder aufzunehmen, denn sie ließ weder eine gemeinsame noch eine concentrische Operation zu. Die durch den ausgebrochenen Typhus ungemein herabgekommene Hauptarmee stand sehr gedrängt im Waagthal; die ungarische Insurrektion bei Komorn, das Korps unter dem Erzherzog Johann bei Szalaber und Kisber im Eisenburger Komitat, jenes unter dem Feldmarschalllieutenant Grafen Ignaz Gyulai um Warasdin, ein anderes unter Feldmarschalllieutenant Baron Zach bei Agram. Die Armeeaufstellung beschrieb somit einen weiten Bogen, von den Quellen der Waag bis an die Ufer der Save, und umfaßte eine Ausdehnung von beiläufig sechzig deutschen Meilen.

Dabei hatte der Znaymer Waffenstillstand dem Feind das ganze Donauthal nebst der damaligen Festung Raab

überliefert, und von Preußen, dessen König nach der Aspernschlacht zur Theilnahme am Krieg, durch den Freiherrn Steigentesch im Namen Oesterreichs aufgefordert, anfangs einige Hoffnungen gegeben hatte, stand jetzt nichts mehr zu erwarten.

Eine Offensive der Oesterreicher konnte also nur entweder zwischen der Donau und dem Neusiedlersee, oder um diesen herum, in der Richtung auf Oedenburg, erfolgen, wobei man vielleicht ganz in denselben Fehler verfiel, dessen sich Wurmser 1796 in Italien schuldig machte und den Kaiserstaat das wichtige Mantua nebst einem tapfern Armeekorps kostete. Der einzige Unterschied bestand etwa darin, daß man hier, weit mehr als dort, auf unwegsame, sogar ausgedehnte Moorstrecken verwiesen blieb.

Ein weiteres und gewiß sehr wichtiges Bedenken schuf die Verpflegung. Selbe ging von der Hand in den Mund und man darf die österreichische Armee doppelt achten, daß unter solchen Bedrängnissen, für welche der Minister, Graf Zichy, nach seinem eigenen Geständniß keine Abhilfe wußte, die musterhafteste Mannszucht beobachtet wurde. Wenn nun aber an ein Zusammenbringen der nöthigen Vorräthe nicht zu denken war, so schwand auch jeder Gedanke an eine kräftige Offensive. Und doch konnte nur diese letztere einigen Erfolg versprechen. Denn was die Defensive leiste, hatte man eben noch erprobt.

Endlich soll auch nicht unerwähnt bleiben, daß hie

und da die vorgekommenen Fehler im Detail der Führung wesentlich beigetragen hatten, Geist und Haltung des Soldaten herabzustimmen, und eben darum war von der Begeisterung und dem herrlichen Aufschwung beim Anfang des Krieges ein gut Theil dahin. Man hoffte nichts mehr von der Zukunft.

Alle diese Betrachtungen bestimmten Radetzky, als man auch seine Meinung zu vernehmen wünschte, für den Abschluß des Friedens um jeden Preis einzurathen. Er that dieß aus voller, inniger Ueberzeugung, wie sehr auch sein Patriotismus sich gegen ein solches Votum sträubte. Dieser Frieden kam zu Schönbrunn am 14. Oktober zu Stande, und legte neben vielen andern schweren Opfern dem Kaiserstaat auch die bittere Verpflichtung auf, 75 Millionen Gulden als Kriegssteuer zu entrichten, und, laut eines geheimen Artikels, nur 150,000 Mann unter den Waffen zu halten.

Es war eine Maxime Napoleons, derlei drückende Begehren zu stellen. Ganz in derselben Weise hatte Preußen im Tilsiter Frieden einwilligen müssen, nur 40,000 Mann zu halten. Alles bei ihm zielte nur auf die Schwächung Deutschlands, auf die Erniedrigung unseres Vaterlandes ab.

Für Radetzky war es schon damals klar, daß ein solcher Friede nur transitorisch sey und trotz der scheinbar innigsten Beziehungen, welche der friedliebende Kaiser

Franz durch das seinem Herzen theuerste Opfer zu befestigen hoffte, keine lange Dauer versprechen könne. Denn bedeutende Gebietsstrecken mußten geopfert werden. Die Finanzen waren mächtig erschüttert. Der Verlust der Küstenländer am adriatischen Golf schloß die österreichische Industrie vom Seehandel aus und beschränkte dieselbe nur auf den innern Verkehr. Der zwar ruhmvolle aber unglückliche Ausgang des Krieges stand nicht im Verhältniß mit den Erwartungen, die man sich gemacht.

Mit den abgetretenen Gebietstheilen waren die Werbbezirke von sechs Infanterieregimentern verloren gegangen, weßhalb diese letztern aufgelöst werden mußten. Von der Militärgrenze wurden die sechs kroatischen Regimenter den neuen französisch-illyrischen Provinzen einverleibt. Die Armee kam auf einen sehr geringen Locostand. Die deutschen Infanterieregimenter behielten nur zwei Bataillone zu sechs Kompagnien, jede von 50 Mann in loco. Das dritte Bataillon, zu vier Kompagnien, unter dem Namen „Chargendepot", hatte gar keine Mannschaft. Alle Landwehren waren aufgelöst und nach Haus gesendet worden. Die Jägerbataillone kamen von sechs auf zwei Kompagnien, die schwere Kavallerie von sechs auf vier, die leichte von acht auf sechs Eskadronen. Die ungarischen Infanterieregimenter allein behielten ihre 120 Gemeine per Kompagnie. Nur zur Exerzirzeit im Herbst erhöhte die deutsche Infanterie, auf vier Wochen, die Stärke ihrer

Kompagnien auf 100 Gemeine. An Uebungslager war nicht zu denken. Es war eine überaus traurige Zeit, die bis zum Jahre 1812 dauerte.

Nach Radetzky's Vorschlag sollten die 150,000 Mann nur als Stamm für künftige Errichtungen angesehen und Alles dergestalt vorbereitet werden, um jeden Augenblick wieder eine große Armee-Augmentation vornehmen zu können. Denn trotz Allem was geschehen, war Oesterreich doch immer eine Großmacht geblieben und verfügte über solche Hilfsquellen, um bei jeder größeren europäischen Frage als eine Macht von Gewicht aufzutreten und nach eigenem Ermessen zu handeln. Das Wiener Kabinet war auch gar nicht gewillt, sich seines Antheiles an den europäischen Angelegenheiten zu entschlagen. Es vermochte dieß nicht, wollte es sich nicht selbst von allen großen Berathungen ausgeschlossen sehen und jenen politischen Einfluß verlieren, der für das Gleichgewicht der Staaten unerläßlich ist.

Der im Oktober 1809 an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten getretene Graf Klemens Metternich empfand mehr als jeder Andere das ganze Gewicht der von Radetzky gestellten Anträge. Allein der Hofkammer-Präsident Graf Michael Wallis stemmte sich, mit steter Hinweisung auf die Finanznoth, gegen alle kostspieligen Vorkehrungen. Er ging von der Ansicht aus: „Oesterreich sey wenigstens für die nächsten zehn, ja vielleicht gar für

dreißig Jahre nicht im Stand, an einen neuen Krieg zu denken."

So kam es, daß die heilsamsten Vorschläge für eine bessere Wehrverfassung beseitigt und selbst jene nicht beachtet wurden, die bei einer künftigen Mobilmachung als augenblicklich nothwendig in vorderster Linie standen. Der Feldmarschall pflegte öfter in späterer Zeit zu sagen: „Graf Wallis schlug der Armee nicht weniger tiefe Wunden, als Napoleon selbst." Dennoch hat Radetzky, und dieß ist ein vortretender Zug in seinem Charakter, während den drei Jahren von 1809 bis 1812 zu keiner Zeit aufgehört, in Wort und Schrift diesen großen Gedanken zu verfechten und ihm Eingang zu verschaffen.

Der Posten eines Chef des Generalquartiermeisterstabes brachte überhaupt mancherlei Verdrießlichkeiten. Man möchte fast behaupten, selbe seyen von diesem Wirkungskreis unzertrennlich. Es ist nämlich eine eigenthümliche Wahrnehmung, daß man in vielen Staaten absichtlich dahin zielt, jenes Korps, in welchem vorzugsweise die Intelligenz repräsentirt und das beim Ausbruch eines Krieges vor Allen berufen ist, mit den wichtigsten Funktionen, worunter wir die Leitung und Aufstellung der Truppen unbedingt zählen müssen, betraut zu werden, im Frieden von jenen Geschäften zu entfernen, welche es im Felde übernehmen soll.

„Es gibt Truppenführer," sagt der preußische General der Infanterie von Reiche in seinen „Denkwürdigkeiten",

„die von Hause aus gegen Alles, was Generalstab heißt, eingenommen und von Vorurtheil gegen dieses Korps erfüllt sind. Sie sehen den Generalstabsoffizier oft mit scheelen mißtrauischen Augen an, glaubend, daß er sich etwas herausnehme oder den Hofmeister machen und sie lenken wolle, was sie als Beeinträchtigung und Verdunklung ihres Ansehens zu hindern und abzuwehren trachten. Findet sich dann noch in der Umgebung des Führers ein intriganter Charakter, der Einfluß auf denselben hat und, wie solches meist der Fall, geschickt genug ist, im Dunkeln zu schleichen, so ist das Verhältniß des Generalstabsoffiziers keineswegs zu beneiden. Bei ernsteren Anlässen, nicht selten schon bei der ersten Affaire, ändert sich jedoch oft plötzlich das Verhältniß und das unentbehrliche Vertrauen kommt von selbst."

Dieser Ausspruch eines verdienten und kriegserfahrenen Generals bedarf keines weitern Kommentars. Der Generalstabsoffizier wird in so lange unentbehrlich bleiben, als nicht die intellektuelle Bildung und praktische Erfahrung jeden einzelnen Offizier in der Armee für diese Dienstleistung befähigen. Und davon sind die heutigen europäischen Heere noch weit entfernt. Eine Verschmelzung des Generalstabes mit der Adjutantur aber, wie einzelne Stimmen beantragt haben, könnte, bei den so vielseitigen und verschiedenartigen Anforderungen beider Geschäftszweige, auf die Dauer kaum einigen Bestand versprechen.

Gleich bei der Uebernahme seines Dienstpostens war Radetzky verpflichtet worden, „alle eingehenden Berichte, Anfragen u. dgl., welche sich auf Operationsangelegenheiten bezogen, nicht bloß seinem Armeekommandanten, sondern auch dem Feldmarschall Grafen Bellegarde und Feldmarschallieutenant Baron Duka mitzutheilen und erst nach deren Zustimmung das Amt zu handeln.“ Zu einsichtsvoll, um nicht zu begreifen, daß ein solcher Befehl mit Nachtheil für den Dienst, andererseits aber auch mit Konflikten verbunden sey, denen sein friedliebender Charakter gerne aus dem Weg ging, hatte er gleich in den ersten Wochen um Enthebung von seiner Anstellung gebeten, aber auch dießmal wieder, wie immer, dem Befehl seines Kaisers zum Verbleiben gehorsamt.

Neue und harte Kämpfe weckte die, laut Allerhöchstem Handbillet vom 15. December 1809 angeordnete neue Organisation des Hofkriegsraths. Ob ein Bedürfniß zur Umgestaltung vorhanden gewesen, wollen wir nicht entscheiden. Wir möchten bloß hier anführen, daß Napoleon bei verschiedenen Anlässen über die österreichische Armeeverwaltung sich überaus beifällig äußerte, und bedauerte, wie ihn manche nicht zu umgehende Hindernisse abhielten, auch seinem Heere eine ähnliche Einrichtung zu geben.

Der Feldmarschall Graf Bellegarde war zum Präsidenten, der Feldzeugmeister Baron Kerpen zum Vice-

präsidenten des Hofkriegsrathes ernannt worden; zwei Männer, denen ein reicher Schatz von Kenntnissen und hoher Kriegserfahrung zu Gebot stand. Die vier wirklichen Hofkriegsräthe waren: die Feldmarschalllieutenante Baron Lattermann und Stipsics, der Generalmajor von Klein, ein trefflicher Kenner der Militärgrenze, und der jeweilige Chef des Generalquartiermeisterstabes. Im Allerhöchsten Handbillet hieß es: „das militärische Gremium des Hofkriegsrathes habe alle rein militärischen Gegenstände zu prüfen und zu behandeln, wobei der jeweilige Vorstand des Generalquartiermeisterstabes als Referent für alle Militaria gelten und die betreffenden Ausfertigungen durch Offiziere der ihm unterstehenden Korps besorgen lassen solle."

Für den politisch-ökonomischen Theil wurden sieben Hofräthe als Referenten aufgestellt, die zwar als Departementschefs fungirten, jedoch ihre Ausfertigungen ante expeditionem den Generalen des Hofkriegsrathes zur Gutheißung vorzulegen hatten.

Diese Anordnung war gewiß höchst sachgemäß und bezeichnete genau den Wirkungskreis des Generalquartiermeisterstabes. Man fand jedoch schon im ersten Augenblick Mittel und Wege, die kaiserliche Willensmeinung zu umgehen. Der bei den ersten Sitzungen noch abwesende Feldmarschall Graf Bellegarde wurde durch den Feldmarschall Grafen Josef Colloredo vertreten. Bei Fest-

stellung der Geschäftseintheilung trat der älteste Hofrath und Kanzleidirektor Schuppe, ein am Aktentisch verknöcherter und auf seinen Einfluß höchst eifersüchtiger Mann, auf, und suchte mit vieler Wärme das Unhaltbare der neuen Einrichtung darzuthun. Radetzky widerlegte ihn schlagend und es fiel dabei von beiden Seiten manch herbes Wort.

Mit alleiniger Ausnahme des Feldmarschallieutenants Stipsicz pflichteten alle andern Hofkriegsräthe dem Chef des Generalstabes bei. Nichts desto weniger ließ sich schon aus den ersten Sitzungen abnehmen, daß man die Hoffnung aufgeben müsse, den alten Schlendrian, und den bisher so mächtig gewesenen Einfluß der Hofräthe gänzlich zu beseitigen. Es blieb dieß jener Zeit vorbehalten, wo, vier Decennien später, Seine Majestät unser jetziger Kaiser der Armeeverwaltung in allen Theilen eine verbesserte und weise, den Bedürfnissen der Zeit entsprechende Einrichtung gab.

Feldmarschall Colloredo hatte, als bloßer Stellvertreter, eine so delikate Sache bis zum Eintreffen des Feldmarschalls Bellegarde vertagt. Dieses erfolgte nach drei Monaten. Der Kriegspräsident ließ sodann noch weitere sechs Wochen verstreichen, und beantragte hierauf: die Errichtung eines besondern Militärdepartements des Hofkriegsrathes. Es ward bewilligt, und dadurch der Einfluß des Generalstabes auf

die obersten Militärangelegenheiten für immer beseitigt.

Nach dem aufgestellten Grundsatze: „der jeweilige Militärreferent dürfe nur Oberst seyn“ blieb, da die Hofräthe den Rang von Generalen hatten, dem Ersteren bloß die letzte Stimme im Rath. Der Oberst Baron Radossevic war der Erste auf diesem Posten. Nach ihm kamen die beiden Mertens, Vater und Sohn, ein Kavanagh, Zanini und Dreihann, lauter Männer, denen die Armee sowohl wegen ihrer Geschäftskenntniß als ihres Charakters eine besondere Hochachtung zollte.

Die Form, welche der Hofkriegsrath im Jahr 1809 erhielt, bestand bis zum Jahr 1848, wo diese Hofstelle, kurz nach dem Tod seines so würdigen und ritterlichen letzten Präsidenten, des Generals der Kavallerie Grafen Ignaz Hardegg-Glatz, mit der Märzrevolution zu Grab getragen wurde, und sein dreihundertjähriges Bestehen durch ein Kriegsministerium verdrängt sah. Einige Jahrzehnte früher war die Amtsgewalt des Hofkriegsrathes durch die Bildung einer staatsräthlichen Militärsektion bereits wesentlich beschränkt worden.

Noch in einer viel späteren Zeit sprach der Feldmarschall wiederholt über diesen Gegenstand, und wir haben geglaubt, selben, wenigstens als historische Thatsache, etwas umständlicher berühren zu sollen.

„Man hat — pflegte er sich zu äußern — den öster-

reichischen Hofkriegsrath vielfach und meist unverdient geschmäht. Wären die nach und nach entstandenen Auswüchse mit fester Hand beschnitten, der Wirkungskreis nicht beschränkt und die Amtsgewalt Einzelner gehörig eingedämmt worden, hätte man am Geist der Lacy'schen Einrichtungen festhaltend, der Zeit und dem Streben nach Fortbildung gebührend Rechnung getragen, so möchte an dieser uralten Institution wenig auszustellen gewesen seyn."

Der Chef des Generalstabes wendete sich nunmehr der Verbesserung und Hebung seines Korps zu, und verfolgte dieses Bestreben mit einer ihm eigenthümlichen Rastlosigkeit. Unstreitig war das Korps des österreichischen Generalstabes zu jener Zeit trefflich bedacht, und aus Offizieren gebildet, welche den Krieg gesehen, viel erfahren und nicht weniger gelernt hatten. Wenn wir hier einen Koudelka, Richter, Trapp, Fallon, Fleischer, Rothkirch, Geppert, Stutterheim, Welden und Heß nennen, so ist die Stufe genügend bezeichnet, die das Korps dazumal einnahm.

Die Friedensjahre 1810 und 1811 verstrichen für Radetzky unter fortwährenden Vorbereitungen für einen künftigen Krieg, denn er erkannte nur zu wohl, daß der Anfang vom Ende nicht mehr fern seyn könne. Ganz besonders ward ihm dieß klar, als sich im letztgenannten Jahr Napoleons Absichten gegen Rußland mehr entschleierten. Das Sammeln und Sichten des reichhaltigen

Materials zur aktenmäßigen Beschreibung der letzten Feldzüge, wovon der tüchtige Stutterheim jenen des Jahres 1809 sogleich in Arbeit nahm, erforderte viel Zeit. Mit regem Eifer betrieb er auch die Militärlandesbeschreibung, und zwar fast ausschließend vom Standpunkt eines möglichen Krieges gegen Frankreich. Eben so warm unterstützte er die Bemühungen des gelehrten und kriegserfahrnen Oberstlieutenant Baron Rothkirch, dessen gehaltvolle Aufsätze in der durch den Erzherzog Karl begründeten österreichischen Militärzeitschrift so wesentlich beigetragen haben, ein geläutertes Wissen in der Armee zu verbreiten. Nebstbei arbeitete er fortwährend mancherlei Vorschläge aus und deutete unaufhörlich auf dasjenige, was die nächste Zeit erheischen dürfte.

Auch dem Grafen Metternich lieh er gerne seinen militärischen Rath und wurde von diesem wieder auf das thätigste unterstützt, allenthalben, wo es sich um Mobilisirung einer Armeereserve handelte, eine Frage, die bei den erschöpften Finanzen, wie gesagt, in den Hintergrund gedrängt, erst zu ihrer vollen Geltung kam, als die Ereignisse mit ihrer ganzen Wucht hereinbrachen.

Oesterreichs friedliebender Beherrscher hatte fortwährend gehofft, daß eine bessere Ordnung der Dinge, das Wohl der Menschheit und die Ruhe der Staaten aus der mit Napoleon eingegangenen Familienverbindung entspringen, daß solche eine Schranke bilden würde gegen

dessen weitere Anmaßungen, und beitragen solle, ihn für das Glück des Friedens empfänglicher zu machen. Diese Erwartungen blieben unerfüllt. Der Krieg dauerte fort, die Grenzen Frankreichs dehnten sich aus bis zum Belt. Die Rüstungen gegen Rußland begannen, und kein Abmahnen, keine Vermittlung Oesterreichs vermochten den französischen Kaiser in den Grenzen der Mäßigung zu halten und den Sturm zu beschwören, in dessen letzten Zuckungen eine halbe Million Soldaten, über hunderttausend Pferde und 1200 Feuerschlünde untergingen.

Der Kaiserstaat, im Norden durch Polen, im Westen vom Rheinbund und im Süden durch Italien bedroht, hatte bisher mit aller Anstrengung seine zuwartende Politik aufrecht erhalten. Mit dem Eintritt des Jahres 1812 vermehrten sich die Begehren Napoleons. Anfangs schlug er dem Wiener Hof ein Offensiv- und Defensivbündniß gegen Rußland vor, was aber die Weisheit des durch Metternich, Schwarzenberg, Radetzky und andere erleuchtete Männer trefflich berathenen Monarchen abzulehnen wußte, denn es konnte durchaus nicht in der Politik Oesterreichs liegen, Frankreich auf Kosten Rußlands noch weiter zu vergrößern. In der Ueberzeugung, daß der Kaiserhof sich seinen Wünschen niemals fügen werde und sich in seinen innern Angelegenheiten die volle Freiheit des Handelns zu bewahren wisse, begnügte er sich am Ende mit einem Traktat, der am 14. März 1812 zu

Paris abgeschlossen wurde und den der Kaiser Franz mit um so größerem Widerwillen unterzeichnete, als er dadurch an einem Krieg Theil nehmen mußte, der Oesterreichs Interessen verletzte, und die Aussicht auf eine bessere Zukunft in weite Ferne rückte, denn auch die eindringlichsten Worte auf der Zusammenkunft zu Dresden um die Mitte Mai 1812 fruchteten bei dem französischen Kaiser nichts. Sowohl der Kaiser Franz selbst, als besonders der Minister Graf Metternich, hatten sich vergebens deßhalb bemüht. Der letztere verhandelte fast einen ganzen Tag mit Napoleon. Er deutete auf die Schwierigkeiten der Verpflegung so großer Massen, auf Land und Klima, drang jedoch nicht durch. Vielleicht kannte Metternich um jene Zeit, wenigstens im Allgemeinen, schon den Kriegsplan der Russen, und sah im Geiste vorher was kommen würde.

Ein besonderer Artikel des vorgenannten Traktates setzte fest: „Das Hilfskorps solle 24,000 Mann Infanterie, 6000 Reiter und 60 Geschütze betragen, unter Napoleons unmittelbarem Befehle stehen, nie getrennt, daher jederzeit als ein selbstständiges Korps angesehen werden und alle durch dasselbe gewonnene Beute oder Trophäen ihm verbleiben.“ Frankreich übernahm dessen Unterhalt.

Oesterreich hatte sich übrigens, nach beiden Seiten hin, die Territorialneutralität ausbedungen, was auch durch Frankreich und Rußland zugestanden wurde. Eben

so machte Napoleon keine Einwendung, daß der im Schönbrunner Frieden festgesetzte Armeestand von 150,000 Mann um die Stärke des Hilfs- und eines Reservekorps zusammen um 60,000 Mann überschritten werde.

In einer besondern Instruktion wurde dem Fürsten Schwarzenberg zur ersten Pflicht gemacht, die bisherigen politischen Verhältnisse zu Rußland, insoweit dieß mit der Waffenehre vereinbar, sorgfältig zu berücksichtigen, eine Vorschrift, die eben so sehr den Grafen Metternich, als deren Verfasser, wie den Fürsten Schwarzenberg ehrt, welcher selbe zu vollziehen hatte. Wir sehen, daß die österreichische Regierung unabänderlich bei ihrem seit 1792 ausgesprochenen und seit zwanzig Jahren mit bewundernswerther Folgerichtigkeit, selbst mit den äußersten Opfern, verfochtenen Grundsätzen beharrte, und somit einem System treu blieb, das alle bisherigen Staatsmänner als das einzig richtige erkannten. In einem besondern Vorbehalt des obigen Vertrages hatte der Wiener Hof ausdrücklich erklärt: „sich keines Mittels zu begeben, wodurch früher oder später auf den Frieden eingewirkt werden könne und nach Innen und Außen eine solche Stellung anzunehmen, um bei der Unmöglichkeit des Friedens oder falls der Lauf des Krieges entscheidende Maßregeln erheischen sollte, im Stande zu seyn, unabhängig zu handeln und in jeder gegebenen Voraussetzung so zu Werk zu gehen, wie dieß eine gerechte Politik vorschreiben würde."

Diese Doppelbedingung bildet die Grundlage, auf welcher Oesterreichs spätere Politik sich stützte, und seiner Handlungsweise, als Hilfs- und vermittelnde Macht, bis zum wirklichen Eintritt in die große Allianz als Basis diente.

Die Stellung Oesterreichs in jener Zeit war eine höchst eigenthümliche. Der Wiener Hof erkannte vollkommen, daß er früher oder später das Schiedsrichteramt werde üben müssen. Man wird es somit auch ganz begreiflich finden, daß die Gelegenheit benützt wurde, um die Armee wieder auf einen Achtung gebietenden Fuß zu bringen, wie dieß die Würde der ersten deutschen Großmacht gebieterisch zu fordern schien. Die anerkannte Unverletzlichkeit des österreichischen Gebietes verlangte nebst dem Hilfskorps noch einer weitern Truppenmacht von ungefähr gleicher Stärke. Dieses sogenannte Reservekorps von 30,000 Mann sollte die über hundert Meilen lange Grenzstrecke in Gallizien bewachen und zugleich den gegen Bug und Narew vorgehenden Auxiliarkorps die Ergänzungen liefern.

Im ersten Augenblick war die Verlegenheit nicht gering. Nur mit genauer Noth konnte man diese beiden Korps vollkommen feldmäßig ausrüsten. Es fehlte an Fuhrwesen, Montur und vielen andern Dingen, ganz besonders aber an Geld. Man hatte sich genöthigt gesehen, in diese Mobilmachung Alles aufzunehmen, was an älteren Soldaten vorhanden war, und wirklich eine Truppe

heißen konnte. Der Rest des Heeres wurde seit längerer Zeit durch verkehrte oder halbe Maßregeln, besonders aber durch eine auffallende Hinneigung des Kriegspräsidenten zu den Ansichten der obersten Finanzstelle, weit mehr in seinem Werth herabgesetzt als gehoben.

Aber eben deßhalb, weil man die Augen nicht verschließen konnte über das was kommen mußte, strebten Metternich und Radetzky eine Ausrüstung um so eifriger an.

Der Minister des Auswärtigen erfaßte in wahrhaft großartiger Weise die Bedeutung des Moments, und förderte auch mit der ihn auszeichnenden Tiefe und Sachkenntniß die Ideen und Vorschläge des Generalstabchefs. Nur auf diese Art war es möglich, im Lauf einiger Monate jene großartigen Maßregeln durchzuführen, die man bis dahin gänzlich verabsäumt und zum Theil als bloße Hirngespinste betrachtet hatte, und welche doch allein geeignet waren, Oesterreichs alten Einfluß und dessen ganze große Machtstellung wieder zurück zu führen, mit Einem Wort: „in letzter Instanz über die Wohlfahrt Europas zu entscheiden."

Die Katastrophe in Rußland erfolgte. Von den vielen Hunderttausenden, welche im Sommer 1812 die russische Grenze überschritten, kehrten nur sehr wenige in die Heimath zurück. Sie waren in den Eisgefilden Rußlands so zu sagen verschwunden. Die große französische Armee

hatte sich an der Weichsel vollends aufgelöst. Ihre Trümmer erreichten im jammervollsten Zustand die preußische Grenze. Verstümmelt, abgezehrt, überhaupt kaum noch im Stand sich weiter zu schleppen, und meist nur halb bekleidet, zogen diese Soldaten des gewaltigen Eroberers einher, einzeln und auch wohl in Haufen, jedoch ohne alle Führung.

Die Fürsten und Völker Deutschlands erkannten in diesem Ereigniß das Walten einer höheren Macht. In der Vorahnung dessen, was kommen werde, begrüßte man die ersten Tage des Jahres 1813 als die Morgenröthe einer bessern Zukunft! War doch die schwere Kette endlich gebrochen, woran Napoleon die Gesammtinteressen von Europa bis dahin gefesselt hielt. Alles beeilte sich, mit erhobenem Gefühl und seltenem Eifer, die Vorbereitungen zu treffen, für jenen großen Kampf um den Wiedergewinn der alten Rechte, der verlornen Unabhängigkeit. Eine neue Aera begann.

Am 30. December schloß York seine Kapitulation von Tauroggen. Am 3. Februar rief der König von Preußen aus Breslau die Freiwilligen und überhaupt alle Waffenfähigen zu den Fahnen. Am 22. wurde die Nationalkokarde eingeführt und am 27. schloßen Preußen und Rußland zu Kalisch ihr Offensiv- und Defensivbündniß, das als die Frucht jener Rathschläge betrachtet werden muß, welche eine Partei mit Scharnhorst, Stein,

Hardenberg, Schleiermacher, Fichte, Gneisenau, Boyen und andern aufgeklärten Männern an ihrer Spitze, als Trägerin der strebenden patriotischen Ideen, dem König gab, und der wir um gerecht zu seyn, das Zeugniß nicht versagen dürfen, daß nur durch ihren Betrieb sich jene zauberhafte Schwungkraft entwickelte, deren man im übrigen Europa das seit sechs Jahren unterdrückte Preußenvolk kaum noch für fähig gehalten hatte. Die Seele dieser Bestrebungen war der Minister von Stein.[1] Und gewiß stand auch bei diesem politischen Schritt für Preußen alles auf der Spitze.

Schon am 20. Februar hatten Czernitscheffs Kosaken der preußischen Hauptstadt einen Besuch gemacht; am 4. März zogen die Russen wirklich daselbst ein. Generallieutenant Regnier führte die tapfern Sachsen an die Elbe zurück, nachdem sie noch am 13. Februar, durch die Russen unter Winzingerode bei Kalisch überfallen, ein Gefecht bestehen mußten. Dieses, zu Anfang des Feldzuges 30,000 Mann starke Korps brachte nur 2000 Mann ins Vaterland zurück. Der ehrenvolle Abschiedsgruß des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg bei ihrem Scheiden und das Schreiben desselben an den König von Sachsen liefern das beste Zeugniß für ihr musterhaftes Verhalten im Feldzug 1812.

[1] Man lese hierüber: „Geschichte der Insurrection wider das westphälische Gouvernement von Karl Lynker. Kassel 1857."

Um dieselbe Zeit war auch Fürst Poniatowsky mit seinen polnischen Truppen nach Sachsen gegangen. Die Ereignisse, keiner menschlichen Berechnung mehr unterthan, drängten zu einer Entwicklung, wie solche eine höhere Macht gebieterisch zu fordern schien.

Oesterreich hatte diese welthistorischen Begebenheiten nicht geschaffen. Selbe waren aus sich selbst hervorgegangen. Sie ganz zu beherrschen und der Erneuerung des Kampfes vorzubeugen, lag nicht mehr in der Macht des Wiener Hofes. Denn wie gesagt, war Anfangs März die Kriegserklärung Preußens an Frankreich erfolgt, und Schweden hatte am 3. März zu Stockholm mit England einen Vertrag geschlossen, wornach 30,000 Schweden in Norddeutschland und der brittische Generallieutenant Graf Wallmoden mit 24,000 Mann im Lauenburg'schen, den gemeinschaftlichen Feind mitbekämpfen sollten. Schon errichteten die Hansestädte ihre Legionen und allenthalben entstanden Freiwillige zu Fuß und zu Pferd, unter verschiedenen Namen und Bannern, alle aber um im Verein mit den Kosaken im Rücken des verhaßten Feindes den kleinen Krieg zu führen. Wenn auch die anfängliche Koalition gegen Frankreich vorerst nur aus Rußland, Preußen, Schweden, England nebst etlichen kleineren norddeutschen Staaten und der Hansa bestand, so ließ sich doch leicht vorhersehen, daß nach und nach alle deutschen Völkerschaften bis zum Rhein an dieser Schilderhebung Theil nehmen würden.

Damit war aber auch für Oesterreich ein Wendepunkt in seiner Politik eingetreten. Es mußte nothwendig aus seiner bisherigen neutralen Stellung, in jene einer intervenirenden Macht, d. h. einer solchen übergehen, die sich für einen allgemeinen und dauerhaften Frieden verwendete.[1] Es mußte, als ein gewichtiger Theil im europäischen Staatenbund, seine Stimme geltend machen. Sein vorzüglichstes Bestreben mußte dahin zielen, die bereits angeknüpften, wenn gleich nur schwachen Friedensunterhandlungen nicht mehr fallen zu lassen, und zu zeigen, daß seine Vermittlung wahrhaft aufrichtig sey. Schlugen alle Bemühungen für diesen erhabenen Zweck fehl, so schien wohl auch Oesterreichs Kaiser kein anderer Ausweg zu bleiben, als im Interesse seines Hauses und Reiches das Gleichgewicht und die Sicherheit der Staaten mit Waffengewalt wieder herzustellen. Der Augenblick, wo der Krieg im Frühjahr 1813 mit erneuerter Heftigkeit wieder auszubrechen drohte, wurde in Wien als entscheidend für Europa's Schicksal angesehen. Denn von diesem Kampf hing das Loos der Völker ab.

Von dem Moment aber, wo Oesterreich eine Vermittlung übernahm, änderte sich auch dessen ganze bisherige Stellung zu Frankreich.

[1] Wir verweisen hier auf Thiers XV. Band seiner Geschichte des Konsulates und des Kaiserreiches.

Der Traktat vom 14. März 1812 verlor seine bindende Kraft. Das Wiener Kabinet hörte auf, eine Hilfsmacht zu seyn, und wurde wieder eine freie, selbstständige, nach seinen eigenen und den Gesammtinteressen Europa's vorgehende Macht.

Bei der Erbitterung, womit sich die Parteien entgegenstanden, und die Erhaltung der gemachten bisherigen Eroberungen mit dem Wiedergewinn des Verlornen rang, hielt es der Kaiser von Oesterreich für seine Pflicht, im Interesse des eigenen, sowie fremden Volkswohles und der Zukunft Napoleons selbst, letzteren erneuert für eine gerechte und friedliche Politik zu gewinnen. Man richtete nichts aus und mußte es sich gefallen lassen, beleidigende Ermahnungen hinzunehmen, worin angedeutet war: „daß man die wahren und falschen Freunde wohl zu unterscheiden wisse, und Lohn und Strafe nach Verdienst ausgetheilt werden solle." Zugleich wurde, um Rußland jedes Mißtrauen zu benehmen, die Einstellung aller Kriegsrüstungen in Galizien angeordnet. Das Auxiliarkorps, welches bis dahin den vorspringenden Punkt Warschau noch besetzt gehalten hatte, um den Rückzug der Sachsen und Polen zu decken, nunmehr aber seine eigene Rückzugslinie mit Krakau bedroht sah, räumte die polnische Königsstadt und übergab dieselbe vertragsmäßig an die Russen.

Unter dem Namen eines Observationskorps wurden 3 Jäger-, 3 Grenz-, 12 Füsilier-, 4 Grenadier-

bataillone, 18 Chevauxlegers- und 16 Kürassiereskadronen, nebst 9 Batterien mobil gemacht und im nördlichen Böhmen aufgestellt, dorthin auch später das Auxiliarkorps aus Galizien gezogen.

Oesterreich blieb auch in der That die einzige europäische Macht, welche die Vermittlerrolle übernehmen, eine Annäherung der kriegführenden Mächte erzielen und in einer so bedenklichen Krise jede Spannung der Gemüther beseitigen konnte. Sowohl die Verbündeten einer-, als Frankreich anderseits vermochten ihr Vertrauen einer Macht nicht zu entziehen, die ihre eigenen Kräfte mit Sicherheit beherrschte, und, indem sie nach beiden Seiten keinen Anlaß zu Beschwerden gab, auch unpartheiisch zu handeln im Stande war.

Die Aufgabe, welche sich der Kaiserhof stellte, war jedoch eine überaus schwierige; denn sie bestand in nichts Geringerem, als: „mit Wahrung der eigenen Interessen jene von Europa zu erzwecken und zu versichern." Für dieses Ziel jedes Opfer zu bringen, war der entscheidende Wille des Kaisers Franz, und das unterm 9. Februar an alle Länderchefs der Monarchie erlassene Zirkular sprach diese erhabene Gesinnung deutlich aus.

Die ersten einleitenden Schritte geschahen gleich nach der am 18. December 1812 erfolgten Rückkehr des französischen Kaisers aus Rußland in den Tuilerien. Der k. k. Feldmarschallieutenant Graf Bubna, ein Mann

ausgezeichnet als Soldat und Diplomat wie Wenige, war Ueberbringer der ersten Friedensworte. Der österreichische Hof erbot sich, eine Annäherung zwischen den Verbündeten und Frankreich herbeizuführen. Napoleon that als ob er nicht abgeneigt sey, diesen Weg einzuschlagen. Er wollte wenigstens durch den Wiener Hof die Ansichten seiner Gegner vernehmen.

So begannen gegen Ende Januar die Unterhandlungen. Der Ritter von Lebzeltern begab sich zu dem russischen Kaiser nach Wilna, der österreichische Gesandte in München, Freiherr von Wessenberg, über Kopenhagen und Gothenburg nach London. Aber Napoleon, scheinbar zum Frieden geneigt, rüstete sich mit aller Kraft zum Krieg. Seine ganze Sorgfalt wendete sich der Bildung eines neuen Heeres, der Ausbeutung all' der unerschöpflichen Hilfsquellen Frankreichs zu, um im Stand zu seyn, den kommenden Ereignissen ruhig entgegen zu treten. Und in demselben Maß als seine Rüstungen weiter gediehen, erlosch das Andenken an die eben erlittenen Unfälle, ward seine Sprache heftiger und herausfordernder. Der französische Kaiser mochte fühlen, was auf dem Spiele stand, und wie die Integrität dieses Reiches nur durch neue Siege zu erhalten sey. Das Glück hatte ihn verwöhnt, indem es ihm bisher gestattete, den Frieden jederzeit nur vorzuschreiben, nicht aber zu empfangen. Alle Welt erkannte zwar, was Frankreich Noth thue. Nur

Napoleon und das Heer der ihn umgebenden Schmeichler verschlossen ihre Augen bei der wachsenden Gefahr. Der Herzog von Bassano predigte tauben Ohren, indem er einer Verständigung mit Oesterreich das Wort redete. Und doch blieb ein aufrichtiges Eingehen auf die eben so gerechten als billigen Forderungen dieses Hofes das einzige Mittel, der einzige Weg zum Frieden, zum Ausgang aus einem höchst gefährlichen Dilemma. Die grundfalsche Vorstellung von dem deutschen Volk, welche der französische Kaiser nährte, verbunden mit dessen verwöhntem Geist und unbeugsamen Sinn, stellten immer wieder alles in Frage. Er erklärte am Ende: „lieber bis auf den Montmartre zurückgehen als nachgeben zu wollen." In bedauernswerther Verblendung überredete man sich zu Paris, der Wiener Hof würde nicht bis zur äußersten Grenze vorgehen, und mit den Uebrigen wolle man schon fertig werden.[1]

Nach langen Bemühungen hatte es Radetzky endlich erlangt, Anfangs März als Truppendivisionär beim böhmischen Observationskorps angestellt zu werden.

Voll freudigen Muthes übergab er die Geschäfte des Generalquartiermeisterstabes einstweilen an den würdigen Generalmajor Richter und bereitete sich zur Abreise. Diese verzögerte sich aber, weil er einer in Wien niedergesetzten Kommission, welche das von ihm im Verein mit

[1] Thiers XV. Band.

dem Oberst Ritter von Mertens entworfene neue Jägerexerzirreglement prüfen sollte, noch einzelne mündliche Auskünfte zu geben hatte. Das Hauptverdienst dieser neuen Vorschrift bestand in vermehrter Ausbildung im Bajonettfechten, und in einer einfacheren, sachgemäßeren Verwendung der Plänkler, kurz in einem der Bodengestaltung ausschließend angepaßten Gebrauch der leichten Truppen. Wenn gleich der damals ausgebrochene Krieg die Sache in den Hintergrund drängte, so ist selbe dennoch die Grundlage aller späteren Verbesserungen bei der Jägertruppe geblieben, und auch von einem Behlen, Schulzig u. A. mehrfach benützt worden.

Die Sendung des mit ausgedehnten Vollmachten versehenen Feldmarschalls Fürsten von Schwarzenberg nach Paris, wo derselbe am 13. April, somit nur wenige Tage vor Napoleons Abreise zur Armee in Deutschland eintraf, hatte den Zweck, dem französischen Kabinet nochmals den Frieden zu empfehlen, anderseits aber auch klar und offen zu sagen, was Oesterreich begehre.

Mit jener aufrichtigen Sprache, die der Kaiserhof stets zu führen gewohnt war, gab Fürst Schwarzenberg am 21. April die Erklärung ab: „sein Hof finde zur Erreichung des Friedenszweckes bloß eine diplomatische Form, nämlich: die bewaffnete Vermittlung. Diese werde Oesterreich annehmen und nach beiden Seiten mit dem erforderlichen Gewicht vertreten.“

Allein auch diese entschiedene Meinungsäußerung verfehlte ihres Zweckes bei einem Mann, der seinen großen Eigenschaften und einem unerhörten Waffenglück jene hohe Stufe verdankte, auf welche ihn das Geschick gestellt. Nachdem er dem Wiener Hof vergebens Schlesien anbot, was Fürst Schwarzenberg mit Entrüstung zurückwies, weil Oesterreich daran gelegen seyn mußte, Preußen erhalten, nicht aber zertrümmert zu sehen, nahm er wieder den befehlenden Ton an, und begehrte: Oesterreich solle seine Streitkräfte an der obern Weichsel auf 150,000 Mann bringen, weitere 40,000 in Böhmen aufstellen und gemeinschaftlich mit Frankreich die Alliirten bekämpfen. Als der französische Gesandte am Wiener Hofe im Auftrag seines Gebieters ein solches Verlangen stellte, wurde er durch den Minister Grafen Metternich gebührend abgewiesen, und ihm bedeutet: „Man wolle bloß vermitteln."

Sollen aber Friedensworte einiges Gewicht erhalten, so müssen sich selbe auf eine starke bewaffnete Macht stützen. Von dieser Wahrheit durchdrungen und über die Bedenken des Augenblicks erhaben, befahl der Kaiser die Aufstellung von 120,000 Mann mit 220 Geschützen und 60 Pontons in Böhmen. Um den französischen Gesandten am Kaiserhof über diese Maßregel zu beruhigen, wurde ihm durch Metternich versichert: „Oesterreich gedenke sich keineswegs der Allianz mit Frankreich zu entschlagen, nachdem

aber die europäischen Verhältnisse sich wesentlich geändert hätten und das österreichische Staatengebiet möglicherweise vom Kriege berührt werden könne, so erheische es die Vorsicht, eine solche Stellung zu nehmen, um jede unmittelbare Verwicklung zu beseitigen."

Um die Aufstellung einer solchen Truppenmacht zu ermöglichen, wurden mittelst Patents vom 17. April 45 Millionen sogenannter Anticipationsscheine geschaffen.

Schon bevor der Feldmarschall Schwarzenberg nach Paris abging, hatte er Radetzky vertraulich eröffnet, daß er für den wahrscheinlichen Kriegsfall zum Chef des Generalstabes ausersehen sey und sich für diesen wichtigen Posten entsprechend vorbereiten möge. Nach der am 3. Mai erfolgten Rückkehr des Fürsten erfloß unterm 8. jenes kaiserliche Handbillet, wornach dieser zum kommandirenden General und Radetzky zum Chef des Generalstabes der in Böhmen aufzustellenden Armee ernannt wurden. Es war die eigene Wahl des Fürsten, welche die Berufung Radetzky's veranlaßte, und wobei sich auch der viel vermögende Einfluß des Grafen Metternich geltend machte.

Wenn wir einen Augenblick bei Betrachtung der Streitkräfte verweilen, über welche Oesterreich zu einer Zeit verfügte, wo es das Wort der bewaffneten Vermittlung aussprach, so findet sich, daß die Armee in 192½ Bataillonen, 246 Schwadronen und 204 Kompagnien

Sappeure, Mineure, Artillerie, Pionniere, Pontoniere u. s. w. einen Effektivstand von 285,668 Mann, 33,600 Pferden hatte. Davon waren mobilisirt 123,133 Mann, 19,985 Pferde; nicht mobil 162,535 Mann, 13,615 Pferde. Der wirkliche dienstbare Stand betrug jedoch nur 199,001 Mann, 28,618 Pferde. Von diesen waren für den Krieg ausgerüstet und sogleich verfügbar: das ehemalige Auxiliarkorps (30 Bataillone, 52 Escadronen, 24 Kompagnien) mit 36,360 Mann, 6058 Pferden. Das vormalige Reservekorps (27 Bataillone, 42 Escadronen, 14 Kompagnien) mit 34,184 Mann, 6048 Pferden; in der Bukowina (5 Bataillone, 6 Escadronen, 3 Kompagnien) mit 5307 Mann, 737 Pferden. Das Observationskorps in Böhmen (19 Bataillone, 34 Escadronen, 4 Kompagnien) mit 28,042 Mann, 4991 Pferden. Zusammen 81 Bataillone, 134 Escadronen, 45 Kompagnien mit 103,893 Mann und 17,834 Pferden. Immobil in den Provinzen blieben 95,108 Mann, 10,784 Pferde.[1]

Die Weisheit des Monarchen hatte sich in der Wahl Schwarzenbergs und Radetzky's abermals auf das glänzendste kundgegeben. Die Ernennung des ersteren

[1] Nachdem die Stärke der Infanterie, Kavallerie und Artillerie, ohne Extrakorps, womit der Kaiserstaat die Feldzüge 1813 und 1814 geführt hat, über 400,000 Mann und 56,000 Pferde betrug, so ist erwiesen, daß die Armee 200,000 Rekruten und 27,000 Pferde benöthigte, also zwei Drittel des Heeres aus Rekruten bestehen mußten.

überraschte zwar im Anfang; denn die Armee hoffte den geliebten Erzherzog Karl wieder an ihrer Spitze zu sehen. Aber gewiß konnte, nach diesem erlauchten Helden, das Wohl des Kaiserstaates in keinen besseren Händen ruhen; ja vielleicht blieb selber, in einem Allianzkrieg dieser Art, der Einzige, um einer so delikaten Stellung gerecht zu werden. Graf Metternich, der auf diese Entscheidung den vorwiegendsten Einfluß nahm, verdient den Dank nicht bloß von Oesterreich, sondern von ganz Europa. Mit den Hauptzügen von Napoleons Charakter und Kriegführung vertraut, vom Kaiser Alexander geehrt und geliebt, genoß der edle Fürst, stark im Vertrauen seines Kaisers, die allgemeine Achtung und erfüllte in seiner Person alle wünschenswerthen Bedingungen.

Ganz derselbe Fall fand bei Radetzky statt. Dieser unterzog sich mit dem ihm eigenen Eifer einer Dienstverwendung, die ihm große Selbstverleugnung und Pflichten auferlegte, deren ganzes Gewicht wohl Niemand mehr begriff, als er selbst.

Schon vor des Fürsten Abreise nach Paris hatte er demselben eine Denkschrift übergeben, worin die Bedürfnisse der aufzustellenden Armee, und die erforderliche Dislokation in Böhmen mit großer Sachkenntniß entwickelt, und einzelne Winke über den Gang eines Krieges niedergelegt waren, von dem schon damals kein Mensch in ganz Oesterreich mehr zweifelte, daß selber gegen Frankreich

gerichtet werden müsse. Wenn der Chef des Generalstabes darauf hinwies, daß die schleunige Aufstellung und Ausrüstung der Streitkräfte eine um so gebieterische Nothwendigkeit sey, als mit Ausnahme des vormaligen Auxiliar- und des Reservekorps, die gesammte Armee aus Rekruten bestehen werde, mußte er wohl hie und da die Aeußerung hören, „es gehe dem französischen Kaiser auch nicht besser.“ Selbst an maßgebender Stelle wurde er mit der Bemerkung abgefertigt: „es gehe schon, wenn man nur ernstlich wolle.“ Aber das Wie? wollte ihm Niemand erklären. Man schien gänzlich zu übersehen, daß der französische Kaiser unumschränkt über alle seine Kriegsmittel verfügte, seine Generäle, überhaupt alle seine Offiziere, aber an Bildung und Kriegserfahrung viel voraus hatten. Wenn in späteren Jahren von dieser Sache die Rede war, pflegte Radetzky zu sagen: „Wie die Erfahrung lehrte ist es auch gegangen. Aber nur mit genauer Noth gelangten wir an das Ziel. Trotz so mancher verkehrten Maßregeln, und so vieler vergeblichen Bemühungen, um die Ereignisse zu lenken, stand die Zeit nicht stille.“

Napoleon war am 15. April von St. Cloud abgereist, und hatte sich am 26. zu Erfurt an die Spitze seiner neugebildeten Armee gestellt, die in der kurzen Zeit von ein paar Monaten auf 350,000 Streiter gebracht worden war. Jetzt drang der französische Botschafter in Wien mit vermehrtem Nachdruck auf eine unumwundene

Erklärung des Kaiserhofes und stützte sich dabei nochmals auf den Traktat vom 14. März 1812. Damals fand jene merkwürdige Audienz des Grafen Narbonne statt, worin Kaiser Franz demselben die eben so hochherzige als unvergeßliche Antwort gab: „Ich bin meinen Unterthanen für alles Blut Rechenschaft schuldig, das ich sie vergießen lasse, und werde an meinen Entschlüssen nichts ändern. Ich folge nur meiner Ueberzeugung. Mein Gewissen fordert es so. Handelte ich anders, so würde ich vor Gott die Verantwortung tragen müssen.“ Eine so feste Sprache in einem Augenblick, wo man mit den Rüstungen noch weit zurück war, und gegen einen Herrscher wie Napoleon, konnte gewiß nur aus dem Bewußtseyn hervorgehen, daß Oesterreich von der Vorsehung die welthistorische Sendung empfangen habe, in dem schweren Zerwürfniß, in dem bisher zweifelhaft gebliebenen Völkerzwist, mit der ihm von je inne wohnenden Rechtlichkeit und Kraft den Ausschlag zu geben.

Indeß begann der Feldzug, und schon am 2. Mai fand die Schlacht bei Lützen (Großgörschen) statt, von der Scharnhorst sagte: „er habe selbe von ihrem Beginn an für verloren gegeben.“ Ganz so wie dieß auch in früheren Kriegen beobachtet wird, und namentlich in der Schlacht bei Deutsch-Wagram 1809 der Fall gewesen war, kam die Disposition erst um zwei Uhr Morgens den Truppen zu, die schon um 5 Uhr früh bei Pegau und

Umgegend zum Uebergang der Elster bereit stehen sollten. Die Nachricht vom Ausgang dieser Schlacht beschleunigte die Absendung des Feldmarschallieutenants Grafen Bubna in das französische, und des Grafen Stadion in das verbündete Hauptquartier.

Oesterreichs fester Entschluß, als europäische Macht mit in die Ereignisse einzugreifen, konnte indeß nicht sogleich in Ausführung kommen. Denn für diesen Zweck hatte der Kaiserhof zunächst nur beiläufig erst den vierten Theil seiner mobilen Streitkräfte versammelt. Mit dieser geringen Truppenzahl ließ sich weder eine drohende Stellung einnehmen, noch eine bestimmte Sprache führen, höchstens eine Gebietsverletzung zurückweisen. Nach allen Berechnungen war man erst um die Mitte Juni im Stand, 120,000 Mann in Böhmen schlagfertig aufzustellen. Es galt daher vor Allem, die Ereignisse zum Stehen zu bringen, d. h. Zeit zu gewinnen.

Das nächste Mittel hiezu schien ein Waffenstillstand. Allein die Verbündeten hielten selben Anfangs nicht für vortheilhaft. Viele Stimmen erhoben sich dagegen, besonders in Preußens Heer und Volk. Man besorgte, daß nach dem kaum begonnenen Feldzug eine so rasch eintretende Waffenruhe die Begeisterung mächtig abkühlen, nachtheilig auf den Muth des Soldaten einwirken und Deutschlands Vertrauen in die Alliirten in hohem Grad erschüttern würde. Anderseits gingen Russen und Preußen ihren

Verstärkungen entgegen und konnten bei einer zweiten Schlacht auf besseren Erfolg zählen.

Unterm 10. Mai hatte Radetzky, hiezu aufgefordert, seine Ansichten über jene Maßregeln, die bis zum halben Juni zu ergreifen wären, vorgelegt.

Der Feldmarschall Schwarzenberg übersendete selbe noch am nämlichen Tag an den Grafen Metternich. Da diese Gedanken ein ausschließendes Eigenthum des Verewigten sind und zum erstenmal den Grundsatz einer Theilung der Streitkräfte, d. h. der Offensive gegen die Minderzahl und der Defensive gegen die Uebermacht, aussprechen, was die Grundlage aller spätern Operationsentwürfe bildet, so verdienen selbe um so größere Aufmerksamkeit. Denn nur die genaue Befolgung dieses Prinzips, wovon sowohl der Kronprinz von Schweden, als auch die Generale Toll und von dem Knesebek später die Ehre der Idee beanspruchten, war es, welche nach und nach die französische Armee physisch und moralisch herunterbrachte und Napoleon noch vor Jahresschluß zum Rückzug hinter den Rhein zwang.[1]

Radetzky sagte damals: „Die dermal eingetretenen Ereignisse lassen mit Grund erwarten, daß auf Seite der alliirten Armee, bis zum Einlangen ihrer Verstärkungen

[1] Wir verweisen auf die „Denkwürdigkeiten Tolls" und „Henkels Erinnerungen."

und dem Fall der wichtigsten Festungen, oder bis eine bedeutende auswärtige Kriegsmacht den größten Theil der französischen Armee auf sich zieht, so lange die Defensive gehalten wird, bis allenfalls die Theilung der feindlichen Streitkräfte denselben die Möglichkeit bietet, später eine der vorgedrungenen feindlichen Kolonnen mit kraftvollem Uebergewicht anzugreifen, welches, bei der Ueberlegenheit an leichter Kavallerie und der Ergebenheit des Landes, um so füglicher auszuführen vorausgesetzt werden muß.

„Es käme sonach vorläufig in Betracht zu ziehen, wo beiläufig die Linie der Defensive der alliirten Armee seyn dürfte, bis Oesterreich mit einer solchen Macht schlagfertig ist, von welcher man mit Wahrscheinlichkeit voraussetzen darf, den größten Theil der französischen Streitmasse auf sich zu ziehen.

„Da die in Böhmen aufgestellt werdende Armee in der Hälfte des Junimonats zur Vorrückung gesammelt seyn kann, so handelt es sich darum, daß die alliirte Armee nicht durch partielle Gefechte ihre Kräfte nutzlos zersplittere, sondern auf den Fall des Verlustes des linken Elbeufers in einer Flankenstellung, mit Besetzung der noch freien schlesischen Festungen, die Oder behaupte, einstweilen aber die Feindesflanken und Rücken durch die leichten Truppen beunruhige.

„Höchst erforderlich bleibt es übrigens für das beiderseitige Wohl, in dem engsten und genauesten Einver-

ständniß der Bewegungen, Stellung und Stärke der zusammengesetzten Waffen und der eingeholten Nachrichten zu bleiben, welches zu bewirken hierorts unter Einem eingeleitet wird, und daher die Mittheilung erfolgt, daß gleich dermalen die Verfügung getroffen werde, die in Böhmen eintreffenden Truppen à cheval der Elbe aufzustellen."

Der Wiener Hof blieb bei seiner Ansicht, daß man die zur Vervollständigung der Rüstungen noch erforderlichen sechs Wochen bloß und allein im Weg der Unterhandlungen für neue Friedensvorschläge und in Herbeiführung eines Waffenstillstandes zu gewinnen vermöge. Deßhalb begab sich Feldmarschalllieutenant Bubna nach Dresden, wo er am 16. Mai Abends eintraf. Er sollte Napoleon erneuert zu gemäßigten Ansichten bewegen.

Allein Oesterreichs gewaltige Rüstungen schienen doch einigermaßen dessen Mißtrauen geweckt zu haben. Er lehnte jede bewaffnete Vermittlung ab. Es kostete anderseits auch Mühe, den Verbündeten einleuchtend zu machen, wie die äußerste Behutsamkeit nöthig sey, und der vom Kaiser und seinem gewandten Minister eingeschlagene Weg allein ein Genüge leisten könne. Dieser Weg aber bestand in nichts Anderem als: „den Uebergangszustand so lang wie möglich beizubehalten." Die Verbündeten freilich wünschten, statt des langsamen aber sichern Ueberganges von einer Politik zur andern, nur rasche Entscheidung. Seit Januar,

wo Graf Stakelberg dem Grafen Metternich bereits von einer Erhebung Oesterreichs gegen Napoleon gesprochen, hatten die Höfe von Petersburg und Berlin die Ueberzeugung gewonnen, daß ohne den Beistand des Kaiserhofes Napoleon nicht besiegt werden würde.

Der bei Lützen verwundete Scharnhorst sollte in diesem Sinne in Wien arbeiten, als er unterwegs in Prag am 28. Juni starb.

Oesterreich, welches zu keiner Zeit der Sache Deutschlands sein Ohr verschloß, und ihr, besonders in den Jahren 1805 und 1809 die schwersten Opfer brachte, beschloß zu zeigen, daß es, weit entfernt von aller Selbstsucht, keineswegs nach Vergrößerung strebe, und an deutscher Einheit nnd Machtstellung den lebhaftesten Antheil nehme. Nachdem sich fast apodiktisch vorhersagen ließ, welches der Ausgang einer derartigen Bemühung seyn würde, so verdienet dieser Entschluß um so größere Bewunderung. Oesterreichs Staatsprinzip heißt: „in und durch sich selbst groß und stark zu werden.“ Und dieser Grundsatz führte es jeder Zeit auf der rechten Bahn. Wenn daher fremde Federn sagen: „die damalige Politik des Wienerhofes sey weder hochherzig noch aufrichtig gewesen,“ so ändert dieß gar nichts an der Sache. Oesterreich hat nichts darauf zu antworten. Es läßt die Thatsachen sprechen. Müssen doch jene Schriftsteller selbst bekennen, daß die österreichische Allianz unter allen Umständen nöthig war.

Die große Wahrheit: „man habe des Doppelaars unumgänglich bedurft,“ läßt sich nicht wegdemonstriren. Und so wird es wohl auch für die Zukunft bleiben.

Es ist allerdings in neuester Zeit in Deutschland zur Mode geworden, die Theilnahme des Wiener Hofes an jenem großen Krieg auf ein Minimum herabzusetzen und die oberste Heeresleitung vielseitig zu schmähen. Während manche Schriftsteller des Auslandes dem Kaiserhof volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, begeifern andere und besonders deutsche Autoren denselben, und beweisen eben dadurch, daß ihnen jeder patriotische Sinn abgeht, daß es ihnen nicht um die Ermittlung der vollen Wahrheit, sondern bloß darum zu thun ist, ihrem Groll auf das große Oesterreich Worte zu geben, denn am Ende sind ihre Behauptungen nichts — als Worte.

Das k. k. Heer in Böhmen wurde unablässig verstärkt und ausgerüstet. Am 14. Mai waren mobilisirt:

	Bataill.	Esc.	M. Inf.	Kavall.
in Böhmen . . .	22	32	29,150	5319
in der Ausrüstung	14	4	16,424	652
auf den Marsch aus Galizien . . .	40	40	41,793	5146
Zusammen	76	76	87,367	11,117

Diese Streitkräfte theilten sich in zwei leichte, sechs Linien Infanterie-, zwei Infanteriereserve-, zwei Kavallerie- und eine Reservekavallerie-Divisionen mit 276 Geschützen.

Die Schlacht bei Bautzen war in hohem Grad ehrenvoll für die Verbündeten, denn sie wichen ohne daß eine ihrer Massen erschüttert worden wäre, ohne nur Eine Kanone zu verlieren in fester Haltung auf Weißenberg und Reichenbach zurück. Dennoch war und blieb es eine Niederlage. Das gesammte Europa gewahrte nicht ohne Staunen, wie Napoleon innerhalb vier Wochen seine Gegner von der Saale bis an die Oder drängte; damals verloren selbst die hochgestelltesten Männer ihr Vertrauen in die gute Sache. [1]

Als am 25. Mai die Nachricht vom Ausgang der Schlacht bei Bautzen (20. und 21.) nach Wien gelangte, beschlossen Seine Majestät der Kaiser Franz sich mit dem Grafen Metternich nach Böhmen zu begeben. Die Abreise von Laxenburg erfolgte am 1. Juni Morgens. Der Kaiser traf am 3. zu Gitschin, nur 10 Meilen von der Landesgrenze ein. Der Feldmarschall Schwarzenberg und Radetzky befanden sich schon seit 23. Mai in Prag.

Kurz nach seiner Ankunft im Schlosse zu Gitschin empfing der Kaiser den russischen Generalmajor Toll, welcher gekommen war, die erforderlichen Auskünfte über Stärke, Stellung und Absichten der Alliirten zu geben. Auch der das volle Vertrauen seines Kaisers genießende

[1] Es ist bekannt, daß York im Garten zu Jordansmühle in Schlesien zu dem Grafen Langeron sagte: „Selbst wenn Oesterreich auf unsere Seite tritt, so geht die Sache dennoch schlecht."

Graf Nesselrode fand sich zu Gitschin ein, um im Namen des russischen Kaisers auf eine demnächstige entschiedene Sprache des Wiener Hofes hinzuwirken.

Die Kabinette von Petersburg und Berlin meinten jetzt: „es sey hohe Zeit für Oesterreich, das Schwert in die Wagschale zu legen.“ Nach ihrer Behauptung hatten sie bei Bautzen nur geschlagen, um den französischen Interessen einestheils kein freies Spiel am Wiener Hofe zu lassen, und anderseits in der Hoffnung, ein Sieg dürfte Oesterreich zu rascherem Handeln bestimmen.

Man wolle übrigens bemerken, daß der Kaiser in Gitschin die ersten bindenden Verpflichtungen gegen die Alliirten in so ferne einging, als dem Grafen Nesselrode damals erklärt wurde: „wenn die Vermittlungsversuche durch Napoleon vereitelt würden, sich ihnen anschließen zu wollen.“

Wohl war Oesterreich wieder in der freien selbstständigen Lage wie vor zwanzig Jahren. Es wurde jetzt sogar umworben und von beiden Seiten durch Versprechungen gelockt. Aber es stand auch auf dem Punkt, durch einen falschen Schritt sich dem Aeußersten bloßzustellen. Die höchste Vorsicht war geboten — ein Zufrüh oder Zuspät konnte Alles verderben.

Indessen hatte Bubna in Dresden viele Tage hingehalten, erst am 14. Juni eine Unterredung mit Napoleon erlangt, worin er Oesterreichs Ansichten offen darlegte, aber im Grunde nichts erreichte.

Das österreichische Kabinet huldigte dem Grundsatz, um das Schiedsrichteramt mit Würde und Kraft zu üben, müsse die Erklärung vorangehen: „daß man jenem Theil der kriegführenden Mächte, welcher sich der Vermittlung widersetze, mit Waffengewalt entgegentreten werde." Um dieß aber auszusprechen, mußte die Armee in Böhmen vollzählig und schlagfertig seyn, was selbe um diese Zeit noch nicht war. Es war somit für die zuwartende Politik des Wiener Hofes der Zeitpunkt für eine offene Theilnahme am Krieg noch immer nicht eingetreten.

Mittlerweile hatte Graf Metternich in Opotschna, an der böhmisch-schlesischen Grenze, eine Unterredung mit dem Kaiser Alexander und erlangte die Zustimmung der Verbündeten für Oesterreichs bewaffnete Vermittlung. Die öffentliche Stimme war übrigens entschieden für den Krieg. Abermals hatte man zu Opotschna den österreichischen Minister gedrängt, sich schnell und bestimmt zu erklären.

Am 4. Juni wurde zu Poischwitz unweit Jauer der Waffenstillstand geschlossen. Die preußische Armee, insbesondere aber die zahlreichen Mitglieder des Tugendbundes sprachen sich dagegen aus. Nur der hellsehende Knesebek, und sein Anhang, erkannte darin die alleinige Rettung. Er drang statt einer Aufstellung hinter der Oder, wie Barklay vorschlug, auf die Bewegung längs dem Gebirge über Schweidnitz, in der Ueberzeugung, daß der Wiener Hof seine

neutrale Stellung nicht aufgeben könne, wenn die Verbündeten nicht im Besitz des linken Oderufers seyen.

Der Vortheil, welchen ein Waffenstillstand gewährte, war ausschließend auf Seiten der Verbündeten. Allerdings hatte auch Napoleon seine gewichtigen Gründe, diesen Waffenstillstand zu wünschen, und falls seine Berechnungen in Erfüllung gingen, durfte er sogar die Hoffnung auf Erfolge nähren. Aber einen argen politischen Fehler beging er immerhin. Er wollte nämlich nicht einsehen, daß mit dem Beitritt Oesterreichs zur Allianz sein Sturz eine ausgemachte Sache sey.

Der französische Kaiser hatte den Waffenstillstand eingegangen, weil er den Frieden nicht wollte, und nur Zeit zu gewinnen hoffte, seine Rüstungen in einer Art zu beenden, um auch Oesterreichs Bedingungen entschieden verwerfen zu können. Dadurch aber gab er dem Kaiserhof selbst die Waffen in die Hand, welche dieser, im Gefühl seiner politischen Stellung und aufhabenden Pflicht, am Ende nothwendig gegen Frankreich kehren mußte. Und doch ist es undenkbar, daß dem scharfen Verstand dieses großen Mannes entgangen seyn sollte, wie Oesterreich bei dem Kampf um die Wiederherstellung der alten staatlichen Verhältnisse und die Unabhängigkeit der Völker nur in Rußland und Preußen seine natürlichen Verbündeten finden müsse und die Zeiten der Täuschungen vorüber seyen.

Der Waffenstillstand erlaubte den Verbündeten, das Abgängige wieder zu ersetzen.

Rußland zog seine Ersatzmannschaften und Reserven heran, was dringend nöthig schien, denn die meisten Regimenter hatten bloß mit einem Bataillon von 150 bis 200 Mann die Weichsel überschritten. Die Preußen organisirten mit anerkennenswerther Thätigkeit ihre Landwehren, ergänzten ihre Regimenter und boten ohne viel Aufsehen alles auf, um den blutigen Kampf, der ihre Existenz so nahe berührte, mit allem Nachdruck fortzusetzen. Man darf ohne Uebertreibung behaupten, daß auf Seiten der Alliirten erst mit dem Waffenstillstand alle Kräfte für den Krieg angespannt wurden.

Am 20. Juni traf der k. k. Oberst Graf Latour im Hauptquartier zu Reichenbach mit der Mission ein, die verschiedenen möglichen Kriegsfälle bei einer nahe bevorstehenden Theilnahme Oesterreichs am allgemeinen Kampfe vorerst mündlich zu besprechen und die darauf bezüglichen Nachweisungen zu geben und zu empfangen.

Welche Ansicht im Allgemeinen zu Reichenbach bestand und wie man dort, trotz dem angenommenen hohen Ton, „nur in der baldigsten Vereinigung mit Oesterreich" das Heil erblickte, zeigt nachstehendes vertrauliche Schreiben Gneisenau's:

„Der Krieg — sagt er darin — ist bei uns gut organisirt, und wir kommen nicht in Verlegenheit, wenn

er sich in die Länge zieht. Im Gegentheil glaube ich, daß wir Oesterreich nicht durchaus nothwendig brauchen, um uns zu erhalten. Allein wenn es die Freiheit von Europa zu erringen gilt, so ist jetzt eine Epoche für die österreichische Monarchie, wie sie diese seit Ludwig XIV. nicht hatte und schwerlich wieder bekommen wird.

„Rußland und Preußen werden jetzt alles thun, um Oesterreichs Größe zu befördern, insofern sie auf der Verkleinerung von Frankreich beruht. Läßt uns Oesterreich den Krieg allein fortführen, so sind nur zwei Fälle: wir sind unglücklich oder glücklich. Im ersten Fall wird Preußen untergehen, aber Rußland steht fest und Oesterreich muß in wenig Jahren 100,000 Mann stellen, um es besiegen zu helfen. Sind wir glücklich, so können wir auf Oesterreich beim Frieden keine Rücksicht nehmen und müssen uns auf eine andere Art sichern, als daß wir Deutschland in Oesterreichs Hände legen (wozu übrigens Preußen zu keiner Zeit den Willen hatte). Wir begreifen nicht, wie die loyalen, verständigen Oesterreicher noch einen Augenblick unschlüssig seyn können, was sie zu thun haben."

Diesem Schreiben nach scheint es, daß man sich zu Reichenbach mit allem, was Oesterreich bisher gethan, keineswegs begnügte. Und doch hatte der Kaiser gleich nach seinem Eintreffen zu Gitschin eine Kommission niedergesetzt, um die Maßregeln zur Sicherung der Monarchie auszumitteln. Die Glieder dieser Konferenz waren: Graf

Metternich, Feldmarschall Fürst Schwarzenberg, Feldzeugmeister Baron Duka, der böhmische Oberstburggraf, Graf Kollowrath, und Feldmarschalllieutenant Radetzky.

Der 15. Juni, als der Tag des Zusammentritts, ist als der eigentliche Zeitpunkt anzusehen, wo der Kaiserhof einen bedeutungsvollen Schritt that, der auch nach seinem Bekanntwerden eine große moralische Wirkung nicht bloß auf Deutschland, sondern selbst auf einen namhaften Theil der Bevölkerung in Frankreich und Italien übte.

Um des Wienerhofes letztes Wort mit Entschiedenheit auszusprechen, verfügte sich der Minister Graf Metternich, zu Folge einer ihm aus Dresden zugegangenen Einladung Napoleons, in der zweiten Hälfte des Juni dorthin.

Hier fand am 28. Juni jene bedeutungsvolle Unterredung statt, welche uns Thiers im 16. Bande seiner Geschichte des Konsulats und des Kaiserreiches eben so wahrheitsgetreu als umständlich schildert. Wir müssen überhaupt, was die politischen Verhandlungen vor und während des Waffenstillstandes betrifft, auf diesen Autor, als den sichersten Gewährsmann, verweisen. Wer den 16. Band dieses Werkes aufmerksam durchging, ist über alle in jener Zeit vorgekommenen Ereignisse, in so ferne selbe nicht rein operativer Natur sind, vollständig unterrichtet.

Am 30. Juni ward von Napoleon der Akt unterzeichnet, worin er die bewaffnete Vermittlung Oesterreichs anerkannte und den Prager Kongreß zu beschicken versprach.

Von französischer Seite wurden der fortwährend zum gütlichen Ausgleich rathende Herzog von Vicenza und der liebenswürdige Graf Ludwig Narbonne, derselbe, welcher 1809 die ersten Eröffnungen von Napoleons Wünschen um die Hand einer Erzherzogin nach Wien überbrachte, als Bevollmächtigte zum Prager Kongreß ernannt. Für Rußland kam der Baron Anstett, für Preußen der Freiherr v. Humboldt. Napoleon war aber nach Mainz gegangen, verzögerte, unter verschiedenen Vorwänden, das Eintreffen Caulaincourts in Prag und ertheilte demselben eine geheime Instruktion, wornach er Uneinigkeit zwischen die Mächte säen, die Geschäfte aufhalten und überhaupt dahin wirken sollte, den Kongreß aus einander gehen zu machen. Es war immer das alte, nunmehr aber völlig abgenützte Spiel.

Metternich durchblickte das ganze Gewebe von Arglist, und bedeutete dem Herzog von Vicenza: „Oesterreich werde bis 10. August neutral bleiben; sollten aber bis dahin die Grundlagen für den Frieden nicht festgestellt seyn, so werde es den Krieg erklären!“

Dieß hieß doch wohl deutlich und bestimmt genug gesprochen. Allein Napoleon sah dieß für eine bloße Drohung an, um ihn nachgiebiger zu machen. In solcher Weise

verstrich die kostbare Zeit. Noch am 10. August war die begehrte Legitimation nicht in den Händen der französischen Bevollmächtigten.

Um Mitternacht vom 10. auf den 11. August unterzeichnete Graf Metternich das von Gentz verfaßte österreichische Kriegsmanifest, und mittelst Telegraphen befehligt, überschritten am Morgen des 11. August 100,000 Russen und Preußen, die schon seit Juni bereit standen und für deren Unterhalt längst Vorsorge getroffen worden war, die böhmische Grenze.

Die Würfel lagen, die Gefahr des Friedens war für die Alliirten vorüber, und Oesterreichs Beitritt zur großen Allianz gegen Napoleon, an dem seit den ersten Junitagen nicht mehr zu zweifeln stand, laut ausgesprochen. Der mit so großen Eigenschaften als Regent und Feldherr ausgestattete wahrhaft welthistorische Mann hatte selbst jenen Kreis um sich gezogen, der gewöhnlich solche Geister einzuengen pflegt, die bis ans Ende ihrer Tage ausschließend ihrer Selbstsucht und dem Glauben an ihre Unfehlbarkeit huldigen, und eben dadurch um desto gewisser sich selbst den Untergang bereiten.

In dem kurzen Lauf eines Jahres war der Wiener Hof von bedingter Hilfleistung zur neutralen Territorialstellung, aus dieser in jene einer intervenirenden Macht, sodann zur bewaffneten Vermittlung, und aus letzterer endlich in den Krieg selbst übergegangen.

Metternichs Umsicht, sein kluges Zurückhalten und sein kräftiges Durchgreifen im rechten Augenblick hatten einzig und allein die große Allianz bewirkt. Und ganz besonders bleibt es ein Beweis seiner Klugheit und Schärfe, daß er es verstand, von Napoleon jeden Gedanken fern zu halten, als ob Oesterreich wirklich feindselig gegen ihn auftreten könne. Diese Anerkennung zollen ihm selbst die ausgezeichnetsten französischen Geschichtschreiber, wie ein Thiers und Armand Lefebvre, im Gegensatz zu jenen deutschen Federn, die sich nur berufen fühlten Oesterreichs Regierung und die großen Männer dieses Landes zu verkleinern.[1]

[1] Für jene, welche den XVI. Band der Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs, sowie die Revue de deux mondes nicht gleich zur Hand haben, wollen wir nur bemerken, daß Thiers das deutsche Nationalgefühl wenigstens begriffen hat, und sich gleich fern zu halten wußte von Lobhudelei wie von hämischem Tadel. Er und Lefebvre sehen in Napoleon im Gegensatz mit Fain, Bignon und Andern nichts weniger als einen Götzen, vor dem man niederfällt. Beide beurtheilen die damaligen Zeitereignisse von einem höheren und gänzlich vorurtheilsfreien Standpunkt. Thiers nennt mit edler Offenheit die damalige Politik Oesterreichs eine vollkommen ehrliche und ehrenhafte. Er schenkt der staatsmännischen Voraussicht des kaiserlichen Ministers seinen ganzen Beifall, und zeigt uns, wie dieser große, ja vielleicht unerreichte Staatsmann, von allem Anfang her den richtigen Weg einschlug, und nur dahin strebte, sein Vaterland wieder zu erheben, Deutschland frei zu machen. Er sieht es als Napoleons größten Mißgriff an, den Vorschlägen Oesterreichs sein Ohr verschlossen zu haben.

Ganz abgesehen von der außerordentlichen Kräftigung der Allianz übte die österreichische Kriegserklärung auch bei Freund und Feind eine, freilich sehr verschiedene Wirkung. Deutschland jubelte. In den Reihen der französischen Armee aber gab sich eine sehr gedrückte Stimmung kund, und eine auffallende Niedergeschlagenheit erfaßte selbst solche Männer, die bisher eine große Zuversicht gezeigt hatten.

Bevor wir zur Besprechung des Operationsplanes übergehen, müssen wir einige dynamische Verhältnisse und Fragen feststellen.

Bis in die neueste Zeit wurde vielfach behauptet: Oesterreich habe über diesen ewig denkwürdigen Krieg noch nichts Authentisches veröffentlicht, und ganz besonders aus der Truppenstärke, womit es der großen Allianz beitrat, ein Geheimniß gemacht. Eine solche Beschuldigung ist nur zum Theil richtig. Oesterreich hat die Wahrheit nie zu scheuen, denn durch diese tritt erst seine Größe in ihr verdientes Licht.

Wir beginnen unsere Untersuchungen mit Rußland und Preußen, um sodann jene verbürgten Angaben folgen zu lassen, welche die k. k. Armee selbst betreffen und zuletzt auch die feindliche Streitmacht richtig zu ermitteln.

Nach der Schlacht bei Bautzen zählten die Russen nur noch 67,000 Mann und für den Wiederbeginn der Feindseligkeiten sollten, nach der Behauptung des Generals

Araktschejeff 165,000 Mann russischer Soldaten auf dem Kriegsschauplatz erscheinen. Gneisenau und Müffling klärten den Fürsten Schwarzenberg über die wahre Ziffer der russischen Armee gehörig auf und zeigten, daß die russischen Angaben keinen vollen Glauben verdienten. „Was — sagt der Brief von Blüchers Generalquartiermeister — die russischen Armeen anbelangt, so ist es nun einmal Sitte, daß diese immer viel stärker angegeben werden, als sie sind, und kein General, außer dem Kommandirenden und dem Generalquartiermeister, weiß die eigentliche Stärke derselben. Die Armee in Schlesien wird zu 160,000, die Labanoff'sche Reserve zu 150,000 Mann angegeben. Davon darf man aber nichts glauben. Meine Verhältnisse haben mir Gelegenheit gegeben, ihre Stärke genau nach der neuen Eintheilung kennen zu lernen.

„Selbe ist Graf Langeron — rechter Flügel — zwischen 25—26,000 Mann. Graf Wittgenstein — linker Flügel — nahe an 40,000 Mann; die Grenadierreserve unter Rajeffsky 13,000. Die Garden 12,000 und die Reserve unter dem Großfürsten Konstantin 6000 Mann stark. Außerdem hat General Sacken circa 12,000, Winzingerode bei Polnisch-Lissa ein Korps von 20,000 Mann, und Dochtoroff, welcher an der Wartha angekommen ist, ein Korps von 31,000 Mann. Hiezu kommt noch das Partisanwesen an der Niederelbe. Jetzt ist Labanoff und Bennigsen an der Weichsel angekommen,

und der große Rekrutentransport sammelt sich in diesem Augenblick bei Byalistock. Bei der Armee passirt diese sogenannte Byalistockerreserve für 250,000 Mann; der Kaiser gibt selbe zu 180,000. So steht sie auch in den Listen. Dieß soll nämlich ihre Stärke nach der Ukase seyn. Allein nach dem effektiven Bestand ist sie unter 122,000 Mann stark. Von dieser Reserve werden wir aber hier nicht eher etwas zu sehen bekommen, als bis eben so viel von der Armee todtgeschlagen sind."

Nach Scharnhorsts Tagbuch, von welchem der k. k. Oberst Graf Latour des Generalstabes Einsicht nehmen durfte, zählte die preußische Armee vor der Schlacht bei Groß-Görschen 69,671 Streiter, worunter 11,758 Mann Kavallerie und 4162 Artilleristen. Die Verluste bei Lützen und Bautzen wurden durch 35 neu formirte Bataillone ersetzt. Nach Scharnhorsts Angaben betrugen selbe für die Tage des 2., 20. und 21. Mai, dann der kleineren Gefechte, nahezu 25,000 Mann. Beim Abschlusse des Waffenstillstandes war somit das preußische Heer nur um wenige tausend Mann stärker als beim Beginn des Feldzuges im Frühjahr. Mit Zuziehung von etwa 75,000 Mann Landwehr konnte also der preußische Staat 140,000 Mann ins Feld rücken lassen, ungerechnet seiner 24,304 Mann an Garnisonen in den Festungen Kolberg, Graudenz, Pillau, Silberberg, Schweidnitz, Glatz und Neisse.

Man durfte daher die russisch-preußische Kriegsmacht

im freien Feld nicht wohl höher als zu etwa 300,000 Mann veranschlagen, wovon noch ein bedeutender Theil aus Freiwilligen, Kosaken, Streifkorps und ungeübter Mannschaft bestand, die kaum zur Hälfte bewaffnet war. Die Kosaken allein betrugen 20,000 Mann.

Wenn also Oesterreich neutral blieb, so würde Napoleon, falls er den Vicekönig und Augereau an sich zog, was er alsdann leicht vermochte, den Verbündeten um fast 100,000 Mann überlegen gewesen seyn, ganz abgesehen von seiner Feldherrngröße und dem Besitz der Elbe und Oder mit den dortigen Festungen und verschanzten Punkten, eine Lage, die in jedem Anbetracht als höchst günstig für ihn angesehen werden durfte. Erst durch die 200,000 Streiter, welche der Wiener Hof dem Bund brachte, erlangte man das Uebergewicht. Wir haben uns in diesen Gegenstand etwas näher eingelassen, um die zur Zeit des Waffenstillstandes vielfach verbreitete irrige Meinung, die selbst noch heute von vielen Militärs nachgesprochen wird, zu widerlegen, als hätten die Verbündeten auch ohne Oesterreichs Beistand dasselbe Ziel zu erreichen vermocht.

Es ist eine häufig vorkommende fehlerhafte Ansicht, nach welcher die wirkliche Stärke der großen Allianz nach dem Beitritt Oesterreichs auf dem Kriegsschauplatz über 600,000 Mann betrug.

Um die Mitte August zählte die k. k. Armee in

Böhmen 2 leichte, 4 Linien-, 3 Reserve-Infanterie-, 3 Kavallerie-Divisionen nebst einem Korps des linken Flügels, zusammen 106 Bataillone (103,143 Mann), 120 Eskadronen (16,070 Mann), 36 Artillerie-Kompagnien und Handlanger (6030 Mann) mit 52 Batterien. Im Ganzen 125,243 Mann mit 362 Geschützen, wovon 270 bei den Truppen eingetheilt waren. Nebstbei befanden sich noch beim Heer 1229 Pionniere, 183 Pontoniere, 532 Mann Sanitätstruppen, 248 Mann Stabsinfanterie und die noch in der Errichtung begriffenen Stabsdragoner.[1] Der Operationsentwurf von Trachenberg spricht nur von 150,000 Russen und Preußen in Schlesien, dann von 90,000 Mann

[1] Mit 1. September wies die k. k. Armee 111 Bataillone, 43½ Kompagnien, 124 Eskadronen, zusammen 115,731 Mann, worunter 15,767 Reiter aus. Die Schlachten bei Dresden und Kulm, die Gefechte bei Kimnitz und Arbesau u. dgl. waren vorüber. Die Kranken und Blessirten betrugen 12,562 Mann. Unter obiger Ziffer nicht begriffen waren jene mobilisirten Besatzungen in den böhmischen Plätzen, die in 31 Bataillonen, 2 Eskadronen, 28½ Kompagnien noch 43,044 Mann, worunter 287 Pferde ausmachten. Bei der zweiten Vorrückung nach Sachsen zählte die k. k. Armee 2 leichte Divisionen, 4 Armee-, 1 Reservecorps, 20 Kompagnien Artillerie, 21 Kompagnien Artillerie-Handlanger, 3½ Kompagnien Pionniere, 2 Kompagnien Pontoniere, 1 Sanitäts-, 1 Stabsinfanterie-Bataillon, 2 Stabsdragoner-, 1 Landwehrdragoner-Eskadron. Mit Hinzurechnung einer kleinen mobilen Kolonne, der Streifkommanden, und der beim Armeegeneral-Kommando stehenden zwei Bataillone, jedoch ohne die böhmischen Festungsbesatzungen, gab dieß eine Macht von 120 Bataillonen, 43½ Kompagnien, 130 Eskadronen, zusammen 119,480 Mann, worunter 15,645 Pferde.

unter dem Kronprinzen von Schweden in Deutschland, zusammen 240,000 Mann. Rechnet man hiezu die österreichische Streitmacht mit 120,000 Mann, so kommen bloß 360,000 Mann heraus.

In einer durch Berthier dem Kaiser bei dessen Rückkehr aus Mainz am 6. August überreichten Tabelle über Stärke und Aufstellung des französischen Heeres ist der Effektivstand mit 421,957 Mann aufgeführt. Uns dünkt jedoch, daß derselbe absichtlich so hoch angegeben wurde und der wirklich streitbare Stand der Franzosen in Sachsen, Schlesien und den Marken, so wie an der Niederelbe und in Bayern 350,000 Mann nicht überstieg. Sonach wäre Napoleon nur um 10,000 Mann schwächer gewesen als seine Gegner. Und bringt man bloß die Linientruppen in Anschlag, welche am Tag der Schlacht allein zählen, so mag das beiderseitige Kräfteverhältniß ziemlich gleich gewesen seyn.

Die Angaben in dem mehrgenannten trefflichen Werk von Thiers über die Stärke der französischen Armee sind gleichfalls nicht ganz verbürgt, obschon dort gute Nachweise über die innere Heeresorganisation und Eintheilung geliefert werden.

Was nun die zur k. k. Armee in Böhmen bestimmten russisch-preußischen Korps anbelangt, welche nach Schwarzenbergs Antrag 110,000 Mann betragen sollten, so gibt Danileffsky solche bloß zu 50,420 Mann an,

und wir wollen ihm dießmal glauben, obschon er sonst wenig Vertrauen verdient. Nach den durch die russischen und preußischen Korpskommandanten eingesendeten Stand- und Diensttabellen zählte das Korps Wittgenstein 30,694 Mann mit 4267 Pferden, 1704 Artilleristen und 84 Geschützen; das zweite preußische Korps 36,805 Mann, worunter 6038 Reiter, 1950 Artilleristen mit 104 Kanonen; die russisch-preußischen Garden und Reserven 48,304 Mann, worunter 11,883 Reiter, 3831 Artilleristen mit 198 Geschützen. Die Ziffer der amtlichen Eingabe mit Danilefssky zeigt daher die enorme Differenz von 28,578 Mann, welche sich nur daraus erklären läßt, daß es im Interesse des russischen Verpflegswesens lag, stets eine viel größere Stärke als die wirklich vorhandene anzugeben.

Schon während des Waffenstillstandes hatte Radetzky mit allem Nachdruck auf die Verschanzungsarbeiten hingewirkt, welche man zur Sicherung der Nordgrenze Böhmens so wie im Donauthal zur Deckung von Wien gegen Westen, dann im Muhr- und Drauthal für den gleichen Zweck gegen Italien in Ausführung zu bringen bemüht war. Bei Efferding und Tulle sollten Brückenköpfe, bei Wallsee ein verschanztes Lager erbaut, und an der obern Traun, zwischen Gmunden und Lambach, eine Stellung verschanzt werden. Diese Entwürfe waren die Früchte des reifsten Nachdenkens und ächter Kriegserfahrung des Generalstabschefs, womit er die ausgebreitetste Lokalkenntniß

verband. Bei dieser Gelegenheit deutete er auch auf die militärische Wichtigkeit von Judenburg und Rottenmann.

Der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg betrieb seinerseits schon zu Gitschin und auch von Prag aus die möglichste Stärke der Armee in Böhmen und bat den Kaiser, mit Beseitigung des gewöhnlichen Geschäftsganges durch den Hofkriegsrath, alle Gegenstände die Armee betreffend, durch Allerhöchste Spezialbefehle erledigen zu lassen.

Wir kommen nun zu einem hochwichtigen Gegenstand, nämlich zum Operationsplan.

Die eigentliche Grundlage, wie der Krieg geführt werden solle, falls kein Frieden zu Stand kommen würde, ist in drei verschiedenen Entwürfen behandelt, wovon der eine dem General Barklay zugeschrieben wird. Der zweite ist jener von Trachenberg vom 11. Juli durch General Toll niedergeschrieben, wobei wir auf Bernhardi's „Denkwürdigkeiten" so wie auf die Schriften eines Müffling und Henckel verweisen; jedoch zu bemerken kommt, daß die schon im Mai durch Radetzky angeregte, und gleich damals dem Grafen Nesselrode mitgetheilte Idee: einer Theilung der feindlichen Macht, im Prinzip, auch auf den Trachenberger Konferenzen, durch die Souveraine und ihre Generalquartiermeister, angenommen wurde.

Der dritte Entwurf, der uns allein hier näher berührt, wurde Anfangs durch Radetzky entworfen, sodann

von ihm mit Beiziehung des General Langenau überarbeitet, aber an den ersten Gedanken unverrückt festgehalten.

Radetzky übergab ihn unterm 7. Juli zu Lieben unweit Prag dem Feldmarschall Schwarzenberg, von dem er am 12. dem Kaiser von Oesterreich unterbreitet und nach erhaltener Billigung durch den Oberst Graf Latour an den russischen Kaiser gesendet wurde.

Wenn gleich die Fassung dieses Entwurfes etwas ausgedehnt ist, so können wir es uns dennoch nicht versagen, selben vollinhaltlich hier folgen zu lassen, und zwar einmal weil dieß nur ein Akt der Gerechtigkeit gegen den Heldenmarschall ist, da ihm das Verdienst hiebei ganz allein gebührt, und zum Andern, weil über diesen Punkt so manche irrige Meinungen bestehen, die im Interesse der damaligen Heeresleitung einer Aufklärung bedürfen. Der aufmerksame Leser wird, wenn er diesen Entwurf mit den bereits durch den Druck bekannt gewordenen beiden ersten vergleicht, sich überzeugen, daß er weniger als diese auf ein offensives Handeln basirt war. Er nahm vorweg den größten Bedacht auf die Sicherung der österreichischen Monarchie, durch ein Entfernthalten des Kriegsschauplatzes von Oesterreich. Es ist begreiflich, daß Preußen und Rußland darin nicht übereinstimmen konnten, indem sie beide von demselben Wunsch für ihre eigenen Gebiete beseelt waren. Rußlands größte Sorge ging dahin, den

Krieg möglichst vom Gebiet des Großherzogthums Warschau zu entfernen.

Dieses Aktenstück lautet: der Entwurf eines allgemeinen Operationplanes der alliirten Armee, muß sich a) auf die Vergleichung der wechselseitigen Streitkräfte, b) auf die muthmaßliche Operation des Feindes, und c) auf eine generelle Betrachtung der Operationen gesammter gegen Frankreich kämpfender Mächte gründen.

Die mit ziemlicher Verläßlichkeit gesammelten Daten über die Stärke der französischen Armee zeigen in ihrer Kombinirung dieselbe folgendermaßen:

a) Der Vicekönig von Italien mit der neu formirten Armee, das Gros bei Verona, und mit einem Theil bereits in Illyrien eingerückt . . .	60,000 Mann
b) die bei München gesammelt werdenden Truppen	40—50,000 „
c) das Korps des Marschalls Augereau, zwischen Würzburg, Nürnberg, Bamberg und Baireuth	40—50,000 „
d) Davoust, an der untern Elbe mit Einschluß von 10,000 Dänen	30,000 „
e) die Garnisonen an der Elbe	70,000 „
f) die Hauptarmee unter dem Kaiser	190,000 „
folglich zusammen:	450,000 „

Die entgegenwirkenden Streitkräfte der alliirten Mächte

können mit Verläßlichkeit folgendermaßen veranschlagt werden.

A. Für Norddeutschland . . . . 80,000 Mann
nämlich: Schweden 25,000, ein preußisches Korps 35,000 und ein russisches Korps 20,000.

B. Für Süddeutschland . . . . . 205,000 „
nämlich: Oesterreicher in Böhmen 120,000, ein russisches Korps 25,000, Reserve im Donauthal 60,000.

C. Für die Operationen im Centro.
Die russisch-preußische Armee . . . . 80,000 „

D. Gegen Italien das zweite Reservekorps . . . . 40,000 „

Zusammen 405,000 Mann.

Es wird wohl kein Zweifel obwalten, daß die Absicht des französischen Kaisers dahin ziele, seine Hauptmacht, zur Ergreifung der Offensive an der Elbe beisammen zu halten, und mit solcher den Hauptschlag zu führen, während die andern französischen Korps entweder sich einstweilen auf der Defensive halten, oder durch Demonstrationen die Zwecke ihrer Hauptarmee zu begünstigen suchen.

Davoust an der untern Elbe kann wohl, bei der täglich wachsenden Ueberlegenheit der ihm entgegenstehenden Armee unter dem Kronprinzen von Schweden, sich nur auf einer strengen Defensive halten, während die

unter Augereau formirte Armee in Bayern mit jener des Vicekönigs, eine Offensive gegen Oesterreich, zu Gunsten der Operationen der französischen Hauptarmee unternehmen werden.

Aus allen Gründen der Probabilität erhellet, daß der Schlag der französischen Hauptarmee gegen die Oesterreicher gerichtet seyn werde.[1]

Denn bei der Stellung der französischen Hauptarmee an der Elbe, wo sie die Armee des Kronprinzen in der linken Flanke, die russisch-preußische in der Front und die österreichische, im Besitz von beiden Elbe-Ufern, in der rechten Flanke hat, ist es wahrscheinlich, daß dieselbe ihre rechte Flanke zuerst frei zu machen suchen werde, weil sie nur dadurch nicht bloß die aus der Grenzlage Oesterreichs entspringende gefährlichste Bedrohung ihrer Operationslinien abwendet, sondern auch die kürzere Kommunikation mit ihren übrigen Armeen bezwecken kann, abgerechnet, daß die Reichhaltigkeit der Hilfsmittel für den Krieg, welche diese Monarchie darbietet, an sich selbst schon Lockung genug wäre, die Eroberung der österreichischen Provinzen zum Hauptzweck ihrer Operationen zu machen, und daher

[1] Bei einer solchen Voraussetzung muß der Anschluß des Wiener Hofes an die große Allianz um so bewundernswerther erscheinen, als man bei der von uns oben mitgetheilten Ziffer der beiderseitigen Kräfte so zu sagen noch immer in der Minderzahl blieb, und Oesterreich sicher rechnen durfte, das ganze Gewicht des französischen Heeres von seinen Allürten ab und auf sich zu lenken.

gleich Anfangs alle Anstrengungen dahin zu richten, dieses Ziel zu erreichen.

Diese, wie billig, vorausgesetzten Gründe zeigen die Nothwendigkeit, daß in diesem mehr als wahrscheinlichen Fall eine Offensive der Armee des Kronprinzen von Schweden und der russisch-preußischen Armee allein vermag, die Hauptkraft Frankreichs von der österreichischen Armee abzuleiten, die durch eine wohlberechnete Defensive nur im Stande ist, ihre Hauptkräfte für den entscheidenden Schlag bis zu jenem Moment beisammen zu halten, wo das Vordringen der Armee des Kronprinzen in der linken Flanke und der russisch-preußischen Armee in der Front eine Theilung der Streitkräfte bei der französischen Armee herbeiführen muß.

Alles und Alles kommt demnach darauf an, daß, beim Beginn der Feindseligkeiten, diese beiden Armeen mit der unablässigsten Anstrengung die Offensive ergreifen und fortsetzen, um der österreichischen die Möglichkeit zu gewähren, mit ihnen vereint, dem von ihnen unausgesetzt beschäftigten Feind, den empfindlichsten Schlag beizubringen, und dadurch dem Feldzug eine günstige Wendung für die Alliirten zu geben.

Um aber nicht allein bei diesem, obschon allein wahrscheinlichen Fall, stehen zu bleiben, kommen nun auch die andern, wenn gleich nicht probablen Fälle der möglichen feindlichen Operationen im Allgemeinen zu untersuchen,

und hiebei das gegenseitige Verhalten der verbündeten Heere in Betracht zu ziehen.

Es läßt sich nämlich, außer dem vorstehend abgehandelten Fall noch annehmen:

1) Der Feind werfe sich mit der Hauptmacht auf den Kronprinzen (offensiv) und halte gegen die übrigen beiden Armeen die Defensive. Mittlerweile, als der Kronprinz in diesem Fall dem Hauptschlag auszuweichen sucht, müssen die andern alliirten Armeen vereint auf den Feind losgehen.

2) Wenn sich der Feind gegen die russisch-preußische Armee mit der Hauptmacht werfen sollte, hätte dieselbe Alternative von der schwedischen und österreichischen Armee einzutreten, welche dem Feind auf der kürzesten Linie rasch zu Leib zu gehen hätten, während die russisch-preußische Armee sich vor jedem entscheidenden Schlag wahren müßte.

3) Endlich, wenn die feindliche Hauptmacht eine allseitige Defensive beobachtet, wäre von Seiten der schwedischen und der russisch-preußischen Armee eine gleichzeitige Offensive zu führen, indeß die österreichische so lange die Defensive hält, bis die verbündeten Heere sich ihr so sehr genähert haben, daß deren Gesammtüberlegenheit einen günstigen, entscheidenden Schlag verbürgt.

In allen, wie immer angenommenen, Wechselfällen bleibt es bei dem gegenwärtigen Stand der Armee stets die erste und wesentlichste Hauptbeobachtung, daß keine

Armee einzeln und auf keine Weise sich gegen eine ihr überlegene Macht in ein Hauptgefecht einlasse, um den Hauptzweck in den gemeinschaftlichen Operationen nicht zu verfehlen, nämlich: den Hauptschlag mit Sicherheit zu führen.[1]

Es handelt sich nach diesen allgemeinen Ansichten nunmehr darum, den ersten Fall: die Offensive Frankreichs gegen Oesterreich in seinen Unterabtheilungen zu zergliedern, um hiernach die Operationen zu bestimmen.

I. Die französische Armee beginnt die Offensive gegen Oesterreich auf dem linken Elbeufer, während sie die verbündeten Armeen durch ernsthafte Demonstrationen von der Vereinigung abzuhalten trachtet.

Hier wird es nöthig, daß die verbündete Armee eiligst die Offensive ergreife, während die österreichische hinter der Eger so lang als möglich dem feindlichen Vordringen Einhalt thut. Hiezu dienen die bei Budin und Laun fortifikatorisch zugerichteten Stellungen.

Dieses Vordringen kann nämlich in dreierlei Richtungen geschehen:

[1] Dieser Grundgedanke wurde von Radetzky schon in seiner Denkschrift vom 10. Mai, die wir oben kennen gelernt haben, ausgesprochen. Und da er hier unterm 7. Juli abermals entwickelt wird, die Trachenberger Vereinbarungen aber erst vom 11. Juli datiren, so fallen alle Ansprüche des Kronprinzen von Schweden, sowie der Generäle Toll und Knesebek auf diese Idee, von selbst.

a. das Elbeufer stromaufwärts kotoyirend gerade gegen Budin;

b. vor Passirung des Mittelgebirges sich bei Brüx gegen Laun wendend;

c. durch das Erzgebirg über Komotau und Saaz.

ad a. Die erste Stellung bei Budin dient für den Fall, wenn der Feind über das Mittelgebirg gerade vordringen sollte. In diesem Fall wird das Gros der Armee nach Budin gezogen, während die linke Flanke gegen Laun gehörig gedeckt und die Strecke zwischen Laun und Saaz beobachtet werden muß. Das Wittgenstein'sche Korps rückt in jedem Fall zum Gros der Armee nach Budin. Eine Division bleibt auf dem rechten Elbeufer, um die Verbindung der verbündeten Armeen mit der österreichischen zu decken.

Ist die feindliche Ueberlegenheit nicht zu groß, so nimmt die österreichische Armee, mit dem Wittgenstein'schen Korps vereint, in dieser Stellung die Schlacht an, im entgegengesetzten Fall weicht sie ihr dadurch aus, daß sie sich entweder mit dem linken Flügel gegen Budin und mit dem rechten gegen Theresienstadt, allenfalls gar bei Weltrus hinter die Moldau zieht, indeß die russisch-preußische Armee bei Leitmeritz über die Elbe geht, um gemeinschaftlich den Feind anzugreifen, und gleichzeitig der Kronprinz von Schweden den Elbeübergang forcirt oder die Garnisonen an der Elbe festhält, um sie zu hindern, der

nach Böhmen gehenden verbündeten Armee in den Rücken zu fallen.

Wäre die Schlacht schon vor Ankunft der russisch-preußischen Armee zum Vortheil der Alliirten entschieden, so muß das russisch-preußische Heer in Sachsen über die Elbe gehen; im Fall des Gegentheils aber bleibt, wie gesagt, die Passage bei Leitmeritz, unter der Protektion der Festung Theresienstadt am zweckmäßigsten, denn der Feind kann selbe nicht hindern, und den Verbündeten wird die Möglichkeit gewährt, mit vereinten Kräften einen entscheidenden Schlag zu führen.

ad b. Sollte der Feind bei seinem Eindringen in das Mittelgebirg, nach Besetzung desselben, sich über Bilin nach Laun wenden, so entspricht auch in diesem, obgleich dem ersten untergeordneten Fall, die angetragene Stellung vollkommen. Nur hätte sich die Armee bei Laun aufzustellen. Sowohl bei Erfolgen als Unfällen bleibt das Uebrige wie zuvor.

ad c. Wenn der Feind durch das Erzgebirg über Komotau und Saaz eine Tournirung versuchen sollte, so nimmt die Armee eine Aufstellung zwischen Saaz und Tzyra. Alles Uebrige bleibt wie beim ersten Fall gesagt worden.

Die Versammlung der Armee erfolgt jederzeit bei Wranay und Slonitz, als den gelegensten Punkten, um für jedes Ereigniß à portée zu bleiben. Vom Beginn

der Feindseligkeiten an muß die österreichische Armee bemüht seyn, dem Feind möglichst Besorgnisse für seine Flanke zu geben, bis nicht die alliirte Armee sich mit ihr vereinigt hat, um ihn sodann gemeinschaftlich anzugreifen.

Das Wittgenstein'sche Korps, welches schon dermalen bei Liebau und Schönberg zu dislozirен wäre, hätte gleich am letzten Tag des Waffenstillstandes, also am 10. August, sich in Marsch zu setzen, damit es, über Melnik, am 16. in der Stellung von Budin sich mit der Armee vereinigen könne.

In allen drei Fällen erfolgt der Rückzug der Armee bei einem Unfall hinter die Moldau bei Weltrus, um das feindliche Vordringen gegen Prag zu hindern. Prag wird in einen Stand gesetzt, um gegen jeden Coup-de-main gesichert zu seyn.

Man wird die eigentliche Absicht der österreichischen Armee durch ein Verlegen des Gros auf das rechte Elbeufer, um Hirschberg, Holan und Auscha, zu maskiren suchen. Dadurch bedroht man den Feind in der Richtung auf Gabel, und vergibt dennoch dem Hauptzweck nichts, nämlich die Armee mit zwei Märschen in die Stellung bei Budin oder Laun zu bringen.

Unternimmt der Feind seine Offensive auf dem rechten Elbeufer gegen Oesterreich und hält sich auf der Defensive gegen die verbündete Armee, so müßte in diesem, obschon unwahrscheinlichen Fall, letztere mit dem möglichsten Nach-

druck angriffsweise vorgehen, die österreichische Armee aber, mit Vermeidung jedes entscheidenden Gefechtes, sich streng defensiv halten, ja im Nothfall sogar auf das linke Elbeufer zurückgehen, und in dieser Verfassung die vorrückende alliirte Armee erwarten, um bei ihrer Annäherung, wie vorgesagt, gemeinschaftlich zu operiren.

Unternimmt der Feind auf beiden Elbeufern die Offensive, so muß, bei einer solchen Theilung seiner Kräfte, jener Theil, welcher auf dem linken Ufer gegen Budin vordringt, zuerst und rasch angefallen und nachdrücklichst verfolgt werden, wornach es sodann nicht schwer wird, die getrennten feindlichen Kräfte en detail zu schlagen.

Bliebe der Feind à cheval der Elbe auf der Defensive, so unternimmt die österreichische Armee die Offensive auf dem linken Elbeufer in demselben Augenblick, wo die verbündete Armee sich der Elbe nähert. Wäre auf dem linken Ufer die feindliche Ueberlegenheit allzu groß, so wird sich wie früher benommen.

Ergreift endlich der Feind gegen die russisch-preußische Armee die Offensive, so bleibt diese letztere defensiv, und die österreichische Armee wird, auf Flanke und Rücken des Feindes, so schleunig wie möglich operiren, um mit der alliirten Armee in Verbindungen zu kommen.

Wer den vorstehenden Operationsplan reiflich erwägt, wird die Ueberzeugung gewinnen, daß die auf die Lage des Kriegsschauplatzes basirte Grundidee desselben darin

bestand: „den Kaiser Napoleon von seinen Stützpunkten an der Elbe abzudrängen, sodann möglichst nahe zu umstellen, jede theilweise Niederlage zu vermeiden, und am Ende in einer Entscheidungsschlacht vollends zu vernichten, was Hunger und Krankheiten, überhaupt das Ungemach des Feldzuges von dessen Heer noch übrig gelassen haben würden." Daß der französische Kaiser, seine so große Vortheile gewährende Zentralstellung an der Elbe mit dem gesicherten Besitz von Magdeburg, Wittenberg, Torgau, Dresden und Pirna, also mit fünf Punkten zum Uferwechseln nicht umsichtiger benützte, und so zu sagen nach dem Wunsch seiner Gegner, den unseligen Entschluß faßte, mit drei getrennten Heeren auf drei verschiedenen Kriegsschauplätzen zu agiren, halten wir für eine der Hauptursachen seiner Niederlagen.

Eine große und gewiß höchst treffliche Maßregel, woran Radetzky den meisten Antheil nahm, war die Zusammensetzung der drei Armeen in Böhmen, Schlesien und in den Marken aus Truppen der verschiedenen Staaten.[1] Gerade dadurch wurden die meisten jener Zerwürfnisse, wenn nicht vermieden so doch leichter behoben, auf welche Napoleon so große Hoffnungen setzte, und die Niemand so trefflich auszubeuten verstand, wie eben er.

Sollte aber der große Zweck glücklich erreicht werden,

[1] Mémoires du maréchal duc de Raguse. V. Band.

so mußte die Gesammtleitung der drei Heere der Allianz in Einer Hand ruhen, d. h. die Führung mußte einem Manne anvertraut werden, welcher, neben den Fähigkeiten des Feldherrn, auch die hohe Gabe edler Selbstverläugnung besaß. Denn schwierig in jedem Anbetracht war dieser Posten. In der Person des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg fanden sich jene Eigenschaften vereinigt, die den Erfolg verbürgten. Der Wiener Hof hatte daher, und dieß mit vollem Recht, den österreichischen Feldmarschall dazu beantragt, und in Anbetracht seiner politischen und militärischen Stellung auch auf dessen Ernennung bestanden. Es ist möglich, daß der russische Kaiser hiebei ein Opfer brachte. Wenigstens hielt ihn aber aber solches in der Folge nicht ab, mit dem Kronprinzen von Schweden und dem General der Kavallerie von Blücher, ja sogar mit einzelnen Unterfeldherrn seiner eigenen, so wie fremder Truppen, und zwar ohne Vorwissen des Oberfeldherrn, in einer Weise zu verfügen, die mancherlei Verlegenheiten und Störungen schuf, und wobei es vorkam, daß Schwarzenberg die durch Kaiser Alexander erlassenen Befehle erst nachträglich aus dessen Kanzlei, oder wohl gar erst durch die gewöhnlichen Dienstmeldungen erfuhr, anderseits die Verfügungen des Kaisers und des Fürsten über einen und denselben Gegenstand sich nicht selten durchkreuzten. Einzelnes wurde dem Oberfeldherrn sogar ganz vorenthalten, und er konnte darüber nur dadurch eine

theilweise Aufklärung erlangen, daß er Offiziere seines Vertrauens auf die betreffenden Punkte sendete, wenn es nicht etwa möglich wurde, durch die bei Blücher und dem Kronprinzen kommandirten österreichischen Militärbevollmächtigten, nämlich den Major Freiherrn von Marschall und den Feldmarschalllieutenant Baron Vincent, beide von seltener Tüchtigkeit und dem Fürsten ganz ergeben, das Wünschenswerthe zu erfahren.

Der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg hatte eine lange Kriegserfahrung und glänzende Waffenthaten für sich, und durfte somit erwarten, daß ihm der Zutritt in den Rath der Monarchen nicht versagt, daß seine Stimme gehört werde. Edel und ritterlich in allen Handlungen seines Lebens, stand er hoch in der öffentlichen Meinung. Mit großer Bildung, und klarer Anschauung der Weltverhältnisse, verband er ein Entgegenkommen, das durch die Würde seines Standes und den geschichtlichen Ruhm seines Hauses noch bedeutend gehoben wurde.[1]

Er verhehlte sich übrigens keinen Augenblick die Schwierigkeiten seiner neuen Stellung, und verkannte nicht die gewichtigen Obliegenheiten, so fortan auf ihm lasten würden. So viele fremdartige Elemente zusammenzuhalten und auf der blutigen Bahn zu Einem großen Ziel zu leiten, so viele entgegengesetzte Interessen in Einklang zu bringen, und zu einem geschlossenen Ganzen zu vereinen,

[1] Thiers hat im XVI. Band den Fürsten falsch beurtheilt.

schien mehr als menschliche Kraft vermag. Der Feldmarschall vertraute indessen dem Walten einer höheren Macht, seine Brust erfüllte der Glaube, daß die tieferschütterte Weltordnung, bei einer so allgemeinen Begeisterung sich von selbst wieder herstellen müsse. Er nahm seine Erfahrungen aus dem Leben. Sie waren gereift auf dem blutgedüngten Boden der Schlachtfelder und in der Stille der Kabinette; er kannte die menschlichen Leidenschaften und wußte, daß gerade diese das Haupthinderniß für alles Gute bilden. Als er daher die Führung der verbündeten Heere übernahm, gelobte er sich, jeder selbstsüchtigen Regung zu widerstreben, und mit aller Selbstverläugnung zu leisten, was möglich sey.

Von der Natur mit einer gewinnenden Persönlichkeit ausgestattet, glaubte er sein wohlwollendes Benehmen noch erhöhen zu sollen, um jedem Mißtrauen schon im Voraus zu begegnen, jedes Mißverständniß fern zu halten, denn es war ihm nicht unbekannt, daß große Bündnisse eine fast ängstliche Rücksicht auf individuelle Interessen nach Rang und Würde erheischen. Der Fürst konnte nicht, gleich seinem Gegner, selbstständig handeln. Bei allen großen Unternehmungen mußte er seine Ansichten erst der Prüfung der Monarchen unterziehen; auch durfte er die Meinung der übrigen verbündeten Befehlshaber nicht gänzlich von sich weisen. Vor allem mußte er Moreau, Jomini, Barklay, Toll, Diebitsch, Wittgenstein,

und Knesebek beachten, von denen die wenigsten einerlei Meinung waren, und wovon die beiden ersteren das Vertrauen des Kaisers Alexander in einer Art besaßen, um mancherlei Verlegenheiten zu schaffen.

An der Seite des Kaisers Franz stand, als militärischer Rathgeber, der Feldzeugmeister Freiherr Duka, der wieder seine eigene Bahn wandelte, und eine Vervollständigung der Moskauer Katastrophe mit dem Eintritt des Winters nicht durch die alliirten Waffen, sondern durch den Mangel an aller Subsistenz, beim Feind prophezeite, wo man ihm sodann auf dessen Rückzug hinter den Rhein vollends den Gnadenstoß geben solle. Was jenseits des Rheines liege, gehe die Verbündeten nichts an. Dieser Strom möge auch in die Zukunft „der alte Grenzenhüter der Germanen bleiben.“ So urtheilte ein mit gründlichen Kenntnissen und langer Kriegserfahrung ausgerüsteter General, der weder Napoleons Geist noch schöpferisches Talent erfaßte, und deßhalb auch durch Metternich, Schwarzenberg, Radetzky, Blücher, Gneisenau und viele andere hellsehende Männer widersprochen wurde, die von keinem Defensivkrieg etwas wissen wollten, und das Ende des Feldzuges auf französischem Gebiet suchten.

Das wahre Verständniß dieses Krieges besaßen überhaupt nur Wenige, und was nicht über das Ziel schoß, blieb in der Regel hinter demselben zurück. Die einzig

richtige, von der Vorsicht und Kriegserfahrung vorgezeichnete Linie, sagte nicht Allen zu. Es bestand zudem eine starke Friedenspartei, welche stets geschäftig, jeder energischen Maßnahme entgegenwirkte, und ihre Unterhandlungen mit Napoleon zu keiner Zeit vollständig abbrach.

Trotz diesen großen Schwierigkeiten, welche jedes rasche Handeln im Krieg zu lähmen vermögen, war Schwarzenberg dennoch entschlossen, die schwierige Aufgabe zu übernehmen, wozu ihn sein Kaiser ausersehen hatte. Das Bewußtseyn der ihm angebornen Mäßigung und Ruhe, machte ihn stark genug, alle Hindernisse zu beseitigen, um das große Werk der Befreiung Deutschlands zu vollenden. Sein Edelmuth, sein erhabener Sinn, fern von aller Sucht nach Auszeichnung machte es ihm leicht, das eigene Verdienst in den Hintergrund zu stellen, und Andern den Ruhm einzelner, oft sogar entscheidender Erfolge zu lassen. Die Briefe des Fürsten aus jener Zeit an seine Familie und etliche Freunde bekunden diese hochherzige Denkweise in vollem Umfang. Er ist diesen Gesinnungen treu geblieben bis an das Ende seines Lebens, und solche dürften ganz geeignet seyn, jene falschen und zum Theil verleumderischen Ansichten und Behauptungen zu widerlegen, welche in einzelnen Schriften über Schwarzenbergs Kriegführung mit unverzeihlicher Anmaßung ausgesprochen sind.

Man müßte ein Buch schreiben, um nur allein die Schwierigkeiten zu zeigen, wie selbe Schwarzenberg

auf jedem Schritt fand, und die sein Generalstab in nicht geringerem Grad mit ihm theilte. Nur das Gefühl der Pflichttreue und Vaterlandsliebe konnte diese Männer aufrecht erhalten, im Ringen mit einer widerstrebenden Partei, welcher die Feldherrngröße des französischen Kaisers allzumächtig imponirte. Diese Partei hatte es auch durchgesetzt, daß man Anfangs beschloß, den ganzen Krieg nach Perioden einzutheilen und erst bei Ablauf der einen Periode die Maßnahmen für die nächste zu erwägen. Da man nun drei Perioden festgesetzt hatte, nämlich: bis an den Rhein, bis auf das Plateau von Langres und in die Ardennen, in die Champagne und nach Paris, so durfte man rechnen, frühestens im Jahr 1815 die französische Hauptstadt zu betreten. Es war ein großes Glück, daß man später zu einer richtigen Erkenntniß kam, und dieß ist vorzugsweise auch Radetzky zu danken, dem der Töplitzer Traktat vom 9. September 1813 noch keineswegs genügte, worin es hieß: „Frankreich solle in seine früheren Grenzen zurückgeführt, der Rheinbund aufgelöst, Oesterreich und Preußen aber wieder in ihren Länderbestand von 1805 versetzt werden.“

Neben den von uns so eben angedeuteten Schwierigkeiten gab es auch noch Mißhelligkeiten anderer Art. Man macht sich gar keine Vorstellung, was Alles vorkommt, wenn der Oberbefehl so zu sagen bloß nominell ist, und keine Uebereinstimmung in den verschiedenen Bewe-

gungen herrscht. Die zwischen den Souverainen bestehenden freundschaftlichen Beziehungen waren leider nicht auf alle ihre Untergebenen übergegangen, und daraus entsprang vielfach Mißtrauen und Verdacht, man wolle den einen Theil opfern um den andern zu schonen. Die gegenseitige Verständigung war überaus schwer. Jede vom Oberfeldherrn ausgehende Verfügung, die den Oesterreichern nicht das Schwerste überwies, stieß bei den Andern auf zahllose Wenn und Aber. Es gehörte eine übermenschliche Kraft dazu, um derartige Konflikte auszugleichen und die Friktion der ungeheuren Kriegsmaschine zu überwinden. Und wenn auch der edle Charakter und feine Takt des Fürsten am Ende die entstandenen Differenzen jedesmal behoben, so war doch nicht zu vermeiden, daß die Andern sich ihre Aufgabe sichtbar zu erleichtern trachteten.

Das hohe Verdienst Schwarzenbergs und seines Generalstabschefs, die übrigens unverrückt auf ihr hohes Ziel lossteuerten, läßt sich am besten dadurch ermessen, daß innerhalb acht Monaten, nämlich vom August 1813 bis Ende März 1814, ein Krieg durchgefochten wurde, eben so großartig in seinem Umfang, als denkwürdig durch die Tapferkeit der Truppen, und unvergeßlich durch sein Endresultat.

Bei der schuldigen Rücksicht auf die eigene Armee, den verwickelten Beziehungen zu den fremden Truppen und der Eifersucht im Kommando, darf es nicht über-

raschen, wenn viele von Schwarzenbergs Befehlen offen mißdeutet, ja selbst nicht befolgt wurden. Alles was die Vorsicht dem Oberfeldherrn anrieth, wurde vorzugsweise durch eine russische Partei bekrittelt und beanstandet, welche ihren Einfluß bis in die allernächste Umgebung des Kaisers Alexander übte.[1]

Die seit Monaten geübte, und nothwendige, weise Zurückhaltung des Wiener Hofes, der bis zum Zusammentritt des Prager Kongresses sich nicht definitiv aussprach, die Empfindlichkeit Napoleons zu schonen verstand, und in klugen Rathschlägen fortfuhr, hatten zur Folge, daß verschiedene Stimmen des Auslandes an der Offenheit Oesterreichs zweifelten, und darin sich bestärkt wähnten, als Graf Metternich sich zu keiner Verpflichtung herbeiließ, welche die scharfe Grenzlinie überschritt, die er seiner Politik gezogen hatte, deren Hauptziel der Zeitgewinn blieb, und bleiben mußte, und zwar in solcher Art, daß der französische Kaiser dieß nicht im entferntesten argwöhnen konnte. Es gab Manche die da behaupteten

[1] Wir verweisen auf Danileffsky, Seite 154 und 164, sowie an andern Orten. Der geistreiche Bernhardi und unser Thielen haben übrigens diesem Autor das verdiente Urtheil gesprochen. Der General der Infanterie Jermoloff, das Urbild der Russophilen oder Slawänophilen, wie sich die Stockrussen lieber nennen ließen, steht einzig da in seinem Deutschenhaß. Und selbst der nur mit mäßigen Fähigkeiten ausgestattete Barklay de Tolly kommt nicht immer gut weg.

„Oesterreich wünsche den Sturz Napoleons nicht.“ Ein derlei ungerechtes Mißtrauen übertrug man auch auf das Hauptquartier der böhmischen Armee.

An der Seite des Fürsten standen, für die eigentlichen operativen Angelegenheiten, zwei Männer, eben so erfahren als treu ergeben. Radetzky und Langenau. Besonders auf diesen Letzteren übertrug man die ganze Last der Abneigung, und bezeichnete ihn als geheimen Anhänger des französischen Kaisers und folgerichtig als entschiedenen Gegner von Rußland und Preußen. Wir würden einer so absurden Behauptung auch nicht ein Wort der Widerlegung widmen, falls es nicht in unserer Absicht läge, bei dieser Gelegenheit dem längst heimgegangenen eben so edeldenkenden als kriegserfahrenen General einen achtungsvollen Nachruf zu weihen.

General Baron Langenau, zu jener Zeit im 31. Lebensjahr, war gewiß durch und durch ein deutscher Mann und gehörte jener Partei in Sachsen an, zu welcher sich der Minister Graf Senfft-Pilsach, die Generallieutenante Freiherr von Thielmann, von Le Coq, von Zeschau, ein Aster und so viele andere gesinnungstüchtige Sachsen zählten, deren Panier mit dem französischen Adler durchaus nichts gemein hatte.[1]

[1] Die Meinung dieser Fraktion geht am deutlichsten aus einer Denkschrift hervor, welche muthmaßlich den Grafen Senfft zum Verfasser hat, in den ersten Monaten des Jahres 1813 niedergeschrieben

Der Einblick in einzelne seiner Briefe aus jener Zeit thut dieß vollkommen dar. Aus dem Schreiben an Thiel-

und zweifelsohne auch unter die Augen des Königs gebracht, also lautete: „Preußen hat sich, seit Hardenberg die Geschäfte leitet, durchaus kräftig und umsichtig benommen. Es hat sich erst dann zur Theilnahme am Krieg gegen Rußland bereit erklärt, als es klar wurde, daß dieses defensiv zu verfahren entschlossen war, und ihm keine Hilfe leisten konnte. Dermal stellt es eine Macht auf, die um so bedeutender ist, jemehr die Heere der kriegführenden Mächte geschwächt sind. Die preußisch-schlesische sogenannte Neutralität scheint bei den übrigen Verhältnissen zwischen Preußen und Rußland, und bei den auffallenden Anstalten, höchst problematisch, und dürfte bei entscheidenderem Vorschreiten der Russen doch wohl in eine offenbare Verbindung mit ihnen übergehen. Wenigstens scheint das Gouvernement jene Tendenz zu verrathen, indem es sich um die Stellung der Freiwilligen in die Hände der Nation gibt, und Vertheidigungsmittel wählt, die es frei zu lenken nicht vermag; ein allgemeiner Enthusiasmus geht durch alle Klassen. Das Gouvernement wird mit oder gegen seinen Willen fortgerissen, und das protestantische Deutschland wird diesem Beispiel folgen."

„Verläßt unser König sein Land, so wird das Volk (zumal wenn es sich davon nicht bestimmt überzeugt, daß er sich nicht in französische Gewalt begibt, was jetzt jedermann glaubt) diese Tendenz theilen, und es ist alsdann sehr zu besorgen, daß, wenn nicht ein späterer Glückswechsel — welcher aber nach dem ausgesprochenen Volkswillen kein Glück für Sachsen wäre — eintritt, unser Land für das regierende Haus verloren seyn wird."

„Oesterreich ist durch eine große Armee und den guten Sinn des Volkes zu äußerer bedeutender Wirksamkeit gerüstet. Gleichwohl scheint der Kaiser von seiner allerdings durch harte Erfahrungen geweckten Besorgniß sich noch nicht vollständig erholt zu haben, und fühlt sich überdieß durch das Band naher Verwandtschaft von feindseligen Schritten

mann und Oberstlieutenant Aster, der dazumal mit der fortifikatorischen Verstärkung von Torgau beauftragt war,

gegen Frankreich abgehalten. Dennoch drängt die Natur der Verhältnisse und der Wille der Nation dem Gouvernement die Ansicht auf, daß der Zeitpunkt wieder gekommen sey, wo Oesterreich seine Verluste werde ersetzen können. Rasche Schritte wird es nicht thun, aber sie werden sicher seyn, man wird mit ihnen sicher seyn. Nicht durch revolutionäre Mittel, die dem Sinn des Gouvernements und des Volkes fremd sind, und ihm, wie das Jahr 1809 gezeigt, weder glücken noch anstehen, wird es handeln. Es wird negociren, seine Grenzen decken, und könnte wohl leicht dahin gebracht werden, auch die nächsten Grenznachbarn unter seine Protektion zu nehmen."

„Es wird sofort klar, daß nicht Preußens, sondern Oesterreichs Stellung Sachsen, und ganz besonders dem regierenden Hause, in den schwierigen Verhältnissen nützlich werden könnte."

„Der Gang der Begebenheiten ist zu mächtig, der Stoß, den Frankreich erhalten, zu bedeutend, um nicht fürchten zu müssen, daß das sächsische Korps, wenn es den Resten der französischen Armee folgte, für die Zwecke des Landes dauernd verloren seyn könnte. Also ist es nothwendig, daß dasselbe im Land bleibe, eine möglichst sichere Stellung nehme, wo es den Ausgang der nächsten drei Monate abwarten könne. Eine Kapitulation am Schluß dieser Periode mit jenem Heer, welches alsdann noch das Land okkupirt, ist dem Interesse Sachsens mehr angemessen, als eine demselben vielleicht dann ganz fremde und selbes compromittirende Bestimmung, als Theil der französischen Armee. Torgau, wenn es sich wirklich bei dem Mangel an Belagerungsgeschütz auf russischer Seite so lange halten kann, scheint hiezu passend. Nur müßte freilich Alles vermieden werden, was den Feind, der das Land okkupirt hätte, reizen könnte."

„Indeß ist bei Entfernung des Königs und Okkupation des Landes

und dem wir später als preußischem General und genialem Erbauer der Festungen Koblenz und Ehrenbreitstein wieder begegnen, geht zur Genüge hervor, daß Langenau, damals Chef des sächsischen Generalstabes in Dresden, auf das Aeußerste beflissen war, die Festung Torgau vom französischen Einfluß gänzlich frei zu halten.

das mißliche Verhältniß desselben leicht zu übersehen, auch daß, eben durch die Besetzung von Torgau, die Lage des Landes noch mehr gefährdet wird, indem der eigentliche Kriegszustand fortdauert. Ferner ist eine, dem antifranzösischen System sehr günstige Stimmung des Landes eine bekannte Thatsache, und eine dieser Stimmung entsprechende Handlungsweise gar sehr zu vermuthen. Den traurigen Folgen, so hieraus entstehen könnten, wäre abgeholfen, wenn jener Theil des Landes, in dem kein Truppendurchmarsch für militärische Zwecke nöthig ist, nach Art von Schlesien neutralisirt würde. Oesterreichs Interesse fordert eine solche Demarkationslinie."

„Indem der König, wenigstens der Ansicht des Volkes nach, sich in französische Hände gibt, verliert er, was er in 40 Jahren erwarb: das Vertrauen des Volkes. Er verliert damit das Mittel, die Ruhe zu erhalten. In dieser Beziehung wäre allerdings sein Aufenthalt in Prag sehr vorzuziehen gewesen. Weit besser noch, wenn er unter Oesterreichs Schutz im Land bleiben könnte. Jetzt, da Jedermann in dem Unglück der Franzosen die Hand der Vorsehung erblickt, die den französischen Druck aufheben will, wird die Mitwirkung des Volkes, zumal wenn es sich von seinem König getrennt glaubt, nach Preußens Beispiel, leicht zu bewirken seyn. Wenn Oesterreich davon überzeugt würde, daß der König einen solchen Schritt gern sähe, was außer dem diplomatischen Weg bei der Familienverbindung leicht thunlich wäre, und dann eine dießfallsige Erklärung Oesterreichs erfolgte, so könnte man dem Anverlangen unbedenklich nachgeben, und sodann Frankreich die dafür sprechenden Gründe mit Festigkeit und Offenheit darlegen."

Schon unterm 28. Februar schrieb er an Thielmann: „Es ist für die Festung Torgau ein unverbrüchliches Gesetz, keine fremden Truppen in dieselbe aufzunehmen, sondern Alles, was in Folge seiner Direktion aus Torgau kommt, in die umliegende Gegend zu verweisen.“ Darauf antwortete Thielmann unterm 4. März: „Beruhigen Sie sich, lieber Freund! Alles was Sie mir wegen Torgau unter den Fuß geben, ist längst geschehen. Französische Garnison einzunehmen habe ich längst auf das Bestimmteste abgewiesen. Halten Sie mich für ein wenig älter oder klüger, und wir werden immer recht gute Freunde seyn.“

Und am 24.: „Schulenburgs Sendung nach Paris ist sehr gut, denn von Wittenberg aus werden die schwärzesten Insinuationen gegen uns dorthin gelangen. Unser Abmarsch von Dresden, unsere verweigerte Aufnahme fremder Garnison in Torgau, und wahrscheinlich noch viel andere Dinge, von denen wir selbst nichts wissen, werden als unabbüßbare Verbrechen dargestellt werden.“

Eine ganz gleiche Sorgfalt trug Langenau auch für die Erhaltung des Königsteins, und er wechselte deßhalb mit seinem Freunde, dem dortigen Gouverneur Generallieutenant von Zeschau, mehrere Briefe. In einem Schreiben vom 18. März sagt der würdige Zeschau unter anderm: „Mein liebster Langenau! Daß ich Dir wie mir selbst vertraue, in Dir lebe wie in mir selbst, das weißt Du.“

Leider beachtete der gute König von Sachsen den Rath Langenau's und seiner Freunde nur kurze Zeit. Beim Vorrücken der Russen und Preußen an die Elbe war der Monarch mit seiner Garde nach Regensburg gegangen, und hatte den Rest seiner Truppen nach Torgau geworfen, wo der Generallieutenant Thielmann noch am 7. Mai die Aufnahme der französischen Divisionen Ricard und Durutte verweigerte, und, als ihm ein vom 10. datirter Befehl des Königs das Gegentheil befahl, es vorzog, die sächsischen Kriegsdienste mit russischen zu vertauschen.

Langenau war mit seinem Monarchen von Regensburg nach Prag gekommen, als letzterer die Absicht hegte, sich an Oesterreich zu schließen. Nach der Schlacht bei Bautzen und dem darauf erfolgten Rückzug der Verbündeten nach Schlesien, kam leider der König auf seine frühere Ansicht zurück, und baute noch fortan auf die unerschütterliche Macht und das nimmer wankende Glück des französischen Kaisers, ein Wahn, den der unglückliche Friedrich August mit so vielen Andern in Deutschland theilte. Viel mag zu dieser plötzlichen Sinnesänderung jenes Drohschreiben Napoleons beigetragen haben, welches dieser durch den Großherzog von Weimar dem König zugehen ließ, und worin von einer Entthronung die Rede war, falls er nicht sogleich in seine Staaten zurückkehren und seinen Pflichten als Glied des Rheinbundes nachkommen würde. Die durch Langenau's Vermittlung eingeleiteten

Unterhandlungen wurden somit abgebrochen und dieser gerieth dadurch in eine gänzlich falsche Stellung. Auf der Prager Brücke vernichtete er in dunkler Nacht die darauf bezüglichen Papiere und begab sich nach Wien. Man kann es im Interesse Sachsens nur beklagen, daß die politischen Ansichten jener Vaterlandsfreunde, zu denen der General zählte, nicht zur Geltung kamen, denn es würde dem Land viel Leid erspart haben.

Langenau trat als Generalmajor in österreichische Kriegsdienste, und Schwarzenberg, der dessen große Fähigkeiten schon aus dem Feldzug 1812 kannte und würdigte (er hatte an der Seite des edlen Generallieutenants von Le Coq die Stelle eines Generalstabschefs beim sächsischen Korps bekleidet), zog ihn in seine Nähe und beehrte ihn bis an seinen Tod mit vollem Vertrauen, eine Ehre, welche ihm auch der Fürst Metternich in gleichem Grad angedeihen ließ.[1]

[1] Wir können es uns unmöglich versagen, zur Bezeichnung der seltenen militärischen Begabung Langenaus hier jene Einleitung zu veröffentlichen, die er, auf den Wunsch des Feldmarschalllieutenants Grafen Clam-Martiniz, zu dessen Denkschrift über eine verbesserte Armeeorganisation, im Jahr 1836 niederschrieb, und die, wenn gleich die staatlichen Verhältnisse Oesterreichs sich seither änderten, schon aus dem Grunde einen bleibenden Werth behalten dürfte, weil der kenntnißreiche Verfasser, fast in prophetischem Geist, theilweise dasjenige andeutete, was sich 12 Jahre später wirklich zutrug. Er sagt:

„Seit dem Beginn der ersten französischen Revolution besteht bis auf den gegenwärtigen Augenblick in Europa eigentlich ein einziger großer

Kampf, der Kampf des Neuen mit dem Alten, der Revolution mit der bestehenden Ordnung, des Liberalismus mit der Legitimität, der Zerstörung mit der Erhaltung. Alle Kriege seit dem Jahr 1792 bis auf den Kriegszustand der neuesten Zeit, haben mehr oder weniger jenen großen Kampf zur Hauptgrundlage, und selbst Napoleon, so sehr er nach und nach den Grundsätzen des Liberalismus feind geworden seyn mochte, war dennoch nur eine Geburt der Revolution und fort und fort das Werkzeug ihrer zerstörenden Prinzipien."

„Der österreichischen Armee war in diesem großen Kampf, nächst der französischen die Hauptrolle zugewiesen, und sie hat ihre Aufgabe, unter meist sehr ungünstigen Verhältnissen lösen müssen, selten mit Glück, aber immer mit gleicher Ergebenheit für Staat und Monarchen, seltener noch mit Intelligenz, aber stets mit Tapferkeit, niemals mit zweckmäßiger Benützung der Vortheile des Augenblicks und der der Nation eigenthümlichen Kräfte, aber immer mit starrer Ausdauer bis zum letzten Punkt der Entscheidung. Häufig vernichtet, ist sie immer neu und kräftig erstanden, und heute noch kann der legitime Theil von Europa auf die österreichische Armee allein mit voller Zuversicht rechnen."

„Seit der Revolution des Jahres 1830 hat indessen jener große Kampf eine neue Gestalt angenommen; die entgegengesetzten Meinungen haben sich bestimmter gezeichnet und durch die Presse lauter und kräftiger ausgesprochen. Mit offener Gewalt aber ist wenig oder nichts geschehen. Es wurde fort und fort viel geschrieben und wenig gehandelt. Wir finden uns seit dieser Zeit zwar ohne Krieg, aber in einem unausgesetzten Kriegszustand. Da indeß die Revolution ihrer Natur nach, angreifend, das entgegengesetzte Prinzip aber, so lang es keinen offenen Krieg gibt, nur vertheidigend handeln kann, so dürfen wir uns nicht

wie er seinen vielen Verdiensten aus einer früheren Zeit, neue und große Ansprüche auf den Dank des Vaterlandes

verhehlen, daß die Revolution wenigstens materiell genommen, in der neuen Zeit entschieden an Terrain gewonnen hat. Denn bis zum Jahr 1815 stand ganz Europa vereint gegen Frankreich, d. h. gegen die Revolution. Gegenwärtig haben sich die Lager anders gestaltet. England und Frankreich lagern auf der einen, Oesterreich, Rußland und Preußen auf der andern Seite."

„So lange endlich diese Lager einander müßig gegenüberstehen, handelt nur die Revolution aktiv, indem sie uns durch die Propaganda den geheimen Krieg in die eigenen Lager sendet, während wir dieser Art von Angriff nichts als eine zur Zeit allerdings noch leichte Vertheidigung entgegensetzen können."

„So gestaltet sich, nach meiner Ueberzeugung, heute die politische Lage der Dinge in Europa rein faktisch genommen; denn von Kritik kann hier gar nicht die Rede seyn, weil ich mich dazu in meiner Stellung weder berufen, noch nach meiner Persönlichkeit für geeignet finde."

„Das eigene Lager besteht also in der Wesenheit aus Oesterreichern, Russen und Preußen, denn der deutsche Bund und die italienischen Fürsten sind in der Regel nur als additionell, häufig aber den Verhältnissen des Augenblicks nachgebend, zu betrachten. Für den eigentlichen großen Kampf werden die militärischen Hilfsquellen der Russen wegen ihrer großen Entfernung, und die der Preußen, wegen ihrer innern Armeeverfassung nun und nimmermehr mit denen der Oesterreicher zu vergleichen seyn, und in diesem Kampfe wird die österreichische Armee, fort und fort, deßhalb die Hauptrolle spielen müssen."

„Die Russen können nie mehr als 100,000 Mann am Rhein aufstellen und erhalten. Die Preußen können augenblicklich größere Anstrengungen machen, allein wir dürfen es uns nicht verhehlen, daß sie

anzureihen wußte, steht wohl noch lebhaft im Andenken der Zeitgenossen.

dieselben nur auf kurze Zeit, und vor Allem nur unter der Voraussetzung zu leisten vermögen, daß sie, im Augenblick des Kampfes, ganz Herren der Stimmung seyen, die in einer, zu zwei Drittheilen aus Landwehren bestehenden Armee, nie mit Gewißheit vorauszusehen seyn wird."

„Wie wenig übrigens die russischen und preußischen Heere mit einander einverstanden sind, und wie gering der Einfluß ihrer so vollständig befreundeten Höfe auf diese Stimmung ist, hievon haben uns das Lager von Kalisch und die Besetzung von Krakau die neuesten Beweise geliefert."

„Oesterreich allein kann heute noch 150,000 Mann am Rhein, 100,000 Mann in Italien, und dabei die zur Sicherung der Ruhe im Innern und zur Herbeischaffung der Ergänzungen nöthigen Truppenkorps aufstellen und erhalten."

„Ich habe hier immer nur von einem eigentlichen großen Kampf der beiden entgegengesetzten Meinungen gesprochen. Denn wenn ich recht gerne zugeben will, daß uns die Diplomatie im Lauf der Zeit noch viele Chancen, ja unter gewissen, mir immer sehr unwahrscheinlichen Voraussetzungen, sogar noch andere Kriege herbeiführen kann, so wird zwar auch in solchen Fällen die österreichische Armee, sey es nun durch Aktivität, oder durch bewaffnetes Zusehen, stets eine Hauptrolle spielen, die indeß nur einen Zwischenakt im großen Drama des Meinungskampfes erzeugen kann."

„So erscheint mir die österreichische Armee in ihren Verhältnissen zum Ausland."

„Eine beinahe größere und wichtigere Aufgabe erfüllt sie nach meiner Ueberzeugung für das Innere der Monarchie. Hier ist ihr Verhältniß weniger noch als dort mit dem irgend eines andern europäischen Heeres zu vergleichen."

Mit klarem Blick, lebendiger Anschauung, rascher Auffassung, rastloser Thätigkeit und langer Kriegserfahrung

„Die österreichische Monarchie liefert in ihrer wesentlichen Gestaltung drei verschiedenartige Elemente, denn sie besteht aus dem konstitutionellen Ungarn und Siebenbürgen, aus dem eroberten Italien und Galizien, und aus den übrigen Erblanden, die, ob sie schon an sich noch gar mannigfaltige Verschiedenheiten in ihren Verwaltungszweigen darbieten mögen, doch gegenwärtig als ein Ganzes sich betrachten lassen."

„Nur die aus diesen drei Hauptelementen zusammengesetzte Armee bildet heute noch eine vollkommene Einheit, und bei ihr allein, ich wage es zu behaupten, kann der Kaiser mit aller Zuversicht auf unbedingten Gehorsam, treue Ergebenheit und ungetrübten Willen für jeden Zweck der Regierung rechnen."

„Eine Armee, der solche Aufgaben wurden, verdient wohl in jeder Beziehung und zu jeder Zeit eine sehr ernste Würdigung. Diese ward ihr in den letzten Jahren sogar von ihren Gegnern. Um wie viel mehr aber müssen wir diese bei unsern Alliirten und bei allen Jenen voraussetzen, deren Existenz mehr oder weniger auf den Widerstand begründet ist, den gerade dieses Heer allein zu leisten vermag. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn unsere Armee in solcher Beziehung als ein europäisches Gemeingut betrachtet und beobachtet wird."

„Sollte es im österreichischen Kaiserstaat wohl einen pflichttreuen Machthaber, irgend einen mit den höhern Staatsansichten vertrauten Geschäftsmann geben, der nach solchen Voraussetzungen nicht von der ganz unerläßlichen Nothwendigkeit durchdrungen wäre, jenen wichtigen Staatskörper vor allen andern einer ernsten Betrachtung zu unterziehen, seiner Erhaltung, Verwaltung und seiner physischen und moralischen Vorbildung die größten Opfer zu bringen, am wenigsten aber, durch bloße finanzielle Rücksichten bewogen, sich jenen Nothwendigkeiten entgegenzusetzen?"

verband er das edelste Gemüth und strebte frei von jeder Empfindlichkeit stets nur das Beste des Dienstes an. Nur

„Die österreichische Armee ist also für Europa berufen, in jenem großen Meinungskrieg, wo es sich um die Existenz ganzer Reiche handeln kann, die wesentlichste Aufgabe zu lösen, in jedem rein politischen Krieg, durch schnelles Auftreten einer bedeutenden Truppenmacht, den Ausschlag für jene Seite zu geben, nach welcher sie sich wenden wird, oder in solchen Fällen selbst durch ihre bewaffnete Neutralität zu imponiren, endlich aber einen allgemeinen Vertheidigungskrieg gegen gleichzeitige Angriffe von mehreren Seiten zu führen."

„Im Inland scheint ihre Aufgabe nicht minder wichtig. Sie läßt sich in kurzen inhaltschweren Worten bezeichnen. Die österreichische Armee kann und soll allein die drei heterogenen Elemente zusammenhalten, aus welchen die Monarchie zusammengesetzt ist; d. h. sie soll in Italien und in Galizien, durch ihre Existenz, jeden Gedanken an das Gelingen einer Empörung, und durch ihre Waffen jeden möglichen Aufruhr im ersten Keim unterdrücken. Sie soll in Ungarn und Siebenbürgen, wenn es einst Noth thun möchte, dem Willen der Regierung Achtung verschaffen. Sie soll endlich für alle Theile der Monarchie, nur immer den Gesammtzweck vor Augen habend, überall den Gesetzen Gehorsam, dem monarchischen Prinzip aber die Oberhand verschaffen, und, man möge mir die Meinung gestatten, daß selbst in den deutschen Provinzen für die entgegengesetzten Grundsätze kein schwächerer Damm zulässig seyn dürfte."

„Man könnte mir vielleicht vorwerfen, daß ich eine zu große und ausschließende Wichtigkeit auf dasjenige lege, was ich den gegenwärtigen Meinungskrieg nenne. Viele glauben, die Heftigkeit des Streites, die Leidenschaftlichkeit der Parteien werde mit der Zeit nachlassen. Ich

dadurch gelang es ihm, in allen Lagen und Verhältnissen jederzeit segensreich zu wirken. Gewiß! wenn das weit gesteckte Ziel viel früher erreicht ward, als man Anfangs hoffte, und der Friedenspartei vielleicht lieb sein mochte, so dankte man dieß nebst Metternich und Schwarzenberg auch Radetzky und Langenau, dem Vielgeschmähten.[1] Dabei kam es allerdings bisweilen vor, daß die dem Fürsten angeborne Ruhe und Ueberlegung auf den

wünsche, daß sie Recht haben mögen, glaube es aber nicht. Dieß ändert jedoch durchaus nichts in meinen Ansichten über die möglichen Aufgaben der österreichischen Armee, die unter allen Voraussetzungen immer zu einer Hauptrolle in jedem europäischen Krieg, und zur Hauptstütze der Monarchie im Innern, bestimmt seyn wird."

„Es fragt sich nach solchen Voraussetzungen vor Allem: ist die Organisation unserer Armee so eingeleitet, ist ihre innere Verwaltung und Ausbildung so vorgeschritten, daß sie einmal jenen europäischen Zwecken und den Anforderungen für das Innere der Monarchie, die man an sie machen muß, entsprechen, und fort und fort die hiezu nöthige Einheit darbieten könne, und sind wir in der neuesten Zeit in allen diesen Beziehungen vorwärts geschritten, sind wir stehen geblieben, oder gar zurück gegangen?"

„Die vollständige und klassische Beantwortung so hochwichtiger Fragen, in allen ihren Theilen, ist weder die Arbeit eines Menschen, noch das Geschäft weniger Tage. Mein Zweck ist aber bloß für eine solche Arbeit mir selbst Materialien zu schaffen, deren Bearbeitung ich vorerst, ohne alle Berücksichtigung irgend eines unmittelbaren Zusammenhanges der Gegenstände unter einander, hiemit beginne."

[1] Wir verweisen hier auf unseres trefflichen Prokesch „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten Karl zu Schwarzenberg," und empfehlen besonders die Seite 223.

sprudelnden Geist seines Generalstabschefs abkühlend wirken mußte. Es fand hier das umgekehrte Verhältniß statt wie zwischen Blücher und Gneisenau. Wenn Radetzky überhaupt nicht immer durchdrang und nach manchem harten Kampf häufig bloß ein Minimum von dem erhielt, was er anstrebte, so lag die Schuld nicht an dem Oberfeldherrn, wohl aber an Jenen, die, jeder großartigen Auffassung unzugänglich, bloß und allein an der Methode des Krieges festhielten.

Was er in dieser ganzen Periode auf dem Felde der Operationen und politisch militärischen Verhandlungen leistete, vermögen nur Jene vollständig zu würdigen, denen es vergönnt war, einen Blick in seinen handschriftlichen Nachlaß oder in die Feldakten des k. k. Kriegsarchivs zu werfen. Erst daraus läßt sich entnehmen, daß er mit großer Folgerichtigkeit jede einzelne Phase dieses Krieges erfaßte, die strategische Lage stets richtig ermaß, und bestimmt angab, was zu geschehen habe.[1]

Mitten unter den überhäuftesten Dienstgeschäften, man wäre fast versucht zu sagen, unter dem Donner der Schlachten, arbeitete sein rastloser Geist an Entwürfen, die oft erst in späteren Momenten zur Ausführung kommen konnten. Bisweilen entwarf er seine Idee nur in einzelnen

[1] Wir deuten hier auf das in demselben Verlag so eben erscheinende Werk unter dem Titel: „Aus dem handschriftlichen Nachlaß des k. k. österreichischen Feldmarschalls Grafen Radetzky."

großen Zügen, und überließ Andern das Detail. Oft wurde derselbe Gegenstand unter verschiedenen Gesichtspunkten durchgeführt. Bescheiden, wie immer, trat er gern zurück, wenn Andere etwas Besseres vorschlugen. An den eigentlichen Detailentwürfen und Schlachtdispositionen betheiligte er sich höchst selten oder nie; sie gehörten lediglich in den Geschäftsbereich des Generalquartiermeisters, welchen Posten Langenau begleitete.

Nach Demjenigen, was wir oben angedeutet, konnten aber selbstverständlich auch für den Generalstabschef des obersten Feldherrn weder persönliche Abneigung noch unerquickliche Debatten ausbleiben. Am Ende freilich war Jedermann über seinen rechtlichen Charakter einig, und man gestand gerne allseitig, er wisse alle offene und geheime Widersacher in Freunde und Bewunderer zu verwandeln. Man schätzte sein durch und durch soldatisches Wesen und bereitwilliges Entgegenkommen, sein warmes Gefühl für die gute Sache, seine Vaterlandsliebe, seine stets rege Thätigkeit und ausgezeichneten Geistesgaben. Man lobte an ihm den ritterlichen Sinn, den ungebeugten Muth auch in den schlimmsten Lagen, die persönliche Tapferkeit, eine seltene Geschäftsgewandtheit und ein allem Kleinlichen gänzlich widerstrebendes sicheres Darauflosgehen, weßhalb die fremden Generale auch leicht und gerne mit ihm verkehrten und ebenso, wie die Staatsmänner, sich vorzugsweise an ihn wendeten, um ihre Meinungen und

Wünsche an den Fürsten zu bringen. Es war dieß häufig selbst mit Dienstschreiben der Fall, welche die Souveraine und Feldherrn erhielten und dem Generalstabschef mittheilen ließen. Solche Aufmerksamkeit erzeugt nur die tadellose Persönlichkeit selbst. Man kann sie nicht befehlen, und Beweise von Ergebenheit und Werthschätzung erlangen nur dann einigen Werth, wenn damit keine Nebenabsicht verbunden ist, wie solches hier ganz gewiß nicht der Fall war. Leider werden oft die von der Klugheit und selbstbewußter Kraft eingegebenen versöhnlichen Gesinnungen vom großen Haufen als Schwäche gedeutet. Doch genug! Wir schließen diese apologetischen Anschauungen mit der Behauptung, daß neben dem Fürsten Schwarzenberg und Metternich auch den unermüdlichen Bestrebungen Radetzky's ein Hauptverdienst gebührt, wenn die große Allianz, oft sehr nahe daran, sich aufzulösen, immer wieder erhalten wurde.

Die Biographie eines Feldherrn muß die Kriegsoperationen immer nur als Nebensache behandeln, besonders wenn der Gegenstand so umfangreich ist und 17 Feldzüge umfaßt. Man erwarte somit nicht, daß wir den Ereignissen des Freiheitskrieges Schritt für Schritt folgen. Wir verweisen auf unser Vorwort und gedenken bloß die einzelnen Hauptmomente, und auch von diesen bloß jene näher zu besprechen, bei welchen Radetzky wesentlich eingriff. Was dazwischen liegt, möge sich der Leser aus den so zahlreichen Darstellungen dieses Krieges selbst ergänzen.

Wenn man den eilfwöchentlichen Zeitabschnitt von der Kündigung des Waffenstillstandes bis zur Schlacht bei Leipzig näher ins Auge faßt, so läßt sich nicht läugnen, daß in den maßgebenden Kreisen, namentlich aber zwischen dem großen Hauptquartier und den verschiedenen Hoflagern keine wünschenswerthe Uebereinstimmung bestand. Darauf deutet schon die theilweise Abweichung von dem kurz zuvor angenommenen Kriegsplan, gleich beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten.

Nur nach langem Widerstreben ergab sich der Feldzeugmeister Baron Duka in die Vorrückung über das Erzgebirg nach Sachsen, und auch da nur aus dem alleinigen Gesichtspunkt, „der schlesischen Armee Luft zu machen."

Am 17. August wurde zu Melnik die Offensive definitiv festgesetzt, jedoch in der Richtung auf Leipzig, denn schon damals sagte Schwarzenberg: „Unser Hauptzweck muß seyn, mit allen unsern Streitkräften gegen die Hauptkommunikationen des Feindes zu wirken." Noch am 21. dachte man im großen Hauptquartier durchaus an keinen Angriff auf Dresden. Der Beschluß zum Angriff auf die verschanzte Hauptstadt von Sachsen ging weder von Schwarzenberg noch von Radetzky aus, denn beide erkannten gar wohl, daß dieser Elbeübergang und Manövrirpunkt nicht so leicht zu nehmen sey, als Moreau und sein Anhang, sowohl am 22. Vormittags auf einer Höhe im Wald vorwärts Marienberg, als auch im

Kriegsrath zu Zöblitz am 23. August geltend machten, und woraus das Aufgeben der Richtung auf Leipzig entsprang.

Auch Barklay drang seit 22., in der falschen Ansicht, man stehe mit der Hauptmacht in des Feindes Rücken, darauf: „den Feind anzugreifen und zu schlagen, bevor derselbe seine Hauptkolonne vom rechten Elbeufer an sich zu ziehen vermöge.“ Die Mittheilungen Jominis wurden vom russischen Kaiser weit mehr berücksichtigt, als alle Vorstellungen des Oberfeldherrn. Fürst Schwarzenberg wies vergebens darauf hin, daß Dresden, als vormalige Festung, einen tiefen Graben und guten Aufzug habe, was auch Langenau dem russischen Kaiser unverholen bekannte, als ihn dieser, noch kurz vor Beginn der Schlacht am 26., um seine Meinung fragte.

Durch die veränderte Marschrichtung ging eine kostbare Zeit verloren. Die Truppen erschöpften vor der Zeit ihre Kräfte durch endlose Märsche und im Kampf mit den Elementen. Ueberhaupt scheint keine richtige Berechnung von Zeit, Raum und physischen Kräften vorgewaltet zu haben. Die Division Civallart brauchte zu den beiden Märschen am 22. und 23. jedesmal 18 bis 19 Stunden. Bei der Kolonne des Feldzeugmeisters Gyulai konnte die letzte Division wegen der schmalen Landwege erst sieben Stunden nach der vordersten Division aufbrechen. Die sechs Stunden betragende Wegstrecke von Zethau bis Dippoldiswalde wurde also durch die auf einen einzigen

Kolonnenweg verwiesenen 100,000 Mann nur mit sehr großem Zeitverluste hinterlegt.

In Reichstädt dürfte Schwarzenberg jenes Schreiben des Generalmajors Knesebek vom 23. Mittags aus Brüx erhalten haben, worin zuerst von einem Angriff auf Dresden die Rede ist. Denn Knesebek sagt unter Anderem: „es scheint, daß Napoleon über unsern Angriffspunkt getäuscht wurde, und ich submittire daher, ob nicht ein rascher kühner Angriff auf Dresden selbst möglich seyn möchte.“ Es ist nicht ermittelt, ob hier Knesebek bloß seine eigene Ansicht oder jene seines Königs aussprach. Heutzutage wird es ganz unmöglich, mit Sicherheit anzugeben, von wem der erste Vorschlag zur Vorrückung gegen Dresden ausging und durch welche militärische Gründe man selbe rechtfertigte, noch wer den größten Antheil daran nahm. Nur so viel ist gewiß, daß erst in Dippoldiswalde der Marsch auf Dresden wirklich anbefohlen wurde.

Die Dresdener Schlacht fiel nachtheilig für die Verbündeten aus. Uns wundert dieß nicht. Es wurden manche und große Fehler begangen, sowohl strategische als taktische, und ein Theil hievon trifft, um aufrichtig zu seyn, auch die oberste Heeresleitung. Vieles haben einzelne Unterbefehlshaber, das meiste aber Barklay auf dem Gewissen, der nie vergessen konnte, daß er vor dem Waffenstillstand den ersten Platz eingenommen hatte und sich nun mit dem zweiten begnügen mußte.

Die Aufstellung der alliirten Armee vor Dresden war jedenfalls allzuausgedehnt. Der linke Flügel jenseits des so schwer zu überschreitenden Plauen'schen Grundes ließ sich vom Zentrum aus nicht rasch genug unterstützen. Und doch war gerade dieser Flügel die Achillesferse. Nachdem man das Korps Klenau hatte im weiten Bogen über Freiberg und den fast unwegsamen Tharander Wald gehen lassen, wo nach den Berichten von Augenzeugen die Kolonnen zur Hinterlegung einer Wegstunde sieben Stunden Zeit bedurften, das Geschütz aber gar nicht fortkam, ließ sich unschwer und ohne gerade tiefe logistische Kenntnisse zu besitzen, berechnen, daß dieses Korps für den Tag der Schlacht zu spät kommen, daher der linke Flügel in höchster Gefahr schweben müsse. Nichts desto weniger schwächte man aber die ohnehin geringe Division Mesko noch durch Entsendung einer Brigade elbeabwärts, wodurch jene vor Dresden bloß ein paar Bataillone und etliche Schwadronen behielt. Die Aufstellung der Infanteriedivisionen Weißenwolff und Alois Liechtenstein bei Gorbitz, Wölfnitz, Nauslitz und Roßthal an der Freiberger Straße änderte hieran gar nichts. Denn selbe reichten eben nur für die Dorfvertheidigung zu. Daß unter solchen Umständen die kaum nennenswerthe Division Mesko nebst der Brigade Mumb und den durch Klenau vorangesendeten wenigen Bataillonen, dem wiederholten durch eine zahlreiche Artillerie unterstützten Angriff von Murats 6000 Reitern

unterlagen, darf, da bei dem heftigen Regen kaum ein Gewehr losging, und die französischen Geschütze bis auf zwanzig Schritte von den österreichischen Vierecken heranfahren konnten, durchaus nicht befremden.

Besser wäre es gewesen, nur ein starkes Kavalleriekorps an der Freiberger Straße aufzustellen. Dieß ging auch ganz gut an, denn die Reservereiterei bei Röcknitz fand im Zentrum durchaus kein Terrain zu ihrer Verwendung, war also dort ganz überflüssig.[1]

Der Rückzug hinter das Erzgebirg ist hinreichend durch die Gefahr motivirt, welche Vandamme's Elbeübergang am Königstein schuf und wogegen Barklay dem Oberfeldherrn fortwährend die beruhigendsten Zusicherungen gemacht hatte. Vor Allen war es Radetzky, der die große Wichtigkeit der Straße von Dresden nach Töplitz ermaß. Denn als der, seither auch verstorbene, tapfere Herzog Eugen von Würtemberg den Oberst von Hofmann, seinen Chef des Generalstabes, am 26. Abends in das große Hauptquartier um Verhaltungsbefehle sendete, die er von Barklay nicht erlangen konnte, war Radetzky's letztes Wort an den genannten Oberst: „die Kommunikation mit Böhmen sey Ihnen heilig."

Es ist bekannt, daß Barklay sich nicht nur am 27. Nachmittags weigerte, über Mortier herzufallen, der,

[1] Man lese hier Asters Ereignisse vor Dresden, und General Wagners „Tage von Dresden und Kulm."

mit der Elbe im Rücken, sich zu weit links gegen Pirna ausdehnte, sondern auch, daß er, statt auf der neuen Töplitzer Straße zu bleiben, seinen Weg auf Altenberg nahm, wodurch es geschah, daß Kleist den eigentlichen rechten Flügel bilden mußte, die 50,000 Russen aber sich zwischen die österreichische Armee einschoben und dem Feind die Hauptrückzugslinie überließen. Nur dem Herzog Eugen von Würtemberg dankte man es, daß größere Unfälle verhütet wurden. In der schwierigsten Lage von der Welt hat dieser damals noch so junge Prinz mit einer Handvoll tapferer Russen das Unglaubliche geleistet, und dafür eine Ehrensäule verdient, höher und glänzender als jene Ostermanns bei Priesten.

Die gesunkene Stimmung der Armee und das erschütterte wechselseitige Vertrauen zwischen den Verbündeten gleich nach der Dresdner Schlacht kam vorzugsweise dem Kaiser von Rußland zu statten, der von dieser Zeit an sich im Rath und bei der Ausführung der ersten Stimme versicherte. Der Fürst von Schwarzenberg nahm mit der edelsten Selbstverläugnung das verfehlte Unternehmen und Alles, was daraus an Nachtheilen für die Verbündeten erwachsen war, auf seine Schultern. Der russische Einfluß ward maßgebend und man vermied im österreichischen Lager selbst die leiseste Störung des guten Einvernehmens, aus Besorgniß, daß Rußland die ihm von Frankreich eben damals angebotene Separatverhandlung beherzigen möchte.

Der über Vandamme bei Kulm erfochtene Sieg war ein Lichtpunkt weit mehr von politischer als militärischer Tragweite, denn er glich die entstandene Verstimmung wieder aus und führte die so überaus nöthige Eintracht zurück, welche freilich später noch mehrmals in Gefahr gerieth. Der Kulmer Sieg hat aber auch die Ueberlegenheit der großen Allianz festgestellt, und sogar die allgemeine Erhebung des deutschen Volkes läßt sich im Grund erst von dort an datiren.

Napoleon hatte Vandamme mit seinen 37,000 Mann so zu sagen muthwillig geopfert, denn nach der Schlacht von Dresden hing es bloß von ihm ab, noch größere Erfolge zu erringen. Sein Benehmen läßt uns fast vermuthen, er habe selbe, unter dem Eindruck der schlimmen Nachrichten aus Schlesien und den Marken, gar nicht gewünscht.

Es ist vielfach behauptet worden: das Erscheinen der Preußen in Vandamme's Rücken habe den Sieg bei Kulm entschieden. Man verzeihe, aber wir sind nicht ganz dieser Meinung, obschon die preußische Tapferkeit und die Tüchtigkeit des wackern Kleist und seines Generalstabs-Chefs, des ausgezeichneten Grolmann, schwerlich einen wärmeren Verehrer haben als uns. Der Entschluß Kleists, über Nollendorf zu gehen, wurde zum Theil von der Nothwendigkeit diktirt, denn die alte Töplitzer Straße über den Geyersberg war mit Fuhrwerken dergestalt verstopft, daß an kein Durchkommen gedacht werden durfte.

Dennoch erscheint der Marsch über Nollendorf als ein großartiger Beschluß des Führers und würdig seiner braven Truppen. Allein man wird zugeben, daß die Lage des preußischen Korps eben dadurch eine höchst mißliche wurde und dieß in noch viel höherer Potenz werden konnte, falls Mortier und Gouvion St. Cyr über Höllendorf herangekommen wären. Mit dem Rücken an ein sehr beschwerliches Gebirgsdefilee gelehnt, vor und hinter sich den Feind, würde muthmaßlich das preußische Korps aufgerieben worden seyn. Dieß ist, Gott sey Dank, nicht geschehen. Nach dem bloßen Erfolg läßt sich aber nicht urtheilen. Der strategische Gedanke muß in richtiger Wechselbeziehung mit dem taktischen Zwecke stehen.

Der Entschluß Vandamme's, seine größte Kraft gegen Innen zu kehren, der ihm am gefährlichsten war, bekundet den versuchten Soldaten. Den Ruhm des Sieges am 30. August theilen die Russen und Preußen mit den Oesterreichern.

Radetzky's Verdienste bei Kulm würdigte der russische Kaiser durch Verleihung des St. Annenordens erster Klasse. Die Freigebigkeit, welche Rußland in Vertheilung seiner Orden gleich beim Beginn des Krieges, sowie auch später übte, hatte eine tiefere Bedeutung und zielte dahin, den russischen Einfluß zu erweitern und zu befestigen, selbst auf die Gefahr, daß eben dadurch derlei Auszeichnungen weniger werthvoll werden mußten.

Die amtliche österreichische Relation über die Schlacht von Kulm sagt von Radetzky: „Der Chef des Generalstabes hat durch seinen bekannten Heldenmuth, und seine mit dem richtigsten Coup d'oeil verbundene Thätigkeit, in jeder Gelegenheit, und besonders in den entscheidendsten Momenten bei Kulm, die wichtigsten Dienste geleistet und sich neue Ansprüche auf die Achtung der Armee erworben."

In den vierzehn Tagen vom 23. August bis 6. September schlugen die verbündeten Heere acht blutige Schlachten und Gefechte, und besiegten sechsmal den Feind, der neben einem ungeheuern Kriegsmaterial wenigstens 80,000 Mann einbüßte. Der von Radetzky entworfene Feldzugsplan mußte also doch nicht so mangelhaft gewesen seyn, als uns manche glauben machen wollen. Von dieser Epoche an datirt die erhöhte Siegeszuversicht in den Reihen der Alliirten und die merkbar erschütterte Haltung des Gegners. Namentlich wuchs bei den Rheinbundskontingenten der bisher nur still genährte Wunsch die französischen Adler zu verlassen.

Nach dem Rückzug hinter das Erzgebirg trat allerdings im Kessel von Töplitz ein Moment der Verlegenheit und Verwirrung ein, welcher nur durch die größten Anstrengungen beseitigt werden konnte. Die ganze alliirte Hauptmacht bivouakirte fast fünf Wochen in dem engen Thal. Schon in den ersten Tagen war Alles aufgezehrt; die Umzäunungen verschwanden, es gab keinen Grashalm,

kein Stroh mehr, und man bezahlte den Laib Brod mit vier Gulden. Um die 200,000 Alliirten zu ernähren, wurde ganz Böhmen und Mähren in Anspruch genommen, und 30,000 vierspännige Landwägen gingen beständig zwischen Prag und Töplitz hin und her, um Mehl und Fourage herbeizuschaffen. Es kostete einige Wochen bis diese Zuschübe geregelt waren. Bis dahin trieben die Kosaken zwischen Prag und der Armee ihr Unwesen, plünderten das Landvolk und hielten die Armeefuhrwerke an. Allenthalben stieß man auf russische Abtheilungen, die sich nach eigenem Gefallen einquartiert hatten, und wenn eine Bodenstrecke „abgegessen" war, weiter zogen, um das Spiel von vorne zu beginnen. Auf diese Weise lebten sie, nach ihrer Väter Sitte, bis tief nach Böhmen hinein.

Nachgerade wurde dieser Zustand so unerträglich und gefährlich, daß man um einer Hungersnoth zu entgehen, mobile Kolonnen aussendete, denen sich die verzweifelten Landleute beigesellten. Man konnte die Plünderer oft nur durch Flintenschüsse abtreiben. Eine gemischte Kommission, aus einem österreichischen und einem russischen General bestehend, übte das jus gladii und regelte den Gang dieser Kolonnen. So ward endlich Ruhe.

Im Bereich der Armee selbst überstiegen die Plünderungen und Entfremdungen in der ersten Hälfte des Septembers und auch noch später oft alle Begriffe. In den Lagern und Quartieren verschwanden die Dinge so

zu sagen unter der Hand. Die eigene Bagagewache und Dienerschaft russischer Generale nahm an diesem Unfug Theil, und es ist notorisch, daß selbst der Kaiser Alexander sich darüber zu beklagen hatte. Seine Kosaken und Baschkiren bestahlen ihn eben so gut, wie einen Andern. Es sind Fälle vorgekommen, wo ein vom Pferde gestiegener Offizier, welcher in einem Hause zu thun hatte, bei der Rückkehr das Thier nicht mehr fand, weil die Kosaken selbes dem Diener oder der Ordonnanz mit Gewalt entführt hatten. Von all diesem hat uns Danileffsky nichts berichtet. Freilich würde dieß wenig zur Tendenz seines Buches passen. [1]

Das Elend der Bewohner des Erzgebirges im Sommer und Herbst 1813 überstieg alle Vorstellung. Hier bloß ein Beispiel. Als am 5. September die leichte Division Fürst Moritz Liechtenstein in Altenberg eintraf, bot sich ihr ein Bild der gräulichsten Verheerung und des

[1] Hier eine Anekdote aus jener Zeit. Der brittische Gesandte Lord Walpole hatte auf dem Rückzug von Dresden sein ganzes Gepäck verloren, darunter auch eine Depesche seiner Regierung, die er während der Schlacht erhielt und nicht mehr Zeit fand zu lesen. Es war überaus komisch, den kleinen Mann zu sehen, wie er, die Hände in den Hosentaschen, mit jenem den Britten so eigenen Phlegma, auf dem Schloßplatz in Töplitz hin und wieder spazierte, und jedem, der ihn anhören wollte, in seinem originellen Französisch das Leid klagte. Am Schlusse setzte er immer bei: „Von Allem was ich einbüßte, bedauere ich übrigens nichts so sehr als meine trefflichen Rasiermesser; denn was die Depesche betrifft, so hoffe ich selbe ehestens durch den Moniteur zu erfahren.“

tiefsten Elendes. Die hohlwangigen, rein ausgeplünderten Bewohner scharrten, von Hunger gefoltert, in den Feldern und auf den verlassenen Lagerplätzen den Abhub von abgenagten Knochen und stinkendem Fleisch, ja sogar die verstreuten Hafer- und Weizenkörner heraus, welche die Kavalleriepferde noch übrig gelassen hatten, oder gruben zwischen dem Gestein der dürren Gegend die Wurzeln aus.

Das angesehenste Haus in Altenberg war jenes des Bergverwalters. Hier hatten acht Tage früher der russische Kaiser und Fürst Schwarzenberg übernachtet, und auch der Feldmarschalllieutenant Fürst M. Liechtenstein nahm daselbst sein Quartier, welches Marmont und einige andere französische Generäle kurz vorher verließen. Der unglückliche Verwalter und seine zahlreiche Familie waren seit vielen Tagen ohne Brod noch Salz, und fristeten ihr Dasein mit einigen Erdäpfeln, welche sie der Plünderung zu entziehen gewußt. Ein österreichischer Offizier in der Umgebung des Feldmarschalllieutenants Liechtenstein fand zufällig in seiner Manteltasche ein steinhartes, halbverschimmeltes Kreuzerbrod, in jenem Augenblick das Einzige im ganzen Städtchen, daher auch nicht mit Gold aufzuwiegen. Er trat es dem Hauswirth ab, um seiner kranken Tochter eine Suppe zu kochen, und die ganze Familie, Vater, Mutter und Geschwister überhäuften ihn dafür mit Danksagungen.

In jener Zeit stieß man auf eine Unzahl russischer

Offiziere, welche unter allerlei Vorwänden hinter der Armee zurück blieben, um sich in den Städten und Edelhöfen gütlich zu thun. Sie lebten auf Kosten des Landes und verbrachten ihre Zeit mit Nichtsthun, in Spiel und Völlerei. Während der Feldzüge und bis nach der Eroberung von Paris kamen nur allein durch die einzige Stadt Prag gegen 1800 derlei Individuen. Bis in die kleinste Provinzialstadt herab sprachen sie die Gastfreundschaft der Einwohner und dieß oft in höchst zudringlicher Weise an. Ganz Deutschland seufzte unter diesem Heer von dekorirten und uniformirten Individuen, welche die besten Wohnungen in Beschlag nahmen, und sogar ihre Frauen nachkommen ließen, oder mit zweideutigen Personen auf Kosten ihrer Wirthe lebten. Diese Nordländerinnen waren gewöhnlich von einer Männerschaar umgeben, welche behauptete, diesem oder jenem General als Adjutanten, Sekretäre, Stallmeister, Kammerdiener u. dgl. anzugehören, und sich unter diesem Titel füttern ließen. Noch mehr! Zu Frankfurt, Freiburg, Basel, überhaupt in allen ansehnlicheren deutschen Städten traf man Frauen russischer Generäle, oder solche, die sich wenigstens dafür ausgaben, und ein Gefolge von zwölf bis sechzig Dienern beiderlei Geschlechts um sich hatten. Sogar Wägen und Pferde, Affen, Papageien und anderes Vieh waren mitgekommen. Stabsoffiziere und Adjutanten mit ganzen Kosakendetachements begleiteten und beschützten diese fahrenden Schönen

welche auf Unkosten ihrer Quartierträger offene Tafel hielten. Man hatte damals volle Gelegenheit, den deutschen Michel zu bewundern, und seine unnachahmliche Geduld zu preisen.

Im Januar 1814, als die Alliirten den Rhein bereits hinter sich und die östlichen Departements von Frankreich besetzt hatten, stürzten sich ganze Schwärme junger Russen aller Stände auf Deutschland und Frankreich. Jeder war gewöhnlich mit einem Uniformsmantel bekleidet und mit einem Militärpaß versehen. Auch diese, selten der Armee angehörigen Leute, wurden verpflegt und hielten sich, wo es ihnen gerade gefiel, oft Monate lang auf. Die Gemeinden lieferten nicht bloß Kost und Wohnung, sondern sogar die Transportmittel. Denn so stand es in der Marschroute geschrieben und dagegen wagte Niemand etwas einzuwenden. Selbst die Militär-, Platz- und Etappen-Kommanden schwiegen dazu. In dieser Weise pflegten damals die jungen wißbegierigen Russen ihre Tour durch Europa zu machen. Wenn die russische Regierung diese etwas sonderbare, zum mindesten für die deutschen Länder etwas kostspielige Reisemethode auch nicht geradezu angeordnet hat, so begünstigte sie wenigstens selbe auffallend, was sich in politischer und kulturgeschichtlicher Beziehung vom russischen Standpunkte aus auch vollkommen rechtfertigen läßt.

Mitten unter dem Waffengetöse am Erzgebirge arbeiteten die Minister und Bevollmächtigten der verschiedenen

Höfe im ganzen Lauf des Septembers auf das Thätigste zu Töplitz. Metternich, Stadion, Nesselrode, Razumoffsky, Hardenberg, Humboldt, Aberdeen und Walpole nebst den Gesandten von Schweden, Dänemark u. s. w. waren dort anwesend. Auch Fürst Schwarzenberg, Radetzky und verschiedene andere Generäle nahmen an den einschlägigen Berathungen einflußreichen Theil. Unter den hervorragenden brittischen Generalen zu Töplitz bemerkte man einen Cathcart, einen Stewart u. A.

Die besondere Aufmerksamkeit fesselte Sir Robert Wilson, ein Name, den die Welt kennt, und der in seiner Art ein würdiger Nebenbuhler seines Landsmannes Sidney Smith, des berühmten Vertheidigers von St. Jean d'Acre, derselbe Britte ist, welcher 1815 den verurtheilten Lavallette in Paris befreite. Sir Robert focht beinahe unter allen Zonen, in Egypten, in Spanien, in Rußland, in den Niederlanden und in Indien. Er war mit den Militärverdienstorden vieler Regierungen geschmückt und immer dort zu finden, wo man Frankreich bekämpfte. Seit zwanzig Jahren suchte er dem Haß, welchen er gegen dieses Land und besonders gegen Napoleon hegte, auf den Schlachtfeldern Luft zu machen. Er war ein Gemisch von unübertroffenem Muth und Bizarrerie.

Am Tage der Schlacht von Dresden, als eben der Feldmarschallieutenant Fürst Moritz Liechtenstein seine

Anordnungen zum Sturm der Schanze vor dem Dippoldiswalderschlag traf, kam Sir Robert im Galopp angesprengt und sagte: „General! Sie wollen stürmen? Erlauben Sie mir und meinem Adjutanten von der Partie zu seyn?" Man nahm ihn, wie begreiflich, überaus herzlich auf. Wilson war einer der Vordersten beim Sturm, ermunterte durch Wort und Beispiel, half den Soldaten die Brustwehr erklimmen, und blieb während des ganzen mörderischen und mehrstündigen Kampfes beim Moschynskyschen Garten. Als die Nacht anbrach und man wieder zurück ging, bestieg er sein kleines Pferd und rief: „Kameraden, lebt wohl, ich will den Fürsten Schwarzenberg aufsuchen, um ihn zu versichern, daß ich mitten unter so vielen Tapfern höchst glücklich gewesen bin." Damit jagte er davon.

Wilson versäumte nie ein Gefecht; der Kampf war ihm Bedürfniß. Als einfacher Freiwilliger blieb er ein Muster der höchsten Tapferkeit. Aber er sprach nie davon, was er gethan, noch was er thun wollte. Er focht wie ein Löwe um des bloßen Vergnügens wegen, sich schlagen zu können.

Ein anderer Britte, Lord Stuart, wurde vor Dresden schwer blessirt, wartete jedoch die Zeit seiner Heilung nicht ab, und stand wieder in den Reihen, als er sich noch kaum auf dem Pferde zu halten vermochte.

In jenen Tagen sah man auch einen Russen von

höherem militärischen Rang, dem der Fuß am Oberschenkel amputirt war. Dennoch saß er sicher zu Pferd, entwickelte eine beispiellose Thätigkeit, und befand sich stets dort, wo die Gefahr am größten schien. Sein treuer Kosak folgte ihm wie sein Schatten, und trug, über die Schulter gehängt, ein hölzernes Bein, um im Nothfalle den Ersatz gleich bei der Hand zu haben.

Die seit August mit Bayern gepflogenen Unterhandlungen hatten mit dem Vertrag zu Ried ihren Ausgang gefunden. Sie waren für Oesterreich durch den gewandten Legationsrath Baron Hruby und den Ritter Floret geführt worden und dem französischen Gesandten zu München, Marquis de Saint-Aignan, fast bis zum letzten Augenblick ein Geheimniß geblieben. Wrede hatte für das Zustandekommen der Konvention sich ein hohes Verdienst erworben. Der zum österreichischen Militärbevollmächtigten in das Hauptquartier des Generals der Kavallerie Grafen Wrede ernannte Oberstlieutenant Delort des Generalquartiermeisterstabes empfing vor seinem Abgehen in Töplitz aus den Händen des Feldzeugmeisters Baron Duka nachstehende Denkschrift zur Uebergabe an den bayrischen Hof.

„Nach den vergeblichen Versuchen zum Eindringen in Böhmen steht der Kaiser Napoleon heute (26. September) mit einem Theil seiner Armee im Lager von Pirna. Zufolge der letzten Nachrichten läßt er 50,000 Mann am rechten Elbeufer zwischen Dresden und Bischofswerda agiren und

ihren rechten Flügel bis Stolpen ausdehnen. Der Ueberrest der feindlichen Armee steht dem Kronprinzen von Schweden entgegen, der am 12. sein Hauptquartier nach Koswig verlegte, Dessau und Köthen mit leichten Truppen besetzt, und die Absicht hat, durch das Korps Bülow Wittenberg zu belagern.

„Das schlesische Heer steht vor Bautzen und hat sich mit dem Korps des Generals Tauentzien und der österreichischen Division Bubna vereinigt. Die Hauptarmee deckt Böhmen, hält ihren rechten Flügel an der Elbe, die Mitte entlang der sächsischen Grenze bis in die Höhe von Brüx; ein Theil des linken Flügels steht vor Komotau und Basberg, der andere bei Marienberg. Drei fliegende Korps unter dem russischen General Thielmann, dem österreichischen General Scheiter und Oberst Mensdorff, zusammen 3400 Pferde, durchstreifen mit Erfolg beide Ufer der Elster, von Naumburg an auch das linke Ufer der untern Saale. Ein viertes fliegendes Korps aus neun Kosakenregimentern und etlichen Schwadronen österreichischer leichter Kavallerie, unter den Befehlen des Hetmann Platoff, befindet sich gleichfalls auf dem Marsch, und es ist wahrscheinlich, daß binnen Kurzem dem Feind alle seine Verbindungen mit Frankreich abgeschnitten werden." [1]

[1] Bei der österreichischen Kavallerie unter Platoff, befand sich auch der tapfere Rittmeister Puchner, derselbe, welcher mehr denn vierzig Jahre später, als Kommandirender in Siebenbürgen, noch zu

„Gegen Ende September wird der russische General Bennigsen mit 60,000 Mann am linken Elbeufer mit der Hauptarmee vereinigt seyn. Sobald dieß erfolgt ist, wird die letztgenannte Armee nach Umständen gegen Chemnitz oder Zwickau vordringen.

„Seine Majestät der Kaiser von Oesterreich lassen 24,000 Mann, worunter 4000 Pferde unter dem General der Kavallerie Baron Frimont zu den Bayern stoßen, welch letztere man zu 40,000 Mann annimmt. Seine Majestät wünschen, daß das Kommando dieser Armee dem General der Kavallerie Grafen Wrede übertragen werde, der sich mit dem Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg ins Einvernehmen zu setzen haben wird, um die Operationen zum gedeihlichen Ende zu führen.

Fuß mit dem Säbel in der Hand seine Grenadiere zum Sturm vorführte, ganz in der Art, wie solches im siebenjährigen Krieg geschah. Seit 1813 mit dem Theresien- und dem russischen Georgsorden geschmückt, erhielt er 1849 das Kommandeurkreuz des Theresienordens, und starb, ein hochbetagter Greis, als Feldzeugmeister in Wien.

Der Kosakenhetmann, welcher 1812 und in dem Freiheitskrieg eine besondere Berühmtheit erlangte, war unter Mittelgröße. Seine Kosaken fürchteten ihn weit mehr wie den Czaar selbst. Uebrigens war er gutmüthig, schlau, unermüdlich, und orientirte sich leicht. Er kannte bloß seine Muttersprache, war ernst, kalt, nachdenkend, ohne Genie aber von reicher Erfahrung und überaus praktisch. Er starb 1818. Sein Generalstabschef, General Kaisaroff, war die Seele des Ganzen, und galt für einen Mann von wahrem Verdienst. Unter den 4000 Kosaken Kaisaroffs waren jene vom schwarzen Meer und die Tscherkessen die tapfersten und verwegensten. (Bernhardi Denkwürdigkeiten des Generals Toll.)

„Diese Armee hat zwei Zwecke zu verfolgen: 1) Bayern und Oberösterreich gegen jede feindliche Invasion zu decken, 2) sich auf die Verbindung des Feindes zu stellen, indem man gegen Erfurt und Jena vordringt.

„Die erste Absicht wird erreicht, indem man möglichst rasch Würzburg gewinnt und dort jenes feindliche Korps angreift, welches sich daselbst versammeln soll, überhaupt letzteres hindert zu Napoleon zu stoßen. Es ist daher unerläßlich, sogleich auf Bamberg zu rücken, und von dort aus, falls der Feind noch bei Würzburg stünde, gegen diese Stadt vorzugehen, oder aber, im entgegengesetzten Fall, ihm gegen Jena oder Erfurt zuvor zu kommen. Sollte dieß aber nicht mehr möglich seyn, so wird die austro-bavarische Armee am linken Flügel der großen verbündeten Armee nach Umständen handeln."

Diese ganze Instruktion ist bloß und allein aus Schwarzenbergs Operationskanzlei hervorgegangen.

Schon um die Mitte September hatte es Radetzky für eine unabweisbare Pflicht erachtet, nicht nur gegen eine allzugroße Truppenanhäufung im Töplitzerthal seine warnende Stimme zu erheben, sondern auch dem Oberfeldherrn mit eben so viel Sachkenntniß als wahrer Freimüthigkeit, ein Gemälde der augenblicklichen Lage zu entrollen. Die betreffende Denkschrift, worin das persönliche Verhältniß des Generalstabschefs zum Fürsten vollkommen ausgeprägt erscheint, hat ein hohes historisches Interesse.

Radetzky lieferte hiezu bloß die Gedanken, und Langenau gab selben den erforderlichen Ausdruck. Ihr Inhalt, von dem nur sehr wenige Personen Kenntniß erhielten, ist folgender:

„Seine Majestät der Kaiser haben Euer Durchlaucht auf einen Posten gestellt, dessen hohe Wichtigkeit, das Wohl und die Ehre der Monarchie und der Armee, mit Ihrer eigenen in so genauer Verbindung steht, daß Ihnen, selbst in Ihrer persönlichen Handlungsweise, keine Wahl übrig bleibt.

„Sie sind dem Kaiser der Sie wählte, und der Nation, für deren Ehre Sie streiten, gleiche Rechenschaft schuldig. Jede Unterlassungssünde wird — wo nicht von der Gegenwart, doch gewiß von der Nachwelt — auf das Strengste gerichtet werden, und es ist unter diesen Umständen Euer Durchlaucht erste und größte Pflicht, dem Kaiser Wahrheit zu geben, und ihn über die unangenehmen Verhältnisse seiner Armee, so wie über die Mittel, ihnen abzuhelfen, in die genaueste Kenntniß zu setzen.

„Ihre Pflicht gegen Vaterland und Armee fordert, daß Sie alle Mittel anwenden, um das durchzusetzen, was Sie für recht und gut erkennen. Die Pflicht gegen sich selbst und die Rettung Ihrer Ehre, macht es Ihnen zur unbedingten Nothwendigkeit, wenigstens schriftlich und mündlich dem Kaiser gesagt zu haben, was für die Armee zu thun ist. Nur dann erst können Euer Durchlaucht mit

ruhigem Gewissen den großen Ereignissen entgegengehen, wenn Sie sich in dieser Rücksicht keine Vorwürfe mehr zu machen haben.

„Indem Euer Durchlaucht mich vertrauensvoll zu Ihrem Chef vom Generalstab verwenden, haben Sie mich in meiner kleinen Sphäre in ein ähnliches Verhältniß zu Ihrer Person gesetzt, in welchem Sie selbst zu Seiner Majestät dem Kaiser stehen. Unter diesen Umständen halte ich es für meine unerläßliche Pflicht, Ihnen meine Ansichten über die Lage unserer Armee mit jener Wahrheit aufzustellen, die ich meiner Ehre schuldig bin. Ich kenne keinen Wunsch als das Glück meines Vaterlandes, und trete weit lieber zurück in ein beschränkteres Verhältniß, als ich länger in meiner gegenwärtigen Lage, zum Nachtheile der Armee und Euer Durchlaucht selbst, gerechten und ungerechten Tadel über unser Thun und Lassen ertrage.

„Die geographische Lage der österreichichen Monarchie und die materiellen Kräfte, über die sie, trotz alles bisherigen Unglücks, noch immer gebietet, gibt ihr jetzt die erste Stelle in Europa, und stellt sie dadurch als die Schiedsrichterin im großen Streit, zugleich aber auch, nah oder fern, als einen Gegenstand des Neides und der Eifersucht auf. In dem Augenblick, als der Kaiser den Krieg an Frankreich erklärte, hat er sein Verhältniß zu Europa öffentlich selbst erklärt, und dadurch auch seinen Unterthanen die Bahn gewiesen, der sie folgen sollen.

„Das erste und einzige Erforderniß in dieser Stellung ist eine gute, d. h. wohlorganisirte, verpflegte, und geführte Armee, die, wie es einer großen Monarchie geziemt, weder nach fremden Eingebungen, noch nach feindlichen Bewegungen allein die ihrigen richtet, sondern nach einem eigenen großen allgemeinen Plan handelt, und alles Uebrige als Mittel zum großen Zweck betrachtet.

„Daß eine solche Armee nicht stets dagewesen, und nicht bereits da steht, ist schlimm, daß man aber auch jetzt noch nicht Alles anwendet, um sich auf die unvermeidliche Zukunft vorzubereiten, dieß ist kaum glaublich und doch wahr. Es sind nur zwei Fälle denkbar. Unsere Waffen sind entweder glücklich oder unglücklich. Im letztern Fall kann nur die Armee den Staat retten, im Erstern wird der Kaiser Napoleon, wie er es schon jetzt zeigt, jeden Fuß breit Landes streitig machen, und uns nur nach großen Opfern Deutschland überlassen. Wenn dieser große Zweck erreicht ist, kann vielleicht der Kaiser Napoleon Frieden machen, vielleicht aber auch nicht. Die Fortsetzung des Krieges wird und muß dann größtentheils auf Oesterreich fallen. Für Rußland verliert er mit jedem Augenblick an Interesse, und Preußen kann die ungeheuren Anstrengungen des ersten Feldzuges in gleichem Maaß nicht wiederholen. Der Feind kann uns dann vereint an der Donau und in Italien angreifen.

Unsere Alliirten können uns in diesem Fall nur nützlich seyn, aber retten kann uns bloß die eigene Armee.

„Um uns aber zu überzeugen, ob diese Armee in jenem achtunggebietenden Zustand sich befinde, der zur Erreichung unserer Zwecke unbedingt nothwendig ist, halte ich es für meine Pflicht, selbe mit denen ihrer Feinde, so wie ihrer Alliirten und mit unserer eigenen Armee des Jahres 1809 zu vergleichen.

„Die französische Armee hat vor allem andern den unberechenbaren Vortheil voraus, daß sie durch einen Willen geleitet, und, trotz ihrer großen Zahl neuer Soldaten, mit Allem was eigentlich zum Kriegführen gehört, namentlich mit Artillerie, auf das Vollkommenste versehen ist. Ihre schlechte Verpflegung ist ihr größter Feind.

„Die alliirten Armeen müssen diesen großen Vortheil, schon ihrer Natur nach, ohne Ausnahme, auf ewig entbehren. Im gegenwärtigen Krieg wird derselbe jedoch durch den Haß der Nationen, und ihrer Armeen gegen Frankreich und dessen Anführer, so wie durch den Eifer aufgewogen, der jeden Einzelnen beseelt.

„Das Material der russischen und preußischen Armeen ist vortrefflich. Obgleich diese Staaten, im Verhältniß zu Oesterreich, fast dreimal weniger Mittel haben, sind ihre Soldaten dennoch auf das beste und vortheilhafteste gekleidet und bewaffnet, und, was die preußische Armee

betrifft, auf eine, im Verhältniß der Bevölkerung, trotz aller erlittenen Verluste, unglaubliche Weise kompletirt. Die Artillerie beider Armeen ist in hohem Grad vortrefflich und durchaus geeignet, wo nicht die feindliche zu übertreffen, doch wenigstens mit ihr gleichen Schritt zu halten.

„Im Jahr 1809 haben wir im Zeitraum von ein paar Monaten eine Armee von 300,000 Mann aufgestellt. Von allen Seiten mit Feinden umgeben, griff Alles zu den Waffen, und Keinem fiel es ein, für die Zukunft zu zittern. Jeder war bereit, Gut und Leben für den geliebten Kaiser, für den eigenen Herd zu opfern. Wenn unsere Waffen nicht glücklich gewesen sind, so war doch unser Kampf gegen Europa ehrenvoll, und hätten wir 1809 noch manche Provinz verloren, so würde doch nichts destoweniger jeder Oesterreicher, und mit ihm die Nachwelt, mit Stolz auf jene Tage von Aspern und Wagram zurückblicken.

„Ich übergehe die Ursache, wodurch unsere Armee so ganz vernachlässigt werden konnte. Allein ein Bild ihres dermaligen Zustandes muß ich hier entwerfen.

„Ein nicht geringer Theil der Generäle und Offiziere ist verstimmt und sieht mit nichts weniger als frohem Muth der Zukunft entgegen. Ernst und Strenge, sowie ein gewisses thätiges Zusammenhalten, fehlen fast gänzlich. Unsere Soldaten sind schlechter denn je bekleidet; die

Mäntel, ihr einziger Schutz für den Winter, in der traurigsten Verfassung; unsere Verpflegung, in einem der blühendsten Länder von Europa, höchst unordentlich. Unsere Artillerie — die einzige in der Welt, so von der Ueberzeugung ausgeht, daß Alles, was im siebenjährigen Krieg gut war, auch jetzt noch anwendbar seyn müsse — ist durchaus nicht im Stand, sich mit der feindlichen zu messen. Unsere Armee in Italien sieht sich durch einen erbärmlichen (sic) Feind gedrängt; die Armee im Donauthal steht unthätig; die Reservearme, welche im unglücklichsten Fall unsere einzige Hoffnung ist, existirt nicht.

„Dieß ist die Lage, in der sich unverkennbar eine Armee befindet, auf der allein die Sicherheit der Monarchie beruht. Ich berufe mich auf alle Generäle der Armee. Fragen Euer Durchlaucht wen Sie wollen, er kann und wird dieß Gemälde nicht übertrieben finden. Möglich, daß im Buch des Schicksals Napoleons Untergang bereits beschlossen ist, möglich, daß er sebst, durch die tolle Ausführung seiner tollen Pläne in sein Verderben renne, und dadurch alles hier Gesagte wenigstens zum Theil überflüssig mache. Militärisch wahrscheinlich ist aber nur Folgendes: Er wird die Zeit, so wir ihm lassen, benützen, um in Italien eine Armee zu bilden, die schon jetzt sich binnen Kurzem durch Neapolitaner verstärken kann. Jeder italienische Rekrut wird durch unsere schmachvolle Defensive nach und nach zum Soldaten, und in Bälde

einer Armee furchtlos entgegentreten, die, um Alles zu decken, nichts deckt. Dann aber wird Napoleon schnell jene Mittel ergreifen, welche allein die Könige des Rheinbundes zum Handeln bringen. Die durch einen französischen Marschall befehligte Armee des Generals Wrede wird vorwärts rücken und gemeinschaftlich mit der Armee von Italien gegen Wien operiren. Die Zeit wird verstreichen, der Aufstand in Tirol unmöglich, die Bildung der Reservearmee nicht vollendet und die Hauptarmee gezwungen seyn, selbst geschwächt, sich durch Entsendungen noch mehr zu schwächen. Dann erst wird der Kaiser Napoleon die Offensive ergreifen, den Krieg in alle unsere Länder spielen und uns danken, daß wir ihm Zeit ließen, seine Plane und Vorbereitungen auszuführen, und die unsern zu stören und zu vernichten.

„Dieß ist unser dermaliges Verhältniß. Erlauben Euer Durchlaucht zu den Mitteln überzugehen, welche, so wie die Lage der Dinge nun einmal ist, nach meiner Ueberzeugung allein ans Ziel führen:

„1. Die innere Organisation unserer Armee geht vom Hofkriegsrath aus und kann, wenn nicht Alles umgestoßen wird, allein durch diesen rasch und wirksam betrieben werden.

„An seine Spitze gehört aber im gegenwärtigen Augenblick ein Mann, der durch Rang, Geburt und Charakter die Mittel und zugleich die Kräfte besitzt, mit rascher Thätigkeit die innere Organisation und mit eisernem Arm die

Armee zu dirigiren. Er muß die Liebe und Achtung der Armee haben; er muß selbe kennen, sie muß ihn lieben und fürchten, sie muß in ihm einen Mann erblicken, der sie auch im Frieden vertreten kann. Dieser Präsident muß in der Nähe des Kaisers, in der Nähe der Armee seyn, damit er selbst sieht, selbst hilft und selbst straft. Ein thätiger Vizepräsident muß um so mehr an seiner Seite stehen, als er selbst unter diesen Umständen nicht unausgesetzt zu präsidiren vermag.

„Nur dadurch können wir hoffen, Ernst, Wahrheit und Ordnung in das so wichtige Organisationsgeschäft zu bringen. Ob in Ungarn nicht Maßregeln ergriffen werden könnten, die auch dort besser zum Zweck führen, muß ich dem höheren Ermessen anheimgeben.

„2. Als Grundsatz ist anzunehmen, daß, sobald als möglich, unsere Armee, getrennt von allen übrigen, nur zwei Operationslinien erhalte, die eine an der Donau oder in Deutschland, die andere in Italien. Alle unsere Operationen müssen auf diese Basis berechnet seyn.

„3. Die italienische Armee müßte, sobald als möglich, verstärkt werden und einen General erhalten, der das Land kennt und im Stand ist, ungesäumt die Offensive zu ergreifen.

„4. Alles was mit dem bayerischen Hof geschehen kann, muß schnell geschehen. Der General, Fürst Reuß, muß mit Anfang Oktober, zugleich mit uns, in Bayern einrücken, gleichviel ob als Feind oder als Freund.

„5. Die Operationen der Hauptarmee müssen so berechnet seyn, daß sie uns bald mit der Armee des Fürsten Reuß zusammenführen.[1]

„6. Die Reservearmee für Böhmen muß, unter Leitung eines thätigen Generals, in Prag, jene für Oesterreich bei Wien formirt, erstere an die unmittelbaren Befehle Eurer Durchlaucht, letztere an die Armee in Italien gewiesen werden."

Ueber unsere eigenen Operationen bemerke ich nur folgendes:

„Alle Operationsvorschläge, die wir seither gemacht, fanden, sowie vom Handeln die Rede war, Widerspruch. Jeder tadelte. Keiner machte einen bessern Vorschlag. Soll dieser Zustand der Dinge so fortgehen, so ist Euer Durchlaucht Ruf, sowie der meinige, verloren. Euer Durchlaucht müssen entweder unbedingt Herr der Armee, ihrer Eintheilung und Verwendung seyn, oder Jenen das Kommando überlassen, die dasjenige, was sie tadeln und vorschlagen, auch mit jenen Werkzeugen, die sie sich selbst geschaffen, ausführen mögen.

„Empfangen Euer Durchlaucht diese Zeilen eines Mannes, der es mit der Sache und mit Ihrer Person

[1] Welches die Motive waren, die Radetzky bestimmt haben, seine zwei Monate früher im Operationsplan ausgesprochenen Ansichten in dieser Beziehung gänzlich zu ändern, würde zu erörtern hier viel zu weit führen.

ehrlich meint, mit gewohnter Güte. Machen Sie Gebrauch davon wie Sie wollen. Nur mögen solche jedenfalls das Zeugniß liefern, daß ich es mit meinem Herrn und mit meinem Vaterland aufrichtig meine."

Man wird an dieser körnigen, festen und rückhaltslosen Sprache genug haben, um Radetzky's Charakter und Begabung richtig zu erfassen.

Die Verbündeten hatten aus ihren Niederlagen einer früheren Zeit etwas gelernt. Der in Radetzky's Operationsentwurf vorgesehene Augenblick schien eingetreten. Der kühne Rechtsabmarsch Blüchers gegen Elster und die Hoffnung, dadurch auch den Kronprinzen nach sich zu ziehen, somit die schlesische und Nordarmee auf das linke Elbeufer zu bringen, führte auch die alliirte Hauptarmee in den letzten Tagen des September und Anfangs Oktober aus dem Kessel von Töplitz zum andernmal über das Erzgebirg nach Sachsen, und dießmal mit richtiger Einhaltung ihres Objektes, über Chemnitz und Altenburg auf Leipzig, wohin sich Napoleon von Dresden am 7. gleichfalls gewendet hatte, in der Absicht, Blücher oder den Kronprinzen von Schweden zu schlagen, sodann erst sich gegen Schwarzenberg zu kehren, der ihn von seiner Verbindung mit dem Rhein abzuschneiden oder doch zum Rückzug aus Deutschland zu zwingen trachtete.

Die Lage des französischen Kaisers verschlimmerte sich fast mit jeder Stunde. Seit der Wiedereröffnung der

Feindseligkeiten wurden ihm mehrere Armeekorps ganz, verschiedene andere zum Theil vernichtet, und dadurch nahe 120,000 Mann außer Gefecht gesetzt, auch ein unermeßliches Material abgenommen. Die anfängliche und so viel entscheidende Ueberlegenheit der Franzosen an Geschütz bestand nicht mehr. Doch wußten sie dasjenige, was ihnen noch blieb, bewundernswürdig zu gebrauchen. Niemand verstand dieß so wie Napoleon, und alle Andern konnten von ihm lernen.

Die Kräfte der Alliirten hatten sich dagegen eher vermehrt als vermindert, denn Bennigsen brachte frische 50,000 Mann, die österreichische Donauarmee trat in Thätigkeit und bildete mit dem neubeigetretenen Bayern ein Heer von 60,000 Mann. Von allen Seiten wurde die französische Armee in Sachsen eingeengt, geneckt, durch weit überlegene Massen umstellt und durch zahlreiche und unternehmende Parteigänger gedrängt. Die Fürsten des Rheinbundes warteten nur auf eine gute Gelegenheit, dem Beispiel Bayerns zu folgen. Der Nimbus von Napoleons Größe und Unbesiegbarkeit begann zu erbleichen und wurde nur noch von dem unglücklichen König von Sachsen für ungeschmälert angesehen.

Aber gegen die Ueberzahl stand noch immer das Talent, kämpfte der an Mitteln unerschöpfliche Geist eines Feldherrn, der jedem seines Gleichen imponirte und mit der Kraft der Verzweiflung handelte.

Wir bewahren aus den Tagen, so der Leipziger Schlacht vorausgingen, einen mit Bleistift geschriebenen Zettel von Radetzky's Hand als theuere Reliquie. Er ist aus Altenburg datirt, an Langenau gerichtet, und lautet:

„Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß der Feind seine Hauptmacht zwischen Wurzen und Leipzig zusammenzieht. Wahrscheinlich dürfte er uns morgen selbst angreifen wollen. Nach aufgefangenen Briefen rückt Marmont auf Leipzig und ist der Kaiser am 14. in Taucha eingetroffen. Nur ein kleines französisches Korps überschritt die Elbe, wahrscheinlich in der Absicht, um hiedurch die Nordarmee zu bewegen, diesen Fluß zurück zu passiren. Der Kronprinz hat aber die Elbe nicht passirt (ist nicht hinter selbe zurückgegangen), General Blücher wird genau die ihm gestern zugesendete Disposition befolgen und den Kronprinzen zur Mitwirkung bestimmen. Entwerfen Sie daher die allgemeine Disposition zum Angriff auf morgen und zur schleunigen Sammlung unserer Truppen auf heute, wenn er uns heute schon angreifen sollte. Bennigsen mit 26,000 Mann und Bubna werden den 16. in Kolditz eintreffen."

Sieben Wochen nach dem Kulmer Sieg kam es somit auf den Feldern von Leipzig zu jener Schlacht, die eine welthistorische Bedeutendheit erlangte und denkwürdig bleiben wird für alle Zeiten, denn von ihr datirt sich Deutsch-

lands Befreiung vom „Erbfeind," wie unsere Väter in ihrer schlichten Ausdrucksweise die Franzosen zu nennen pflegten, die man vordem in den deutschen Gauen mit den Türken auf gleiche Linie stellte.

Manche Einzelnheiten dieser Völkerschlacht harren noch immer einer vollständigen Aufklärung. So begreift man nur schwer, weßhalb der französische Kaiser nicht schon in der Nacht vom 16. auf den 17. seinen Rückzug antrat. Denn daß er mit seinen 170,000 den 300,000 alliirten Streitern in die Länge nicht zu widerstehen vermöge, lag auf der Hand, und mochte ihm eben so klar gewesen seyn, als uns. Der Sieg wurde übrigens nicht so leicht, als der verletzte Nationalstolz französischer Schriftsteller, mit Hinweisung auf die große Ueberlegenheit der Verbündeten, die Welt glauben machen will. Napoleon hatte eine ungemein treffliche Zentralstellung, und das durch die Parthe, Elster und Pleisse in mehrere Abschnitte getrennte Schlachtfeld bot dem noch immer über große Massen verfügenden und dieselben richtig gebrauchenden Vertheidiger wesentliche Vortheile. Eben deßhalb war seine Lage durchaus nicht verzweifelt, namentlich am ersten Schlachttag, wo die Verbündeten faktisch noch nicht vereinigt waren. Nach Marmont wäre die Sache erklärt. Allein wir können seinen Angaben nicht vollen Glauben schenken, nachdem dessen „Denkwürdigkeiten" so Manches enthalten, was nicht stichhaltig ist. Man wird dabei

unwillkührlich an die Worte jenes griechischen Weisen erinnert, die er an den eiteln Pisistratus richtete, als letzterer mit einem durchlöcherten Mantel bekleidet vor ihn hintrat.

Am 16. hatten die kaum dem Knabenalter entwachsenen französischen Soldaten sich mit bewundernswerther Tapferkeit geschlagen, die französische Artillerie aber auf allen Punkten des weiten Schlachtfeldes eine entschiedene Ueberlegenheit behauptet bis zum Abend, Motive genug für jene, die, von einem „erträglichen Frieden" träumend, sich nur schwer herbeiließen, der Höhle des Leuen allzunahe zu kommen. Aber die Erfolge des Feindes auf den Höhen von Wachau gingen durch Blüchers Bewegung verloren, seit diese die einzige Rückzugslinie der französischen Armee nahe bedrohte. Am 18. kämpfte Napoleon nur noch für einen gesicherten Rückzug. Jetzt freilich bot er dem Kaiser von Oesterreich an, die Weichsel- und Oder-Festungen nebst Danzig zu räumen, hinter den Rhein zurückzugehen und Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Wenn ein solches Anerbieten nicht erheuchelt war, so schien wenigstens der Augenblick dazu übel gewählt. Man kannte hinreichend des Gegners Schwäche. [1]

Der Kampf am 18. war blutig. Ansehnliche Theile der Rheinbundskontingente gingen während der Schlacht

[1] Um mehr Front einzunehmen, wurde am 18. die französische Infanterie bloß auf zwei Glieder gestellt. Wir meinen, Napoleon hätte solches längst thun sollen.

zu den Alliirten über. Die herrliche und großartige Tapferkeit sämmtlicher verbündeter Truppen und ihrer Führer, ihr edler gegenseitiger Wetteifer und das ernste Darauflosgehen des Feldherrn, der das Ganze leitete, fordern zur Bewunderung und Nachahmung auf. Blücher, der edle unermüdliche Heldengreis, war der Erste, welcher den Rückzug der Franzosen entdeckte und um Mitternacht vom 18. auf den 19. nach Rötha meldete. [1]

In den so gediegenen Memoiren des preußischen Generals der Infanterie von Reiche wird behauptet: der König von Sachsen habe am 19. vergeblich versucht, sich mit den Monarchen von Rußland und Preußen zu besprechen. Oberst Aster scheint dieß zu bestätigen. In den Vormerkungen des verstorbenen k. k. österreichischen Feldmarschalllieutenants Baron Bianchi beim 19. Oktober 1813 heißt es wörtlich: „Wir zogen durch die Stadt. Im Vorbeikommen an dem Hause, welches der König von Sachsen bewohnte, sah ich diesen Monarchen in Gesellschaft des Kaisers Alexander und Königs Friedrich Wilhelm im Garten auf- und niedergehen, welchen bloß eine Staketenwand von der Straße trennte." Wer hat hier Recht?

Radetzky verlor bei Leipzig wiederum zwei Pferde

[1] Für das Studium der Schlacht bei Leipzig ist Asters Werk das empfehlenswertheste. Er durfte auch das k. k. Kriegsarchiv benützen. Einzelnes ist ihm jedoch entgangen.

unter dem Leib und erhielt zwei Prellschüsse am linken Oberschenkel. Die amtliche Relation nennt ihn unter jenen Generälen, „welche sich durch ihr einsichtsvolles Benehmen durch ihre unermüdete Thätigkeit und ausgezeichnete Tapferkeit vorzügliche Ansprüche auf den Dank des Vaterlandes erwarben.“

Noch auf dem Schlachtfelde selbst verlieh ihm sein gnädiger Kaiser das Großkreuz des Leopoldordens.

In dem betreffenden Diplom heißt es: „Für seine mehrjährigen, so ruhmvoll als getreuen und ersprießlich geleisteten Militärdienste, insbesondere aber in Berücksichtigung der ausnehmenden Verdienste als Generalquartiermeister [1] der verbündeten Armeen bei der ewig denkwürdigen Schlacht bei Leipzig.“

Der russische Kaiser schmückte die Brust des österreichischen Generalstabschefs mit dem Militär-Sankt-Georgsorden dritter Klasse.

Der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg ergriff auch diese Gelegenheit wieder, um einem der hochverdientesten Generale, in der ihm so besonders eigenen Weise, ein Zeichen seiner Werthschätzung zu geben. Der Kaiser

[1] Dieser Ausdruck ist nicht korrekt, denn Generalquartiermeister war der Generalmajor Baron Langenau, Radetzky aber Chef des Generalstabes. Man hatte in dieser Beziehung den in der russischen und preußischen Armee bestehenden Gebrauch, und zwar zum erstenmal, auch in Oesterreich eingeführt.

Franz hatte dem Fürsten für seinen durch Wolzogen so herabgesetzten Leipziger Sieg das Großkreuz des Militär-Marien-Theresien-Ordens huldreichst zu verleihen geruht, und damit einen Akt der Gerechtigkeit begangen, welchen die gesammte Armee mit lautem Jubel begrüßte. Denn gewiß verdiente Niemand diese höchste militärische Auszeichnung mehr als der Fürst, als Erhalter der großen Allianz und oberster Führer aller Heere. Der Feldmarschall, schon seit 1805 im Besitze des Kommandeurkreuzes, nahm dasselbe im Beiseyn vieler Generale vom Halse und übergab es an Radetzky mit den Worten: „Dieses Kreuz hat der große Loudon getragen und ich kann es an keinen Würdigeren abtreten.“ Und Radetzky hat es getragen, bis ihm seines Kaisers Huld nach dem unvergleichlichen Sieg bei Custozza das Großkreuz gab.

Wir berühren nunmehr einen bereits in verschiedenen Schriften mehrfach besprochenen Gegenstand, nämlich die „nach dem Leipziger Sieg nicht rasch genug betriebene Verfolgung.“

Selbst in den allerneuesten Schriften über den Befreiungskrieg stößt man noch hin und wieder auf Klagen und Anschuldigungen gegen den Fürsten. Manche sind in ihren einseitigen und dünkelvollen Behauptungen so weit gegangen, um, wie Beitzke, zu begehren, „man hätte den Oberfeldherrn vor ein Kriegsgericht stellen sollen.“ Dieß beweist leider nur, daß selbst die hochgestellteste

Persönlichkeit und der makelloseste Charakter den hämischen Anfechtungen nicht entgeht, und auch der tapferste und erfahrenste Feldherr hievon keine Ausnahme macht. In den Arsenalen solcher Autoren liegen die Pfeile schamloser Verleumdung jederzeit schußbereit. Zu ihnen reden wir auch nicht, denn nach einem trivialen aber sehr treffenden Sprüchwort ist es unmöglich, einen Mohren weiß zu waschen. Wir haben es hier lediglich mit dem verständigen Theil des lesenden Publikums zu thun.

Die Kritik ist leicht und schwer, wie man eben will. Sie ist leicht, wenn man ohne eigentliches Verständniß vom wahren Wesen des Krieges, ohne genaue Kenntniß aller Thatsachen, ohne richtiges Eingehen in den Charakter der handelnden Personen und in die leitenden Motive sich ein Urtheil anmaßt. Die Kritik ist schwer und erheischt die größte Vorsicht, wenn man zu Männern sprechen soll, die ohne Uebereilung, ohne Vorurtheil jede Kriegshandlung prüfen, jedes Faktum ruhig abwägen und niemals nach dem bloßen Erfolg urtheilen. Die Wechselbeziehung von Ursache und Wirkung festzustellen, ist überaus schwierig. Derjenige, welcher die Operationen nur mit Zirkel und Lineal auf der Karte verfolgt, wird neunundneunzigmal unter hundert in den gröbsten Irrthum verfallen. Wie Gneisenau sehr richtig sagt: „Sehr oft verbürgt nur die Abweichung von der Regel das Gelingen einer Unternehmung.“

Wir gedenken die in Rede stehende Frage aus dem rein objektiven Gesichtspunkt aufzufassen und bloß dasjenige anzuführen, was wir in Radetzky's eigenen Vormerkungen darüber gefunden oder aus seinem Mund vernommen haben. Dabei wollen wir übrigens keineswegs entschuldigen, daß man Anfangs nur das schwache Korps Gyulai auf die Rückzugslinie des Feindes stellte. Denn dieses vermochte denselben begreiflicher Weise bei Naumburg (Defilee von Kösen) nicht aufzuhalten, und wurde, wie man voraussehen konnte, gesprengt durch 80,000 Franzosen, die um jeden Preis durchbrechen mußten. Wenn zwölf Tage später Wrede, in derselben Lage, mit einem doppelt so starken Korps als Gyulai, den bis Hanau noch bedeutend geschwächten Feind nicht aufhalten konnte, so ist Gyulai gewiß mehr als entschuldigt. Anders mußte sich freilich die Sache stellen, wenn York mit seinem Korps, statt auf Halle zu gehen, nach Weißenfels gerückt wäre. Barklay war noch am 19. zur Verfolgung der Franzosen auf Pegau dirigirt worden, und die Streifkorps unter Platoff und Thielmann, sowie die leichte Kavallerie unter Wassiltschikoff umschwärmten die feindlichen Kolonnen. Die im ersten Augenblick zur Verfolgung aufgebotenen alliirten Streitkräfte waren also keineswegs so unbedeutend, als man etwa glauben möchte, denn sie zählten zusammen ungefähr 36,000 Mann Infanterie und 12,000 Pferde. Leider verstrich der 19. mit

der Wegnahme von Leipzig und der Gefangennehmung der Trümmer von vier französischen Armeekorps, welche Napoleon in gleicher Weise opferte, wie das Korps Vandamme bei Kulm. Dadurch war es fast unmöglich, an jenem Tag noch etwas Weiteres zu veranlassen, um der Verfolgung erhöhten Nachdruck zu geben, und dadurch eben wurde es auch dem Kaiser Napoleon möglich, sich bei Erfurt wieder zu sammeln und zu ordnen.

Niemand fühlte und begriff mehr das ganze Gewicht des Augenblicks, als Fürst Schwarzenberg, niemand ermaß wohl so wie er die ungeheuren Resultate, welche eine strategische Verfolgung, d. h. eine Verfolgung mit gesammter Macht, so weit die Kräfte reichen, haben mußte.

Schwarzenberg begriff vollkommen, daß damit der ganze Krieg zu Ende gewesen wäre; denn er wußte genau, wie viel Streiter und Geschütze der französische Kaiser noch in Händen behielt. Er verstand zu rechnen. Auch der physische und moralische Zustand der Franzosen war kein Geheimniß. Eben deßhalb hatte er schon am frühen Morgen des 19. den Grundsatz aufgestellt: man möge einen bestimmten Entschluß über die weitere Verfolgung fassen, und jeder Armee ihre Rolle zuweisen.

Aber bei dem besten Willen für die kräftige Verfolgung mit gesammter Macht, mußte doch auch anderseits die Rücksicht auf die eigene Armee schwer ins Gewicht

fallen. Die Hauptarmee hatte in letzter Zeit sehr starke Märsche gemacht, und sich zwei Tage geschlagen. Man bedurfte wenigstens 48 Stunden, um sich zu erholen, zu ordnen, und mit neuem Schießbedarf zu versehen. Napoleon hatte seinen Rückzug eigentlich schon am 18. Mittags begonnen, somit einen Vorsprung von wenigstens anderthalb Tagen, der nicht mehr abzugewinnen war.

Daß der Feldmarschall Schwarzenberg alle möglichen Chancen erwog, geht aus folgendem Schreiben Radetzky's an Langenau (ohne Datum) hervor. „Wir sitzen hier im Käfig und wissen nicht, was der Feind thut. Ich beschwöre Sie, alles aufzubieten mit Ihrer Energie, daß Gyulai eiligst rekognoszire, ob Naumburg besetzt ist? in welcher Stärke? und ob es nicht möglich wäre, solches zu forciren, auch eine oder mehrere Brücken über die Saale zu etabliren u. s. w. Pontoniere sind in Pegau. Die Pionniere dependiren von Ihnen. Machen Sie also alles, was Sie als das Zweckmäßigste zu thun für gut finden. Machen Sie nur, daß wir nicht stocken und über die Saale kommen. Wir schlafen hier, kommen aber in Zeiten nach Pegau. Schicken Sie mir entgegen, was Sie veranlaßt haben, und was Sie in Folge dessen glauben, was wir morgen thun können. Die Zeit ist kostbar."

Der preußische General Knesebek hatte vorgeschlagen, mit etwa 20,000 Pferden nebst leichter Artillerie dem

Feind rasch zu folgen. Hiebei aber kam zu bedenken, daß diese Reitermasse in Bälde hätte auf Terrainabschnitte stoßen müssen, wo ihre Wirksamkeit Null war. Dieß machte auch der Oberfeldherr dagegen geltend. Nur wenn man mit allen Waffen die strategische Verfolgung durchzuführen vermöge, wollte er selbe zugeben. Er hielt es für seine Pflicht in der Berathung am 19. darauf hinzuweisen, daß man bis Erfurt fünf Gewaltmärsche benöthige und die meisten Kolonnen ein rauhes Waldgebirg durchziehen müßten, wo die gänzlich erschöpfte Artilleriebespannung jedenfalls zurückbleiben werde, die Verpflegsschwierigkeiten aber ihren Gipfelpunkt erreichen müßten, indem der Feind bei seinem Zurückweichen den ohnehin völlig ausgesaugten Landstrich vollends aufgezehrt und ruinirt haben dürfte. In der Umgebung der Monarchen erhoben sich gleichfalls mancherlei Bedenken. Man besorgte, daß sich Napoleon plötzlich umwenden und auf die schlesische Armee werfen möchte, falls diese ihre besondere Straße ziehe. Es wurde also beschlossen, vorerst beisammen zu bleiben. Umsonst erhob Radetzky seine Stimme gegen die Bewegungen einer solchen Truppenmasse auf einer einzigen Linie.

Die Friedenspartei im Hoflager und Hauptquartier beschäftigte sich schon in diesen Tagen gar sehr mit dem Beitritt aller Fürsten des Rheinbundes zur großen Allianz und berechnete, daß dieser dadurch neue 100,000 Mann

gewonnen würden. Das Beispiel Bayerns munterte zu weitern Versuchen auf, obschon es auch anderseits eine Fraktion gab, die von der Ansicht ausging: die Schlacht bei Leipzig müsse alle diese deutschen Staaten ohnehin zu einem solchen Schritt drängen, man solle daher mit denen, welche im Bund mit Napoleon bis an die äußerste Grenze beharrten, keine Verbindlichkeit eingehen. Der Kampf könne auch ohne sie ausgetragen werden.[1]

In den Berathungen zu Leipzig gab Radetzky sein Urtheil dahin ab: „die Hauptarmee rasch an den Rhein zu führen, und dort die Bayern und Oesterreicher unter Wrede an sich zu ziehen."

Man erwog alle möglichen Fälle nochmals und kam zu dem Beschluß: „Der Kronprinz von Schweden solle gegen die Niederelbe und Holland operiren. Die Hauptarmee über Erfurt und Fulda auf Frankfurt marschiren."

Dem General der Kavallerie Grafen Wrede, der schon zwei Tage nach dem Abschluß des Rieder Vertrages den Abmarsch seiner Armee begonnen hatte, ging die Instruktion zu, mit seinen 55,000 Mann Infanterie, 5000 Reitern, 96 Geschützen und 70 Pontons, in Eilmärschen auf Würzburg zu rücken und diesen Punkt wo möglich

[1] Als der Minister Metternich die Konvention mit Bayern abgeschlossen hatte, bemerkte Jemand gegen ihn: „Sie haben mit einem Federzug zwanzig Schlachten gewonnen, und mehr als jeder Andere das Großkreuz des Theresienordens verdient."

wegzunehmen, sodann in Flanken und Rücken des Feindes kräftig zu handeln. Dadurch hoffte man die letzten Früchte des Leipziger Sieges zu ernten.

Wrede war unbestritten einer der hervorragendsten Feldherrn seiner Zeit, tapfer bis zur Verwegenheit, feurig, energisch, von rascher Auffassung, unermüdlich, fest, entschieden, von hoher Begabung und Kriegserfahrung und voll großer Ideen. Er war es auch, der seinem König schon Anfangs September die Nothwendigkeit zeigte, die beim französischen zwölften Armeekorps eingetheilte bayrische Division Raglovich ins Vaterland zurück zu rufen. Bayern dankt ihm sehr viel und vielleicht zumeist den glänzenden Rang und Kriegsruhm, welchen es heut zu Tag in Europa behauptet. Allein nichts desto weniger blieb die ihm zugewiesene Aufgabe, namentlich bei den täglich wechselnden Ereignissen und Meinungen des Hauptquartiers gewissermaßen unlösbar.

Ueber das Zusammenbleiben der Haupt- und schlesischen Armee waren, und dieß mit vollem Recht, auch Blücher und Gneisenau höchst ungehalten.

Die Motive hiezu mochten anderer Natur seyn, als jene Schwarzenbergs und Radetzky's. Wir schließen solches aus der Wahrnehmung, daß der alte Preußenheld im ganzen Lauf dieses Krieges sichtbar dahin strebte, sobald wie möglich aus dem Kreise der Hoflager und Diplomaten zu kommen, von welch letzteren er in

seinem kriegerischen Eifer behauptete: „daß sie Alles verdürben.“

Da der Vormarsch auf einer einzigen Straße jedenfalls die Armee dem Hunger überliefert haben würde, so bildete man mehrere große Seitenkolonnen. Allein wie Schwarzenberg ganz richtig vorhersagte, mußte schon zwischen Erfurt und Weimar angehalten, und die zurückgebliebene Artillerie erwartet werden. Die zumeist aus Kosaken und Baschkiren bestehenden Vortruppen hatten sich zwar an die französische Nachhut geheftet, und thaten ihr auch möglichst Abbruch. Die durch Gefechte, Niederlagen und Entbehrungen völlig herunter gekommenen Soldaten Napoleons schüttelten in unglaublich kurzer Zeit, allen Zwang, alle Mannszucht ab. Die mangelnde Verpflegung gab den ersten Anstoß. Der Soldat stellt, gleich jedem andern Menschen, seinen Lebensunterhalt in vorderste Linie. Der kriegerische Aufschwung war dahin; Abspannung und Ekel traten bei Vielen an dessen Stelle. Wer aus Reih und Glied trat, warf seine Waffen weg, und griff zum Stock. Und dieß war gewiß ein gutes Fünftheil jener, so der Leipziger Niederlage entrannen. In Haufen von 8 bis 10 wendeten sie sich von der Straße ab, bettelten in den Dörfern um ein Stück Brod und bivouakirten in der Nacht, wo es ihnen beliebte, um die erstarrten Glieder am einsamen Wachfeuer zu erwärmen. Hunderte, ja Tausende dieser sogenannten „Fricoteurs“ trafen die

alliirten leichten Truppen wie sie in den Straßengräben lagen und mit aufgehobenen Händen baten, sie gefangen zu nehmen, um dem Hungertod zu entgehen.

Während die große alliirte Armee ihr Hauptobjekt Frankfurt zu erreichen strebte, fiel bekanntlich die Schlacht bei Hanau (29., 30., 31. Oktober) vor, die trotz aller Tapferkeit und Hingebung der Truppen und ihrer Führer nur einen halben Erfolg brachte, auch nicht wohl mehr bringen konnte, aber nichts desto weniger durchaus nicht untergeschätzt werden darf. Wer das kleine Schriftchen „Rückerinnerungen an die Jahre 1813 und 1814" vom damaligen bayrischen Major im Generalstab Freiherrn von Völderndorf und noch besser das neueste Werk: „Feldzug von 1813" vom königlich bayrischen Oberlieutenant J. Heilmann, München 1857, gelesen hat, ist, bis auf einige kleine Nebenumstände, in voller Kenntniß dieser schönen Kriegsthat, und wir dürfen uns daher wie billig kurz fassen. Daß Wrede mit seinen 30,000 Mann Infanterie, 3500 Reitern und 46 Geschützen dem französischen Kaiser den Weg nicht verlegen konnte, der mit 60,000 Mann Infanterie, etwa 12,000 schweren Reitern und 180 Kanonen bei Hanau durchbrechen wollte und mußte, ist klar; eben so wenig wie die Division Rechberg in Frankfurt mehr vermochte als die Mainbrücke zu sichern. [1]

[1] Unter Wrede dienten damals zwei Rechberge, ein Brüderpaar, der eine als Generallieutenant und Kommandant einer Infanterie-

Als Wrede an der Kinzigbrücke jenen gefährlichen Schuß in den Unterleib erhielt, wovon er noch später die Kugel mit herumtrug, gab er in einem Augenblick, wo er, nach dem ersten Ausspruch der Aerzte, zu sterben vermeinte, ein unverkennbares Merkmal jener besondern Zuneigung für den Fürsten Schwarzenberg. Als nämlich der österreichische Militärbevollmächtigte an sein Bett trat, nahm er ihn bei der Hand und sprach:

„Sagen Sie dem Fürsten, wie hoch ich ihn verehre, wie sehr ich der guten Sache mit Leib und Leben zugethan war, und wie schwer es mir wird, zu sterben, ohne mehr dafür thun zu können. Ich danke dem Oberfeldherrn herzlichst für das mir bewiesene Zutrauen."

division, der andere als Generalmajor und Chef des Generalstabes; beide einem uralt schwäbischen Geschlecht entsprossen, dessen Wiege sich auf jenem Höhenzug erhebt, der zwischen Vils und Rems hinabzieht zum Neckar. Josef, der ältere Bruder, war Maltheser Komthur, ein Soldat von großer Erfahrung und gründlichen Kenntnissen, auch viel gereist. Man mußte ihn näher kennen, um ihn nach Verdienst zu würdigen. In der Regel schweigsam, zerstreut, kalt und wenig zugänglich, hatte Alles was er sprach und that einen originellen an brittische Bizarrerie erinnernden Anstrich. Der jüngere Bruder Anton war ein ritterlicher und hochsinniger Charakter, sanft und ausnehmend tapfer. Er hatte die Erziehung des Prinzen Karl von Bayern geleitet, der bei allen Gelegenheiten den seltensten Muth an den Tag legte, und, mit dem Theresienkreuz geschmückt, bis zum bayrischen Feldmarschall aufgestiegen, seinem einstigen Lehrer fortwährend das wohlwollendste Andenken bewahrt.

Platoff mit seinen Kosaken traf erst ein, als die Schlacht vorüber war. Die Streifkorps unter Czernitscheff, Orlow-Denisow und Mensdorff kamen für den eigentlichen Kampf kaum in Betracht. Der Letztere war auf dem ganzen Marsch von der Saale bis zum Main gewissermaßen als die äußerste Spitze der Franzosen vor Napoleon hergezogen, ohne zu ahnen wer ihm folge. Wir finden in einem nicht ins große Publikum gedrungenen autographirten Tagebuch aus jener Zeit [1] die Behauptung: „der genannte Oberst habe mehrmals am Morgen jenen Ort verlassen, in welchem Napoleon am Abend eintraf."

In Hanau kamen am 29. und 30. schauderhafte Szenen vor. Erst am 31. Abends senkte sich die Stille des Grabes auf die unglückliche Stadt, deren halbverzweifelte Bewohner nur langsam zurückkehrten. Höher als einen Sieg durfte man aber die moralische Wirkung dieser Schlacht ansehen; denn fortan war das Selbstvertrauen des Feindes für immer dahin, und er erreichte Mainz nur in halber Auflösung.

Man hat Wrede getadelt, daß er sich nicht am Wertheimer Paß, bei Gelnhausen oder Höchst aufstellte, statt zu Seiten der Frankfurter Straße bei Hanau mit der Kinzig im Rücken. Völderndorf hat getrachtet darauf

[1] Vom damaligen Flügeladjutanten Wredes, nunmehrigen königl. bayrischen General der Kavallerie Fürsten Thurn und Taxis.

zu antworten.[1] Wir stimmen seinen Gründen in so fern bei, als es scheinen will, daß, da Wrede drei Tage in Würzburg verlor, er nicht mehr Zeit fand, noch vor dem Feind den Punkt Gelnhausen zu erreichen, somit seine Aufstellung am 30. unter den obwaltenden Verhältnissen jedenfalls die beste blieb. Anderseits müssen auch die politischen Rücksichten und Wrede's ritterlicher Sinn, der jedes Zurückweichen vor der Gefahr verschmähte, als gewichtige Faktoren angesehen werden; wenn man diesen sogenannten strategischen Fehler einer Berechnung unterziehen will.

Die schlesische Armee, auf welche Wrede mit Bestimmtheit zählte, hatte sich, wie man weiß, rechts auf Wetzlar gezogen und die leichte Division Bubna traf erst einige Tage später ein. Diese Truppenkörper waren aber die vordersten, über welche der Feldmarschall Schwarzenberg zu verfügen vermochte. Eine andere Hilfeleistung für Wrede von der Hauptarmee war unter den oben angedeuteten Umständen unzuläßig. Wrede glaubte Anfangs, die Hauptkolonne des Feindes gehe über Wetzlar, und hoffte mit Bestimmtheit, daß Blücher den Franzosen „auf den Haken" bleiben würde, wie er versprochen hatte. Alle Truppen ohne Ausnahme hatten bis dahin doppelte Märsche gemacht. Zwar befahl Schwarzenberg auf die

[1] Ganz vorzüglich ist es Wolzogen, Seite 238, welcher Wrede angreift, und bei dieser Gelegenheit auch dem Fürsten Schwarzenberg wieder einen Hieb zu versetzen trachtet.

erste Nachricht von den Hanauer Ereignissen des 29. die augenblickliche und beschleunigte Fortsetzung des Marsches, allein die Spitzen der Kolonnen erreichten am 1. November erst Fulda, jene der schlesischen Armee Saalmünster.[1] Unbegreiflich genug hatte die Vorhut Blüchers seit Vacha den Feind dergestalt aus den Augen verloren, daß ein als Parlamentär an den Kommandanten der französischen Arrieregarde gesendeter preußischer Offizier 14 Wegstunden zurücklegte, bevor er den ersten feindlichen Posten erreichte.[2] Die Hauptarmee hatte zu der Strecke von Weimar bis Frankfurt zehn Tage gebraucht.

Am 6. November zog der Kaiser Franz unter lautem Jubel in jener Stadt ein, wo er am 14. Juli 1792 zum Reichsoberhaupt gekrönt worden war.

Nach Frankfurt eilte auch der 75jährige regierende Herzog Friedrich August von Nassau-Usingen, um seinem Kaiser und ehemaligen Kriegsherrn die schuldige Ehr-

[1] In den „Erinnerungen" des Generallieutenants Grafen Henkl ist Seite 238 eine Schilderung von dem Zustand der französischen Armee gegeben, die nachgelesen zu werden verdient.

[2] Wohl hatte der alte Isegrim York nicht ganz unrecht, wenn er schon nach der Katzbacher Schlacht in hellem Unmuth ausrief: „Ich habe keine Husaren mehr!" Indessen möchte auch die am 25. Oktober erfolgte Auflösung der bisher vom Oberst Grafen Henkl befehligten Avantgarde störend eingewirkt haben. Auch macht Henkl Seite 237 seiner „Erinnerungen" beim 26. Oktober den Beisatz: „Hiermit hatte für uns (d. h. wohl die schlesische Armee) die Kampagne ein Ende."

furcht zu bezeugen. Der Beherrscher Oesterreichs nahm ihn freundlich auf, denn der Herzog hatte fast ein halbes Jahrhundert dem Kaiserhaus durch alle Grade hinauf gedient und sich schon in der Schlacht bei Hochkirch im siebenjährigen Krieg das Theresienkreuz erworben. Mit Wunden bedeckt, Inhaber des 5. k. k. Kürassierregiments und seit 1790 österreichischer Feldmarschall, übernahm er, als zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts der ältere Bruder ohne Descendenz starb, die Regierung, ward dadurch später ein Glied des Rheinbundes, und als solches genöthigt, seine in Oesterreich bekleideten Würden niederzulegen. Er blieb aber nichts desto weniger ein hoher Verehrer des Kaiserhauses. Der Kaiser erfüllte bald seinen heißesten Wunsch und verlieh ihm das 22. Infanterieregiment. Der fürstliche Greis fühlte sich mitten unter seinen ehemaligen Kampfgenossen überaus wohl und erinnerte sich noch gern an jene Zeit, wo er einfacher Rittmeister gewesen war. Er starb 78 Jahre alt 1816 zu Biberich.

Der französische Kaiser sah das rechte Rheinufer nicht mehr. Die deutschen Länder, in denen bisher nur sein Befehl gegolten, athmeten wieder frei auf. Seit der Kündigung des Waffenstillstandes hatte Napoleon über 200,000 Soldaten eingebüßt. Der Rheinbund war gesprengt, seine strategische Freiheit für immer dahin. Kaum der achte Theil jener Truppen, die im März den Rhein überschritten, kehrte Anfangs November nach Mainz zurück.

Und in welchem Zustand? Darüber empfehlen wir Marmonts „Denkwürdigkeiten.“ Was Napoleon in den drei ersten Monaten des folgenden Jahres auch noch unternahm, um das Verhängniß abzuwenden, war nur der Kampf des Löwen um seine Höhle. Mancher Sprung gegen einzelne seiner Feinde glückte, und wir finden noch manchmal Gelegenheit, ihn zu bewundern, wie in den Tagen, wo er seine Feldherrnlaufbahn eröffnete und mit wenig Mitteln so Großes leistete, bloß weil sein Geist, sein Blick so weit überlegen waren. Wenn aber Napoleon nach der Schlacht bei Arcis jene abenteuerliche Bewegung auch nicht unternommen hätte, so würde er dennoch unter den Mauern von Paris ein zweites Leipzig gefunden haben.

Mit der Beendigung des Feldzuges 1813 entstand nothwendig die Frage: „Was weiter zu geschehen habe?“

Darüber wurde zu Frankfurt lebhaft verhandelt, und diese Frage gewann ein um so größeres Interesse, als die Friedensmänner behaupteten, „ein Theil der Bedingungen des Traktates von Töpliz (9. September) sey erfüllt; Deutschland vom Feind befreit. Man solle sich damit begnügen.“

Wir müssen dabei einen Augenblick verweilen, indem Radetzky in die betreffenden Verhandlungen entscheidend eingriff.

Schon unterm 27. Oktober aus Mühlberg, sodann

am 31. aus Hünenfeld hatte er zwei Denkschriften eingereicht, worin, ganz im Sinne Scharnhorsts und Gneisenau's, der Satz aufgestellt war: jetzt oder nie. In Frankfurt sprach er daher gleich in den ersten Tagen unaufhörlich für die Fortsetzung der kräftigsten Offensive und trat schon damals mit einem Entwurf für den Rheinübergang hervor.

Man begreift, daß hierin die Meinungen ziemlich auseinandergehen und die Debatten einen Grad von Wärme erhalten mußten, der sogar besorgen ließ, das bisherige gute Einvernehmen dürfte abermals eine betrübende Störung erleiden. Ein Theil der Rathgeber an der Seite ihrer Monarchen, und zwar die Friedfertigen, die Unermüdlichen und alle jene, die den Krieg satt hatten, beharrte nämlich fortwährend darauf: „mit dem Rhein habe man Alles erreicht, was man ursprünglich gewünscht, die Franzosen seyen aus Deutschland vertrieben. Das Weitere müsse man den diplomatischen Verhandlungen anheimgeben. Die Heere sollten am rechten Stromufer die Winterquartiere beziehen.“ Der Herzog von Vicenza fand ein vortreffliches Fahrwasser.

Was die Russen wollten, ist nie so recht klar geworden, doch scheint es, daß man sich dort im Ganzen ebenfalls dahin neigte: „den Krieg durch geschickte Verhandlungen zu beenden.[1]“ Es ist dieß auch sehr begreiflich;

[1] Man lese Bernhardi's Denkwürdigkeiten, 2. Band, Seite 366.

denn zwischen Rußland und Frankreich lagen gar vieler Herren Länder und eine zweite Invasion der Franzosen nach Rußland stand gewiß nicht mehr zu besorgen.

Die Preußen, welche seit dem Anfang des Jahres vielleicht mehr als alle andern die Kriegslast getragen, auch in ihren Ergänzungen und Nachschüben wesentliche Anstände gefunden hatten, wünschten vor Allem die noch vom Feind besetzten Festungen an der Oder und Elbe zu unterwerfen, also einen Festungskrieg.

Sollte dieß aber nicht angenommen werden, so begehrten sie ein Vordringen mit vereinter Macht in den Niederlanden. Die Friedenspartei schien zu triumphiren. Schon war der im großen Hauptquartier als Gefangener sich aufhaltende Baron Saint-Aignan mit Friedensvorschlägen an Napoleon entlassen worden. Man bot dem französischen Kaiser die Rheingrenze bis zum Meer. Dieser schlug, freilich bloß zum Schein, in einer sehr verspäteten Antwort einen Kongreß in Mannheim vor. Aber Fürst Metternich und alle jene, die ihn verstanden, wußten gar wohl, daß man dem französischen Kaiser keinen Antrag dieser Art gemacht haben würde, falls man nicht im Voraus von dessen Ablehnung überzeugt gewesen wäre.

Am 24. November fand eine Berathung zwischen Stein, Wolkonsky, Wolzogen, Radetzky und Gneisenau statt, worin das Vertheidigungssystem von

Deutschland verhandelt wurde. [1] Zum Heil der guten Sache drang noch in der eilften Stunde der Rath jener durch, zu denen Fürst Metternich, Schwarzenberg, Blücher, Gneisenau, Radetzky und überhaupt alle einsichtsvollen Männer zählten: „nur auf französischem Gebiet und wo möglich erst in Paris den Frieden zu verhandeln." Am Ende erkannte auch der Befangenste, daß Napoleon den Frieden nicht ernstlich wünsche, seiner Stellung nach nicht wünschen könne.

Man nahm jetzt die Besprechungen abermals auf, und daran betheiligten sich auch bisweilen die Monarchen selbst.

In einer am 19. November vorgelegten Denkschrift hatte Radetzky das unselige Vorhaben bekämpft, sich jetzt in Unterhandlungen einzulassen. Er drang im Gegentheil auf den ungesäumten Rheinübergang und zeigte die Nothwendigkeit, sich der Schweiz und Hollands als Flügelstützpunkte zu versichern. Nach seiner Berechnung „hatte Napoleon höchstens 60,000 Mann hinter den Rhein gebracht, was kaum hinreichte, die Kadres für künftige Errichtungen zu bilden. Die Aufstellung einer neuen französischen Armee werde nicht mehr so leicht erfolgen als im Frühjahr 1813, denn jetzt fehle ihr der Stamm tüchtiger

[1] Man lese darüber Plotho „der Krieg in Deutschland 1813 und 1814." II. Band, Beilage 29; und Damitz „Geschichte des Feldzuges 1814." I. Band, Seite 18 und 535, welche eigentlich aus der Feder des hochverdienten Grolmann geflossen ist.

Abrichter, die auf den Schlachtfeldern in Sachsen und Schlesien gefallen seyen. Je rascher man daher vorgehe, desto leichter sey das Werk. Napoleon müsse seine Festungen dotiren, und bedürfe bei aller Anstrengung wenigstens zwei Monate, wo nicht mehr, um wieder ganz schlagfertig dazustehen. Man solle um des Himmels willen diese Zeit nicht ungenützt verstreichen lassen. Je mehr man mit dem Rheinübergang zögere, desto größere Vortheile wende man dem Feind zu, der an keinen Winterfeldzug denke. Auch werde man durch eine Winterpostirung die ohnehin erschöpften deutschen Länder vollends zu Grunde richten, die man doch retten wolle. Jenseits des Rheins finde man die Subsistenz; Frankreich selbst müsse die alliirten Heere ernähren."

Dieser Ansicht des erfahrenen Generalstabschefs trat auch der Minister Stein bei. Zwischen beiden Männern fand zugleich eine weitere Verständigung über die so zarte Frage der gegenseitigen Einigkeit statt, und man fand, daß nur eine energische Offensive dem möglichen Bruch der Allianz vorbeugen, überhaupt jede Störung des guten Einvernehmens zu beseitigen vermöge. Unter dem Vorsitz S. M. des Kaisers Franz wurde nun eine Konferenz der Monarchen und ihrer ersten Generäle und Staatsmänner abgehalten, worin Radetzky seine Vorschläge nochmals mit Geist und Gründlichkeit verfocht, und alle dagegen erhobene Bedenken siegreich niederschlug. Die Friedens-

partei mußte das Feld räumen. Der leider bis dahin verzögerte Entschluß „die Offensive gegen Frankreich sogleich zu eröffnen" ward nunmehr gefaßt. Hätte er einige Wochen früher zur Geltung gebracht werden können, so würde das Resultat ein überraschendes gewesen, man würde des ganzen Winterfeldzuges überhoben worden seyn.

Am 1. Dezember erfloß die Erklärung der Verbündeten, wornach die Sache Frankreichs von jener seines Kaisers getrennt wurde.

Daß Radetzky von der einzig richtigen Ansicht ausging, bestätigt auch der Herzog von Ragusa im sechsten Band, und es bleibt für die Zeitgenossen lehrreich, die betreffende Stelle nachzulesen.

Am 7. Dezember legte Radetzky seinen Operationsplan für den Winterfeldzug vor, und ließ demselben fünf Tage später den „Detailentwurf für den Rheinübergang" folgen, der bekanntlich im ersten Augenblick bloß mit 200,000 Alliirten unternommen und deßhalb durch Clausewitz scharf getadelt worden ist. Daß dieß noch im Dezember geschah, ist das unbestrittene Verdienst des Verewigten, ist sein Glanz und sein Ruhm und Metternich, Schwarzenberg u. A. haben ihn dabei wacker unterstützt.[1]

[1] Bei dieser Gelegenheit lese man in Prokesch's „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg,"

Vor der Hand gingen freilich die Frankfurter Beschlüsse nur bis zum Plateau von Langres. Das Uebrige sollten Zeit und Umstände bestimmen. Damit machte man der Friedenspartei eine im Grund ungefährliche Konzession. Man ließ ihr den nöthigen Spielraum für ihre beliebten „Unterhandlungen," indem die Feindseligkeiten nebenbei ihren Fortgang haben sollten. Ein halber Erfolg war immer besser als gar keiner. Die Kriegspartei dachte „kommt Zeit kommt Rath." Ohnehin scheute sich damals noch Jeder vor der so verwickelten Frage: „Was mit Napoleon geschehen solle, falls das Waffenglück sich gegen ihn kehren würde."

Nur einige wenige erleuchtete Geister ahneten den Ausgang dieses Riesenkampfes und zu diesen zählte auch Radetzky. Der hauptsächlich wegen der ausstehenden Rückantwort aus London bis dahin verzögerte Rheinübergang fand in der zweiten Hälfte des Dezember und in den ersten Tagen des Januar 1814 statt. Man hatte bis dahin in Frankfurt die Zeit benützt, um die Modalitäten für die Mitwirkung der Fürsten des aufgelösten Rheinbundes am Befreiungskrieg festzusetzen.

Die Hauptarmee zog den Quellen der Seine und Marne, die schlesische Armee der Mosel zu.

Es war in den ersten Tagen des neuen Jahres als

Seite 225, die Unterredung zwischen dem Fürsten und dem Feldzeugmeister Duka.

zu Kolmar ein Waghals des k. k. Uhlanenregiments Schwarzenberg die breite Steintreppe des Rathhauses bis zum ersten Stock hinaufritt und mit seiner Lanze an die Thür des Saales pochte, wo die Väter der Stadt eben eine Sitzung hielten. Als die Pforten sich öffneten ritt der Uhlane mitten in die Versammlung, welche bestürzt auseinander stob. Nach abgemachtem Geschäft wendete er ruhig, ritt die Treppe wieder hinab und sprengte sodann in sausendem Gallopp über das hart gefrorene Steinpflaster davon.

Es dürfte hier am Platze seyn, das apokryphe Schreiben Gneisenaus vom 15. Januar aus S. Avold an Radetzky anzuführen, welches als ein Eigenthum der Zeitgeschichte eben so sehr Zeugniß gibt von dem praktischen Verstand des Schreibers als von dem besonderen Vertrauen, welches der Empfänger bei den fremden Heeren genoß. Denn wenn ein Gneisenau auf Jemandes Einsicht und Erfahrung einen Accent legt, wie das hier geschieht, so ist damit wohl Alles gesagt.

Der Brief ist unsers Wissens bisher nicht bekannt geworden und lautete: „Nancy ist unser! Der Feind ist des Widerstandes unfähig. Sein Vertheidigungssystem ist wurmstichig geworden. Die Einwohner haben unsere Truppen mit Freuden aufgenommen. Aufstand in Masse, Landsturm, Kohorten! Nichts will mehr fruchten. Das Unglück Napoleons hat ihn dem betrogenen Volk verhaßt

gemacht, so wie früher sein Glück selbes blendete. Wir mögen ohne große Gefahren und Anstrengungen in Paris anlangen. Eine solche Schlacht wird weder blutig noch gefährlich seyn.

„Als treue Waffengefährten sind wir bereit zu Allem, was der Herr Fürst wünschen wird, mitzuwirken. Rechnen Sie auf Alles was in unsern Kräften steht. Sie, liebe Excellenz, kennen die Gesetze der Kriegskunst besser als ich, und wissen sowohl als ich, daß es häufig Vortheil bringt, davon abzuweichen, oder vielmehr die Abweichung zur eigentlichen Regel zu erheben. Der Fall scheint mir jetzt eingetreten. Wir haben am Rhein Truppen stehen, deren Zahl zusammengenommen eine furchtbare Armee ausmachen würde. Und zu welchem Zweck? Um Straßburg und Mainz zu beobachten. Wir haben nach Paris vierzehn Märsche, es reichen achtzehn Tage hin, diese Märsche zu vollenden, eine Schlacht zu liefern und einen Waffenstillstand vorzuschreiben.

„Um des Sieges ganz gewiß zu seyn, warum sollten wir nicht Alles, was wir am Rhein haben, konzentrisch auf Paris nachrücken lassen! der höchste Nachtheil, so daraus entstehen könnte, wäre, daß die Garnisonen der genannten beiden Plätze Exkursionen in das benachbarte Land (immer nicht sehr weit) machten. Diesen würde der Landsturm steuern und sie erschweren. Zur Sicherheit der nachrückenden Truppendetachements könnte man die

nördlich des Main marschirenden in Kassel, jene südlich dieses Flusses in Ulm vereinigen, und in stärkeren Abtheilungen dem Rhein zumarschiren lassen.

Der Munitionsvorräthe wegen Armeen im Rücken aufzustellen scheint mir Truppenverschwendung.[1] Wenige hundert Wagen führen die für eine zweite und dritte Schlacht nöthige Munition mit sich, wie sich aus einer leichten Berechnung ergibt. Diese muß die Armee sogleich mit sich führen. Dafür kann man aus unserm ungeheuern Troß eine Menge Wägen ausscheiden. Ob die Armee, welche der etwa bis Melun vorgerückten Hauptarmee Flanken und Rücken decken soll, in Chalons sur Marne stehe oder am Oberrhein, ist an und für sich gleichgültig, wenn nur der Zweck erreicht wird. Aber in unserem besondern Fall, wo es auf eine einzige Schlacht ankommt, um uns zu vollständigen Siegern zu machen und uns in den Stand zu setzen einen Frieden vorzuschreiben, wie wir ihn bedürfen, steht diese Deckungsarmee besser in Chalons als am Rhein, da wir solche dann zur Schlacht heranziehen können, und den Verlust derselben dadurch unmöglich zu machen vermögen.

„Euer Excellenz erleuchteter Einsicht und langer Kriegserfahrung unterwerfe ich diese meine Ideen. Mancher schulgerechte Kriegskünstler, der den Krieg mit regelmäßigen Belagerungen vom Rhein ab systematisch in das

[1] Man lese, was Clausewitz über den Rheinübergang bemerkt.

Innere von Frankreich hineinführen möchte, und dadurch den Krieg verlängern, dessen Wechselfälle vermehren und uns erschöpfen würde, müßte über meine Verwegenheit das Verdammungsurtheil sprechen und meine Idee eine exzentrische nennen. Solche Urtheile würden meine Ueberzeugung nicht ändern. Wenn aber ein Mann wie Sie, Herr Feldmarschalllieutenant, meine Behauptung mit Gründen widerlegt, die aus einer höhern Ansicht der Dinge geschöpft sind, so will ich meine Meinung aufgeben. Ein vorübergehender Nachtheil, und zwar ein verhältnißmäßig kleiner, muß einem dauernden Vortheil untergeordnet werden. Jener ist die Preisgebung einiger Quadratmeilen, dieser aber ist die Vorschreibung eines Friedens, wie ihn die Ruhe der Völker und die Sicherheit der Throne bedarf.

„Lassen Sie uns daher, Herr Feldmarschalllieutenant! vorschreiten und uns nachziehen, was wir vermögen. Bei Moret, zwischen Montereau und Nemours, liegt ein Punkt, von wo aus man Paris auf unblutigem Weg zur Unterwerfung bringen kann, falls der blutige nicht früher bereits diese Hauptstadt unterworfen hätte. Dieser Punkt liegt unterhalb dem Einfluß der Yonne, Aube, des Armançon, des Kanals von Briaire und Orleans mit der Seine, welche die Erzeugnisse der fruchtbaren Anländer nach Paris bringen und diese Stadt nähren."

Wir folgen den Kriegsereignissen nicht im Detail,

denn dieselben sind in dem neuesten Werke des k. k. österreichischen Majors Thielen: „Der Feldzug der verbündeten Heere von Europa 1814 in Frankreich unter dem Oberbefehl des k. k. Feldmarschalls Fürsten Karl zu Schwarzenberg,“ umfassend und aktenmäßig, mit Benützung alles bisher darüber Erschienenen, dargestellt, weßhalb wir den Leser mit voller Beruhigung auf diese vortreffliche Arbeit verweisen, welche in den weitesten Kreisen gekannt zu seyn verdient.

Am 29. Januar wurde Blücher in dem damals einer Gräfin Lomenie angehörigen Schloß zu Brienne, das, von hohen Mauern umgeben, etwa tausend Schritte von der Stadt auf einem Hügel sich erhebt, durch den französischen General Chateau mit zwei Bataillonen überfallen, als er sich eben zur Abendtafel setzen wollte, und entging nebst Gneisenau mit genauer Noth der Gefangenschaft. Der russische Oberstlieutenant Graf Rochechouart und der wachhabende Hauptmann von Heidler fielen in Erfüllung ihrer Pflicht.

Es ist schwer zu erklären, weßhalb Napoleon am 30. und 31. seine Angriffe auf die schlesische Armee nicht fortsetzte, welche damals durch die Hauptarmee nicht unterstützt werden konnte, oder im Gegentheil nicht seinen Rückzug antrat, bevor deren Vereinigung erfolgt war.

Die Schlacht bei Brienne (1. Februar) war die erste auf französischem Boden. Fürst Schwarzenberg trat in der hochherzigsten Weise an Blücher deren Leitung,

somit die Ehre und den Ruhm eines Sieges ab, welcher den französischen Kaiser hinter die Aube warf.

Radetzky's Wirken an diesem Tage erkannte der russische Kaiser noch auf dem Schlachtfeld durch die Verleihung des Alexander-Newski-Ordens.

Einige sanguinische Stimmen haben behauptet: „falls der Sieg bei Brienne gehörig benützt worden wäre, würde er der Gnadenstoß für Napoleon gewesen seyn.“ Eine solche Auffassung mag heut zu Tage begründet seyn. Man vergesse dabei nur nicht das Wichtigste: die Lage des Augenblicks. Schon am 2. Februar um neun Uhr Morgens war im Brienner Schloß, auf den Betrieb des Fürsten Schwarzenberg, eine Berathung über die weitern Maßnahmen gehalten worden. Eine zahlreiche Partei brachte die große Winterstrenge, den hohen Krankenstand und den täglich wachsenden Mangel an Subsistenz zur Sprache und drang deßhalb auf ein Zurückgehen hinter die Aube, um sich seinen Magazinen und Verstärkungen zu nähern.

Bei dieser Gelegenheit wurde, und zwar nicht ohne allen Grund, geltend gemacht, daß der bereits okkupirte Theil von Frankreich nichts mehr für den Unterhalt der Heere zu liefern vermöge. Wahr ist es allerdings, daß die von ihren eigenen Truppen bereits ausgesogene, ohnehin arm und schlecht bebaute Champagne, weder Schlachtvieh noch Fourage zu geben vermochte. Die Einwohner schlichen

bleich und abgezehrt umher, oder verkrochen sich in die Wälder und Moräste. Die Muthigeren, d. h. jene so der Hunger am meisten stachelte, wagten sich bis in die Nähe der Bivouaks, wo der stets mitleidige Soldat seinen letzten Bissen mit ihnen theilte. Es scheint unbegreiflich, wie die Verbündeten eine solche Masse von Menschen und Pferden zwei Monate hindurch zu erhalten im Stande waren, denn auch hinter der Aube sah es nicht besser aus. Das Elend reichte bis zum Rhein. Nebstbei lieferte der durch die Dekrete und Emissäre Napoleons so wie durch die Hungersnoth herbeigeführte Aufstand einzelner Distrikte, im Rücken der Armee, gar manchen Grund zu ernsten Besorgnissen und die Furchtsamsten im Rath hätten es deßhalb gerne gesehen, wenn man lieber bis hinter den Rhein zurückgegangen wäre. Diesen Klagen, Befürchtungen und Umtrieben ist der Beschluß zuzuschreiben, wodurch die Hauptarmee sich wieder vom schlesischen Heer trennte, was gewiß Niemand lieber war, als dem alten Blücher und seiner Umgebung, obschon gerade dadurch der Grund zu den Februarunfällen gelegt wurde. Der Oberbefehlshaber und jene so zu ihm standen, hatten diese Trennung anfangs widerrathen, mußten aber am Ende geschehen lassen, was nicht zu ändern war.

Man ging sogar noch einen Schritt weiter und schlug dem Kaiser Napoleon einen Ministerkongreß vor, welcher das Friedenswerk in Chatillon-sür-Seine verhandeln

sollte, wobei aber leicht vorauszusehen war, daß nichts ausgemacht werden würde, indem die Verbündeten die Grenze Frankreichs vom Jahr 1792 zur Basis nahmen, während Napoleon nur von dessen natürlicher, somit von der Rheingrenze etwas wissen wollte. Der Herzog von Vicenza trachtete bloß die Anfangs Februar so siegreichen Waffen der Alliirten durch einen Waffenstillstand aufzuhalten. Als später sein Gebieter einzelne nicht unwichtige Erfolge an der Seine und Marne errang, nahm die Sprache des französischen Kabinets augenblicklich wieder einen höheren Ton an. Man begehrte, „bevor vom Frieden gesprochen werde, solle die verbündete Armee hinter den Rhein zurückgehen." Dieß war denn doch gar zu viel. Die Verhandlungen in Chatillon endeten um die Mitte März ohne das mindeste Resultat und in gleicher Weise wie die Besprechungen zu Lusigny. Fürst Metternich hatte die ersteren aus dem Hoflager seines Kaisers, Bar-sur-Aube, geleitet.

Aber die schon von allem Anfang her erkannte Nutzlosigkeit aller Friedensberathungen hatte, auf Anregung des österreichischen Ministers des Auswärtigen, wenigstens ein Ergebniß herbeigeführt, das, als eine große politische Maßregel, den Sturz des französischen Kaisers beschleunigen mußte. Wir meinen den am 1. März zu Chaumont zwischen Metternich, Nesselrode, Hardenberg und Castlereagh abgeschlossenen Quadrupeltraktat, der auf

20 Jahre bestimmt, in offensiver und defensiver Beziehung solche Stipulationen in sich faßte, welche die Ruhe von Europa herbeiführen und versichern mußten.

Napoleon verstand es vollkommen, als Feldherr, klug und kräftig zu handeln. Dieß bewiesen am besten seine Operationen im Februar. Seine Thätigkeit, seine Gewaltmärsche in schlechter Jahreszeit und meist auf schlechten Wegen, wo das Geschütz oft zurückbleiben mußte, der Mangel an Subsistenz und eine so bedeutende Minderzahl an Kräften. Fürwahr! Wir müssen ihn bewundern. Mit welch' großem Geschick hat er nicht den Vortheil der innern Linien zu benützen gewußt. Seine damaligen Manöver bleiben denkwürdig für alle Zeiten und verdienen das tiefste Studium. Es war wieder der General von 1796. Aber seine Politik war schwankend und schlecht, sein staatsmännischer Geist hielt mit jenem des Heerführers nicht die gleiche Linie. Wir verweisen hier nur auf die Memoiren des Königs Josef (X. Bd.) und andere französische Denkschriften, welche tiefe Blicke in das Innere eines Mannes verstatten, dem Menschen und Menschenwerth gar nichts galten.

Die abermalige Bedrohung der schlesischen Armee durch einen überlegenen Gegner führte zu der Schlacht bei Bar-sür-Aube, welche Wrede beantragte. Fürst Schwarzenberg beschloß die Offensive wieder zu ergreifen und den Marschall Oudinot zu vernichten, der

in einer fehlerhaften Position vor ihm stand. Dem Feldmarschall Schwarzenberg brachte der Kampf am 27. Februar, nach 14 Feldzügen, die erste Wunde, einen Streifschuß am Oberarm, welchen er jedoch in den ersten Stunden verschwieg und sich allenthalben zeigte, wo das Gefecht am heftigsten war.

Die eroberte Stadt wurde verdientermaßen der Plünderung preisgegeben, denn ihre Bewohner hatten am Kampf gegen die Alliirten Theil genommen. Bei dieser Gelegenheit geschah es, daß ein höherer österreichischer Offizier in eine Apotheke trat, dort alle Phiolen, Büchsen, Schachteln und dergl. zum Theil zerschlagen, zum Theil ausgeschüttet und verstreut fand, und am Fußboden zwei bereits verschiedene Russen erblickte, neben denen sich noch fünf andere in Todeszuckungen wanden. Der Apotheker stand daneben, rang die Hände und verwünschte sein Geschick, weil man ihn sicher einer absichtlichen Vergiftung anklagen würde. Es kostete Mühe, ihn zu beruhigen. Die Unglücklichen hatten nämlich verschiedene Opiate verschlungen, und verschiedene Flaschen mit Scheidewasser und Weingeist geleert, in der Meinung, den besten Branntwein zu trinken. Einige Stunden später hatten auch die übrigen fünfe ausgerungen.

Die amtliche Relation über den 27. Februar drückt sich in Bezug auf den Generalstabschef der verbündeten Heere wie folgt aus: „Der Feldmarschalllieutenant Graf

Radetzky hat an diesem Tag neue Beweise seines richtigen Umblicks und militärischen Genies gegeben."

Der König von Bayern verlieh ihm das Großkreuz des Militär-Max-Joseph-Ordens.

Für die Ereignisse von Arcis müssen wir auf etliche Augenblicke die ungetheilteste Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch nehmen.

Man hatte sich im großen Hauptquartier entschlossen, eine Schlacht zu liefern. Der Plan hiezu war gemacht, die betreffenden Weisungen erflossen. Mit Mühe nur erlangte man vom russischen Kaiser die Bewilligung seine Garden beiziehen zu dürfen, was er Anfangs entschieden verweigerte, auch keineswegs ohne mancherlei Verwirrung und Verzögerungen zu Stande gekommen war. Da ergriff den Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg, noch in Folge der am 27. empfangenen Blessur und ihrer bei den fortwährenden physischen und geistigen Anstrengungen völlig vernachlässigten Pflege, ein bedenkliches Wundfieber. Der Stabsarzt Dr. Sax verlangte für den Patienten eine dreitägige Ruhe und gänzliche Entfernung von allen Geschäften. Der Ausspruch des Aeskulap blieb, selbst in einem so hochwichtigen Augenblick, entscheidend. Am 19. war der Fürst wieder so weit genesen, um ein Pferd besteigen zu können.

Die Schlacht bei Arcis am 20. und 21. März ist in ihren einzelnen Momenten bereits vielfach und zum Theil

mit großer Sachkenntniß geschildert worden. Ueber die Schlacht selbst bleibt uns also nichts mehr zu sagen. Desto mehr aber müssen wir in jene Beschlüsse eingehen, welche dieser schöne Sieg hervorrief und die Napoleons Geschick besiegelten.

Es ist bekannt, daß der französische Kaiser am 21. Vormittags, als er die weit überlegene verbündete Armee vor sich fand, auf eine frühere Idee zurückkam, nämlich: „auf den Marsch an die Marne — Umgehung des rechten Flügels der Hauptarmee — und Marsch auf deren Verbindungen," ein Entschluß, den er auch sogleich ins Werk setzte, und der ihn zehn Tage später die Krone kostete.

Der Oberfeldherr hatte am 21. gegen Mittag, nicht ohne Staunen, durch sein treffliches Fernrohr die feindliche Rückzugsbewegung in der Richtung auf Vitry wahrgenommen, und sich damals gar kein Urtheil erlaubt. Man begriff nicht recht, weßhalb Napoleon die Straße nach Paris aufgebe und sich einer gänzlich verheerten Gegend zuwende. Hierüber sich nähere Aufklärung zu verschaffen, bevor irgend etwas Weiteres veranlaßt werde, gebot die Vorsicht.

Schwarzenberg berief alle Korpskommandanten auf die Höhe von Mesnil, besprach sich mit ihnen und ordnete gegen 1 Uhr Mittags den alsogleichen Abmarsch Wredes auf das rechte Aubeufer nach Dommartin an,

indeß der Kronprinz von Württemberg die noch von Oudinot besetzte Stadt angreifen sollte.

Von der Höhe zwischen Arcis und Mesnil-la-Comtesse wurden ferner die russischen Garden zum augenblicklichen Abmarsch auf das rechte Aubeufer beordert. Der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg hatte über letztere erst vor kurzem völlig freie Verfügung erhalten. Denn einem in der russischen Armee bestehenden alten Brauch gemäß, standen Garden und Reserven bis dahin unter dem Czaar allein. Am Spätabend wurden noch alle Einleitungen auf dem Schlachtfeld selbst getroffen, um die Armee am folgenden Tag hinter dem Puisbach zu versammeln. Der k. k. Oberst Romer, Kommandant des Pionnierkorps, erhielt den Befehl, bei Ramerüp eine Laufbrücke über die Aube schlagen zu lassen.

Der Fürst erwog noch am Abend des 21. auf dem Schlachtfeld selbst mit seinem Chef des Generalstabes den Fall, „daß Napoleon eine Bewegung in den Rücken der Alliirten versuche und, wenn sich dieß so verhalte, ob es nicht am besten sey, ihn ziehen zu lassen und gerade auf Paris zu marschiren, somit Basis und Rücken Preis zu geben." Radetzky stimmte dieser Ansicht bei. Man machte jedoch im damaligen Augenblick Niemand eine weitere Mittheilung hievon. Im Lauf der Nacht gingen die Meldungen der Vortruppen ein, welche die Vermuthung des Oberfeldherrn zu bestätigen schienen. Napoleon

zog wirklich gegen Vitry. Dorthin sah man am frühen Morgen des 22. alle französischen Kolonnen sich bewegen.

Die Hauptarmee trat unverweilt die gleiche Bewegung an. Von Arcis nach Vitry zählt man sechs deutsche Meilen auf schlechter Seitenstraße. Unterwegs stieß man auf verbrannte Fuhrwerke und zerstreut umherliegende Munition, was deutlich den Zustand bezeichnete, in welchem sich die feindliche Armee befinden mußte. Die Kosaken machten sich das Vergnügen, die noch gefüllten Karren in die Luft zu sprengen, wobei es oft nicht ohne Verwundungen ablief.

Der gänzlich aufgeweichte Lehmboden, die große Entfernung, sowie die durch mangelhafte Verpflegung und starke Märsche herbeigeführte Ermattung der Soldaten, waren Ursache, daß man Vitry nicht so rasch erreichen konnte, als solches zu wünschen gewesen wäre.

Am 22. gegen Abend beobachtete der Fürst durch sein Fernrohr gerade den Marsch verschiedener feindlicher Kolonnen in der Richtung gegen Vitry, als ihn der Generallieutenant Baron Diebitsch erreichte und ihm jenes Schreiben Napoleons an seine Gemahlin übergab, welches der hanseatische Lieutenant Redlich vom Streifkorps Tettenborns zwischen Cosle und Sommepuis am Nachmittag zugleich mit einem Brief des Marschall Lefebvre an seine Gemahlin einem französischen Kourier abgenommen hatte, und wodurch Schwarzenbergs und Radetzkys

Vermuthungen über den abenteuerlichen Plan des französischen Kaisers ihre volle Bestätigung fanden.

Der Fürst eilte sogleich ins Hoflager nach Pougy, um die Monarchen Rußlands und Preußens für seine Ansicht zu gewinnen, nämlich: „so rasch als möglich konzentrisch auf Paris loszugehen.“ Am 23. Nachmittags drei Uhr hielt man in Alexanders Wohnung eine Berathung, woran sich, außer den beiden Monarchen und dem Oberfeldherrn, auch Barklay, Radetzky und verschiedene andere Generale betheiligten. Allein Schwarzenbergs Vorschlag drang damals noch nicht durch. Man wollte bloß dem Feind nachgehen und in dessen Flanken und Rücken operiren. Es war somit bloß von einer Bewegung auf Chalons die Rede, um sich mit Blücher zu vereinigen, der aber am 23. bereits in Rheims und Epernay stand.

Die Monarchen und der Oberfeldherr verließen noch an demselben Abend Pougy, um der Armee zu folgen. Um Mitternacht erreichten sie Dampierre, in dessen gothischem mit vier mächtigen Eckthürmen versehenem Schloß eine kurze Rast gehalten wurde. Hier empfing man eine Meldung Blüchers, aus welcher der traurige Zustand des französischen Heeres vollständig zu ersehen war. Mit Tagesanbruch am 24. traf man in Sommepuis, wo Schwarzenberg in den ersten Vormittagsstunden in Beiseyn des Fürsten Wolkonsky, bei dem russischen

Kaiser seinen früheren Antrag abermals erneuerte. Das Für und Wider ward lebhaft besprochen, aber noch immer kein endgültiger Beschluß gefaßt. Der Fürst eilte seinen Truppen auf Vitry nach, der russische Kaiser blieb mit seinen Rathgebern noch eine Weile zurück, schien jedoch geneigt, dem Oberfeldherrn beizupflichten.

Ungefähr eine Stunde außerhalb Sommepuis holte Alexander den Fürsten wieder ein. Beide ritten Anfangs schweigend nebeneinander, allein Radetzky, der den Monarchen beobachtete, und seit so langer Zeit alle seine Wünsche in dem Operationsobjekt Paris konzentrirte, glaubte nicht ohne innere Befriedigung wahrzunehmen, daß man am Ziel stehe.

Der Kaiser Alexander begehrte plötzlich eine nochmalige Besprechung. Man stieg ab. Kaum eine halbe Stunde herwärts Vitry erhebt sich rechts vom Weg eine sanfte Höhe. Es war etwa eilf Uhr Vormittags, als die Monarchen, gefolgt von Schwarzenberg, Barklay, Radetzky, Diebitsch, Knesebek und einigen Andern dort hinauf stiegen und einen Kreis bildeten. Der Oberfeldherr nahm das Wort und erklärte, „daß wenn man Winzingerode und Tettenborn mit 10,000 Pferden und 48 Kanonen dem französischen Kaiser folgen lasse, um diesen glauben zu machen, die gesammte alliirte Armee sey ihm an der Ferse, er sich verpflichte, dem Feind drei Märsche abzugewinnen, und falls Blücher längs der

Marne vorgehe, am 30. mit dem größten Theil der Streitkräfte auf den Höhen von Belleville und Montmartre zu stehen und den letzten entscheidenden Schlag zu führen, falls etwa Napoleon über Troyes und Fontainebleau zur Rettung seiner Hauptstadt herbeieilen würde."

Jetzt erst entschied sich der Kriegsrath einhellig für den Antrag und noch auf dem dadurch welthistorisch gewordenen Hügel wurden die ersten Verfügungen zur Ausführung dieses Planes erlassen.[1]

Der alles entscheidende Entschluß zum unaufgehaltenen Marsch nach Paris ist somit das alleinige Verdienst des Fürsten Schwarzenberg und seines Chefs vom Generalstab. Napoleons Fechterkünste waren verbraucht. Als verwegener Spieler setzte er Alles auf eine Karte und verlor.

Am 25. wurden Marmont und Mortier bei Fère-Champenoise geschlagen und die Division Pacthod vernichtet. Dieses Gefecht zeigt abermals was eine kaltblütige und tapfere Infanterie selbst gegen eine ihr weit überlegene, durch Artillerie bestens unterstützte Reiterei vermag.

Der englische Oberst Campbell hatte das Gefecht als Volontär mitgemacht, wurde im Getümmel für einen

[1] Wir bitten die Seite 270 in Wolzogens Memoiren nachzulesen, wo von dem „abermals unschlüssigen Schwarzenberg" die Rede ist und dem Kaiser Alexander das ganze Verdienst zugesprochen wird. So schreiben Manche Geschichte!

französischen Offizier gehalten und erhielt von den Kosaken sieben Pikenstiche, wovon einer durch den Rücken bis an die Lunge drang. Der tapfere Oberst lag mit etwa fünfzehn andern Offizieren in einem Zimmer des Dorfes und jammerte in leisen nur halbverständlichen Worten über sein Unglück: „Ich war ein Narr — sagte er — was hatte ich dabei zu thun. Ach es ist schmerzlich von den eigenen Kampfgenossen so zugerichtet zu werden.“

Er genas jedoch und wenn wir nicht irren, war er einer der Kommissäre, welche Napoleon auf Elba geleiteten.

Es ist unglaublich, was die Menschennatur auszuhalten vermag. Schreiber dieses erinnert sich noch recht lebhaft, daß, als er drei Tage später über die Wahlstatt kam, man auf einen französischen Soldaten stieß, dem die Pike dicht hinter dem Ohr tief in den Kopf gedrungen war. Fast ganz entkleidet lag der Unglückliche seit drei Nächten auf der feuchten Erde in sehr naßkalter Jahreszeit ohne alle Hilfe. Die Umstände verstatteten leider keinen andern Beistand, als den Sterbenden ins nahe Dorf zu schaffen und einigen Landleuten zu übergeben, die sich schüchtern ihrer niedergebrannten Wohnungen wieder genähert hatten.

Die Vorrückung gegen Paris ging nicht ohne einigen Zeitaufwand vor sich. Ganz besonders brachten die russischen Bagagetrains große Störungen. Um das Defilee

von Meilleray zu durchziehen, hatte dieses Fuhrwesen volle 48 Stunden nöthig.

Um eilf Uhr Vormittags am 31. März hielten die Monarchen von Rußland und Preußen ihren Einzug in Paris. Der Oesterreicher hatte hier Gelegenheit zu Vergleichungen. Zweimal (1805 und 1809) betrat Napoleon die alte Kaiserstadt an der Donau als Sieger, aber nie bewegte sich eine Hand, nie öffnete sich ein Mund zum Willkomm. Es herrschte jedesmal ein bedeutungsvolles Schweigen, wo nicht eine an Verachtung streifende Haltung der Bevölkerung. Den Haß im Herzen, die Verwünschungen auf der Lippe bei Alt und Jung, bei Arm und Reich, dieß war des Siegers Empfang zu Wien.

Napoleon kam für die Rettung seiner Hauptstadt zu spät. Vier Stunden von Paris, auf der Anhöhe bei Invigny, gewahrte er deutlich die lange Linie der verbündeten Lagerfeuer jenseits der Seine, und erhielt in demselben Augenblick den Kourier des Generallieutenants Belliard mit der Meldung von den Vorfällen am 30. und 31. Er kehrte nach Fontainebleau zurück, wo er nacheinander seine Absetzung, die Kapitulation von Essonne und die Wiedereinsetzung der Bourbons erfuhr. Schon am 12. April erreichte der Graf von Artois Paris.

Der entthronte Kaiser überlebte, trotz des von ihm so oft versicherten Gegentheiles, seinen Fall und fand nicht den Muth nach dem Rath seines Bruders Joseph: „zur

rechten Stunde unterzugehen, wie der letzte Kaiser von Byzanz.“ Was er beim Abschied in Fontainebleau seinen Garden sagte, kann als bloße Tirade betrachtet werden.

Wer hätte nach wiederhergestelltem Weltfrieden und dem allgemeinen Jubel über die Befreiung sich damals auch nur träumen lassen, daß nicht volle fünf Decennien später, deutsche Männer auf die vom Neffen des großen Verbannten gestiftete und auf Deutschlands tiefste Erniedrigung weisende Helenamedaille Ansprüche machen, und sich selbe an die Brust heften würden!

Noch unterm 9. April hatte Radetzky in Saint-Cloud einen Operationsentwurf für den Fall verfaßt, daß der Vicekönig sich nicht unterwerfen würde, was übrigens durch die am 18. April in Mantua abgeschlossene Convention seine Erledigung fand.

Bald nach dem Einzug in Paris hatte sich der König von Preußen veranlaßt gesehen, einer großen Zahl von österreichischen Offizieren Ordensdekorationen zu verleihen. Darunter befand sich auch Radetzky mit dem rothen Adlerorden erster Klasse, und zwar, wie es in dem betreffenden Dekret heißt: „als Beweis der Zufriedenheit für ausgezeichnetes Betragen in dem eben beendeten Krieg.“

Von dem russischen Kaiser dürfen wir einen Zug besonderer huldreicher Aufmerksamkeit gegen den hochverdienten Generalstabschef der verbündeten Heere nicht verschweigen,

indem er zeigt, wie sehr es dieser Monarch verstand jene Personen auszuzeichnen, denen er wohl wollte.

Während der acht Monate vom August 1813 bis Ende März 1814 gewahrte man an allen Marschtagen einen hochgewachsenen Gardekosaken auf einem kleinen Pferd daher sprengen. An seinem Halse hing die silberne Feldflasche Alexanders. Er suchte Radetzky, dieser mochte sich nun an der Tete oder Queue einer Kolonne oder mitten im heftigsten Kugelregen befinden, parirte und salutirte. Dann nahm er die Feldflasche ab und reichte sie dem General mit den Worten: „der gute Czaar Alexander schickt Euer Excellenz ein Schnäpschen.“ Radetzky that einen Zug, gab die Flasche zurück und der Kosak flog mit Windesschnelle davon. Der Verewigte gedachte nie ohne dankbare Rührung dieser kaiserlichen Herablassung.

Bei der Räumung Frankreichs durch die Alliirten kehrte Radetzky auf seinen früheren Anstellungsposten nach Wien zurück.

Der am 1. November eröffnete Kongreß nahm seine amtliche Thätigkeit vielfältig in Anspruch, denn in so weit dessen Verhandlungen das militärische Gebiet berührten, wie Grenzbestimmungen, Truppendislokationen und Märsche, konnte, wie begreiflich, der Chef des Generalstabs nicht beseitigt bleiben. Die wenigen freien Stunden füllte er mit dem freundschaftlichsten Umgang so vieler hochgestellter

Persönlichkeiten aus, die am Kongreß versammelt waren. Der Austausch von Ansichten und Erlebnissen mit so ausgezeichneten Feldherren und Staatsmännern bildete bis in die spätesten Jahre seines Lebens für ihn eine genußreiche Rückerinnerung, und er gab bisweilen im vertrauten Kreise einzelne Anekdoten aus jener Zeit zum besten, die er mit einer ihm eigenen humoristischen Färbung vorzutragen wußte. Noch im Herbst genoß er die Ehre, vor den Souverainen auf der Simmeringer Haide mit etlichen Kavallerieregimentern sich produciren zu dürfen, wobei die schönen und trefflich geschulten Truppen, so wie ihr erfahrener Führer den vollen Beifall, die lauteste Bewunderung ernteten.

Noch während des Kongresses war es, wo Radetzky, stets bedacht, der vaterländischen Armee nützlich zu werden, den König von Dänemark bewog, den dazumal in Wien anwesenden Kapitän Schumacher mit dem kenntnißreichen Major Augustin des österreichischen Generalquartiermeisterstabes in Verbindung zu setzen. Der erstere hatte sich gute Kenntnisse und Erfahrungen in Erzeugung der zu jener Zeit kaum erst bekannten kongrev'schen Raketen erworben. In die betreffenden Verhandlungen griff auch Generalmajor Baron Langenau thätig ein. Major Augustin unternahm bald nachher in Begleitung zweier k. k. Artillerieoffiziere eine Reise nach Dänemark, um die Erzeugung dieser Kriegswaffe praktisch

kennen zu lernen, die er, wie allgemein bekannt, in Oesterreich zu einer Vollkommenheit brachte, welche als Muster für alle andern Staaten galt.

Der Verbannte von Elba landete wieder an der französischen Küste. Der noch ungebrochene Zauber seines Namens reichte hin, um den größten Theil der französischen Armee nebst ihren Generalen zum Abfall von Ludwig XVIII. zu bewegen und unter die alten Adler zu schaaren, an welche sich zwar so viele schwere Unfälle, aber auch so viele glorreiche Erinnerungen knüpften. Der verrathene und verlassene König suchte Schutz in Gent.

Die am Abend des 5. März nach Wien gelangte Nachricht von diesem Ereigniß fiel, eben so unerwartet als ungelegen, mitten in den Kongreß, machte aber auch dem bisherigen Zwiespalt ein Ende. Nach der von den Mächten am 13. erlassenen Proklamation oder Achtserklärung gegen Napoleon fand schon am 15. bei dem Hofkriegspräsidenten Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg eine Vorbesprechung für den neuen Feldzug statt, wobei sich der Kaiser von Rußland, der König von Preußen, Wellington, Wolkonsky, Knesebek, Wrede, Radetzky und Langenau einfanden. Letzterer ward zum Protokollführer bestimmt. Man stellte vor Allem die Präliminarien fest. Bekanntlich gingen diese darauf hinaus, daß die vier gegen Napoleon agirenden Heere zusammen 948,000 Mann betragen sollen. Es hat übrigens kaum ein Drittel

hievon den Boden von Frankreich wirklich betreten und nur 200,000 Mann fochten bei Waterloo.

Das nähere Eingehen in die Details der Ausrüstung und Aufstellung erwies die Unmöglichkeit, die Oberrheinarmee vor halbem Juni die Offensive ergreifen zu lassen. Es war dieß eine natürliche Folge jener Sicherheit, der man sich überlassen zu dürfen glaubte, seit man Napoleon in Elba wußte. Uebrigens wurde keine Zeit verloren, um die Truppenmärsche zu ordnen und die Kolonnen auf gleiche Höhe zu bringen, so wie auch die Ordre de bataille und die Dislokation am Oberrhein selbst definitiv festzustellen.

Am 1. April erflossen aus Wien die Befehle zum Aufbruch an die einzelnen Regimenter und Korps.

In den ersten Tagen dieses Monats legte Radetzky einen Entwurf vor: „wie der Rheinübergang und die Einschließung von Straßburg, Landau und Mainz zu bewirken wäre,“ und ließ am 24. eine zweite Denkschrift folgen, worin der Krieg sowohl gegen Frankreich allein als auch gegen Murat besprochen wurde. Am 28. übergab sodann auch der Generallieutenant von dem Knesebek seinen Operationsplan.

Am 4. Mai ging Radetzky nach Italien ab, um mit dem dortigen kommandirenden General der Kavallerie Baron Frimont das Nähere für den Krieg in den Alpen und am Po festzustellen.

Ein rasches Vorgehen gegen Murat wurde unerläßlich. Mittlerweile sollten 70,000 Mann am Ticino gesammelt werden, um im eventuellen Fall über den Bernhards- und Simplonberg nach Frankreich zu rücken und der alliirten Oberrheinarmee die Hand zu bieten. Später ward der allgemeine Operationsplan abgeändert.

Es sollten nun 150,000 Mann aus Italien den Punkt Genf gewinnen, dadurch die französische Alpenarmee umgehen und zum Verlassen des Isernthales zwingen. Von diesem Heer hatten 15,000 Oesterreicher über den Mont-Cenis hinabzusteigen, und eine zweite Kolonne (5000 Mann) am Var die Eingänge aus Südfrankreich nach Piemont zu beobachten. Von diesem Vorhaben setzte man das Turiner Kabinet in Kenntniß, stieß jedoch daselbst auf mancherlei Bedenken. Auch über Aufstellung und Stärke des piemontesischen Kontingentes selbst erhielt man erst dann einen verläßlichen Nachweis, als der sardinische Bevollmächtigte, Generallieutenant Graf Saint Marsan, in Wien anlangte, um eine Militärkonvention abzuschließen. Die Ankunft dieses Ministers war in Turin unter allerlei Vorwänden verzögert worden, und ein aufmerksamer Beobachter konnte schon um jene Zeit die politische Tendenz eines Hofes vorhersagen, welchen nur allein österreichische Bajonette in seine völlig verloren gewesenen Rechte wieder eingesetzt hatten.

Die nähern Bestimmungen über das Vordringen in

Frankreich selbst bildeten den Gegenstand von Verhandlungen, an welchen, unter dem Vorsitz des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg, die Generale Barklay, Wolkonsky, Diebitsch, Knesebek, Radetzky und Langenau sich betheiligten. Die Antipathien des abgewichenen Jahres schienen sich auch dießmal wieder erneuern zu wollen, und der Fürst mußte seine ganze Geduld und seinen bewährten Takt abermals aufbieten, um höchst unangenehme Kollisionen zu verhüten.[1] Es genügte, daß

[1] Hier nur ein Beispiel. Der in Barklays Hauptquartier kommandirte k. k. Generalmajor Baron Mecsery schreibt aus Pont-a-Mousson vom 6. Juli 1815 an Radetzky: „Der russische Generallieutenant von Diebitsch hat mich vor einigen Tagen vertraulich angegangen, E. H. die Bemerkung gelegentlich mitzutheilen, daß Befehle unmittelbar an den Feldmarschall Fürsten Wrede in Bezug auf Bewegungen der bei ihm zugetheilten russischen Kavallerie des Generals Lambert ergingen, welche erst später der en Chef kommandirende Feldmarschall Graf Barklay erfahren müßte. Wie wohl nach dessen Versicherung der Feldmarschall Graf Barklay sich darüber noch nicht geäußert haben soll, so könnte es, seinem Erachten gemäß, in der Folge ihm doch empfindlich fallen, um so mehr, da es leicht seyn dürfte, daß diese russischen Abtheilungen die Vollziehung der unmittelbaren Befehle mit Schwierigkeiten befolgen, und dadurch zu Beschwerden Anlaß geben könnten. Da ich den Generallieutenant von Diebitsch als das Organ des kommandirenden Feldmarschalls nehmen muß, so kann ich nicht unterlassen, von diesem E. H. in die gefällige Kenntniß zu setzen u. s. w." Wahrlich! Man kann die Empfindlichkeit nicht weiter treiben. Alle Befehle, die an Wrede erlassen wurden, daher auch die bei ihm zugetheilten Russen betrafen, sollten auch an Barklay mitgetheilt werden. Ein höchst einfacher Geschäftsgang!

Schwarzenberg irgend einen Vorschlag machte, um sich sogleich durch Barklay und Andere widersprochen zu sehen.

Radetzky war auch für diesen Feldzug wieder vom Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg zum Chef seines Generalstabes ausersehen worden und begleitete seinen Feldherrn, der noch in Heilbronn mit Wellington und Barklay die letzten Verabredungen traf, ins Hauptquartier nach Heidelberg. Hier erhielt er ein Schreiben seines alten Freundes und Waffengenossen, des als württembergischer Generallieutenant und Chef des Generalstabes ihm in die Ewigkeit längst vorangegangenen Barons Varnbüler von Hemmingen, der gleichfalls beim Kongreß in Wien gewesen war. Wir glauben diesen aus Ludwigsburg vom 30. Mai datirten Brief vollinhaltlich mittheilen zu sollen, weil sich darin nicht bloß die besondere Verehrung des Schreibers für Radetzky abspiegelt, sondern auch die militärischen Ansichten eines hochverdienten Veteranen niedergelegt sind, der eben so sehr durch gründliche Kenntnisse und lange Kriegserfahrung, als durch den edelsten Charakter seinen Freunden und Bekannten unvergeßlich bleibt und als ein warmer Verehrer der österreichischen Armee hinüber gegangen ist.

Varnbüler schreibt: „Euer Excellenz wollen erlauben, daß ich meine innigste Freude über Dero Ankunft bei der Armee bezeuge, eine Freude, welche in der That

allgemein und ungeheuchelt ist und von einigen Zweiflern uns nicht gegönnt worden war, indem behauptet wurde, daß Euer Excellenz in Italien verbleiben würden. Vor wenig Tagen bin ich aus Wien angekommen und werde mich in kurzer Zeit zur Armee verfügen, indem General Neuffer schon im Hauptquartier ist.

„Wahrscheinlich werden die Operationen bald eröffnet werden, und ich sollte denken, daß Napoleon ziemlich stark seyn wird. Da er die Städte mit Nationalgarden besetzt, so bleiben ihm für das Feld gewiß 300,000 Mann. Von diesen wird er vielleicht fünf defensive Armeen, jede von 30—40,000 Mann, formiren, wovon die eine die Zugänge von Chambery, die andere die vielen Stellungen und Defileen von Pont-sur-Saone bis Basel, die dritte die Linien von Weißenburg, die vierte die Saar und Mosel, die fünfte endlich die Maas zu vertheidigen bestimmt ist.

„Diese fünf Armeen werden nun freilich keine Hauptschlachten abwarten, sondern sich vertheidigend von Stellung zu Stellung zurückgehen, wozu ihnen das Terrain zwischen den Alpen und der Rhone, dann jenes zwischen Basel und der obern Saone, sowie endlich die Vogesen nebst den vortrefflichen Stellungen von Sierk bis Metz u. s. w. ganz außerordentliche Begünstigung geben. Da nach dieser Anordnung dem Kaiser Napoleon noch eine große Armee von 120—150,000 Mann übrig bleibt, so kann er mit

derselben die Navette machen, sich mit einer der fünf Armeen vereinigen und dann mit 180,000 Mann über denjenigen herfallen, der ihm gerade zuwider ist.

„Um dieß am schicklichsten auszuführen, wird er uns wohl müssen eine Strecke Landes preisgeben, damit wir durch Berennung der festen Plätze uns schwächen und er die levée en masse benützen könne, sowie auch, damit die Sehne des Bogens möglichst verkürzt werde, auf welcher er die Navette macht.

„Auf der rechten Seite unserer Angriffslinie ist man viel besser daran, als wir es sind. Wellington und Blücher haben den großen Vortheil der Wasserkommunikationen, die festen Punkte und vortrefflichen Replies Namur, Gent, Mastricht, Antwerpen. An der Mosel hat man die guten Replies auf Sierk und den Posten von Pellingen, endlich auf die Stellungen von Mainz. Wir unsererseits haben gar nichts; denn die elenden Werke, welche die Bayern vor Mannheim und Germersheim angefangen haben, zähle ich für nichts. Unsere Tetes-de-pont müssen zur Noth die ganze Armee fassen können.

„So viel ich in Wien gehört, wird Blücher mit Wellington im allergenauesten Einverständniß operiren, was mich sehr beruhigt. Ich wünsche von Herzen, daß das Gleiche zwischen uns und Barklay stattfinden möchte, und freue mich, daß Diebitsch, der Euer Excellenz sehr ergeben ist, die Operationen leitet.

„So viel Mühe ich mir gebe, eine andere Meinung anzunehmen, will mich doch die Unruhe nicht verlassen, über die Operationen auf der Linie von Langres. Ich bitte Euer Excellenz, es mir nicht als Zudringlichkeit oder Einbildung auszulegen und zu vergeben, wenn ich dieß nochmals berühre. Wir isoliren uns und die Russen, die uns wohl auch verlassen und sich gegen Blücher wenden können und werden. Wir verwickeln uns mit unserer großen Armee in Defileen; wir können unsere Kräfte nicht mehr entwickeln; wir müssen eine Menge Truppen auf der Linie zurücklassen, verlieren viel Zeit und haben gar kein gehöriges Repli.

„Von der Mosel bis Fenestrange bei Pfalzburg haben wir nicht weniger als zehn Kolonnenstraßen, die nur auf eine Breite von 24 Stunden auseinander liegen. Wenn die Russen die Basis von St. Goar bis Oppenheim nehmen, und mithin auf den fünf Linien: von St. Goar über Trier, von Bacharach über Saarburg, von Bingen über Merzig, von Mainz über Siersberg und von Oppenheim auf Saarlouis operiren, so bleibt für uns die Basis von Worms bis Fortlouis, wo wir auf fünf Linien: von Worms auf Saarbrück, von Mannheim auf Saargemünd, von Speier auf Saaralbe, von Germersheim auf Saarwerden und von Fortlouis auf Fenestrange operiren können. Wir sind alsdann an der Saar in einer zweiten Basis aufmarschirt, die wir mit Tetes-de-pont versehen,

und können im schlimmsten Fall in drei Märschen auf dem Schlachtfeld konzentrirt und mit den Russen vereinigt seyn. Es verstünde sich, daß ein Korps die Invasion gegen Pont-sur-Saone unternehmen würde, welches sich daselbst verschanzen könnte.

„Nichts wäre mehr zu wünschen, als daß die Feinde durch allerhand Kunstgriffe verleitet werden könnten, sich ganz in den Linien von Weißenburg und Lauterburg zu konzentriren. Es sollte dann kein Mann mehr davon kommen. Da ich nicht glaube, daß die im Elsaß befindlichen Truppen Stand halten werden, so wird es wohl möglich seyn, daß wir mittelst außerordentlich forcirter Märsche mit dem Sprung des Tigers über sie herfallen, und früher nicht die mindeste Anstalt zur Eröffnung der Operationen blicken lassen. Ein glänzender Vortheil im Beginn wird den Feind demoralisiren und unser Moralisches heben.

„Ich habe die Ehre Euer Excellenz ein paar alte Aktenstücke zu übersenden, wovon das eine angibt, wie die feindliche Aufstellung in den Linien von Weißenburg statt finden wird. Die Disposition ist von dem k. k. General Neu, welcher damals Generalquartiermeister war. Ich befand mich zu der Zeit bei der Armee, und zwar bei Waldeck. Aus dem höchst interessanten „tableau historique des guerres de la révolution francaise etc. habe ich sehr nützliche Notizen in Beziehung auf das Terrain

im Elsaß gesammelt, welche ich Euer Excellenz übersenden werde. Ich bin so frei die Verschanzung des Postens von Pellingen zu empfehlen, der höchst wichtig ist, und den die k. k. Truppen 1793 mit außerordentlicher Standhaftigkeit vertheidigt haben.

„Man ist im Land mit der ganz vortrefflichen Mannszucht der k. k. Truppen höchst zufrieden, und findet sie schön, von guter Haltung, und vom besten Geist beseelt. Wir freuen uns auf die Eröffnung der Operationen. Dürfte ich mich wohl unterstehen Euer Excellenz inständigst und flehendlichst zu bitten, dem Prinzen ein paar Batterien und ein Husarenregiment zu geben, falls die Operationen früher anfangen als das seinige eintrifft. Da wir nur 2000 Pferde haben, und die Infanterie des Armeekorps an 30,000 Feuergewehren beträgt, so würde das Mißverhältniß groß seyn. Ich hoffe das Glück zu haben, Euer Excellenz bald die mündliche Versicherung meiner unbegränzten Verehrung und Anhänglichkeit ertheilen zu können."

Nachschrift. „Warum haben Euer Excellenz den König nicht besucht? Es würde ihn sehr gefreut haben, denn Er hält sehr Vieles auf Sie."

Die herrlichen Siege Wellingtons und Blüchers in den Niederlanden überhoben die Feldmarschälle Schwarzenberg und Barklay von der Eröffnung der Offensive nach einem größern Maßstab. Die Schlacht bei

Waterloo entschied über den Feldzug und über den Usurpator, der, nach hunderttägiger Herrschaft, nach St. Helena ins Exil wanderte.

Nach einem Feldzug von neunzehn Tagen fiel Paris, zum zweitenmal binnen Jahresfrist, in die Gewalt der Verbündeten. Von Napoleons 130,000 trefflichen Soldaten mit 350 Geschützen zogen nur etwa 50,000 Mann nebst 70 Kanonen aus den Barrieren der Hauptstadt hinter die Loire.

Das einzige Treffen, welches die Hauptarmee zu liefern hatte, war jenes, das der Kronprinz von Würtemberg unter den Kanonen von Straßburg gegen den Generallieutenant Grafen Rapp, den wackern Vertheidiger von Danzig und ein würdiges Gegenstück des ihm zur Seite stehenden Präfekten Jean de Brie, Rastätter Andenkens, an der Suffel und Ill, am 28. Juni bestand, und worin die unter seine Befehle gestellten Truppen sich mit Ruhm bedeckten.

S. M. der Kaiser Franz erkannte unterm 22. Juni aus Heidelberg die großen Verdienste Radetzkys durch die Verleihung der wirklichen Geheimerathswürde mit dem Rang vom 22. Oktober 1813 als dem Tag, wo er für Leipzig das Großkreuz des Leopoldordens erwarb.

Der russische Kaiser verlieh ihm den Ehrendegen der Tapferkeit, und der Großherzog von Baden das Großkreuz des Zähringer Löwenordens.

Am 20. November 1815 ward der zweite Pariser Frieden unterzeichnet. Frankreich zahlte 280 Millionen Gulden an Kontribution, sodann weitere 50 Millionen Gulden zum Bau neuer Festungen, die man als Schutz gegen eine französische Invasion errichten wollte und auch in der Folge wirklich errichtet hat. Es trat ferner auf ewige Zeiten die festen Plätze Saarlouis an Preußen, Philippeville und Marienburg an die Niederlande ab, verpflichtete sich, das geschleifte Hüningen nie wieder herzustellen und erhielt die alten Grenzen von 1790. Kleinere Gebietsabtretungen an Belgien und Sardinien fanden gleichfalls statt. Die Stipulation, wodurch 150,000 Verbündete das Land fünf Jahre besetzt halten sollten, wurde am Aachener Kongreß 1818 aufgehoben.

Am 5. April 1816 ließ der König von Frankreich dem Feldmarschallieutenant Radetzky nachträglich das Großkreuz des Militär-Sankt-Ludwig-Ordens, und 1817 auch der Prinz Regent von England das Großkreuz des hannoverischen Guelphen Ordens, in Anerkennung seiner Verdienste während der letzten Feldzüge zustellen.

Vierte Periode.

Vom zweiten Pariser Frieden bis zur Uebernahme des Kommandos in Italien.

(1815—1831).

Nach Beendigung des Feldzuges 1815 hatte Radetzky die Geschäftsleitung des Generalquartiermeisterstabes in Wien wieder übernommen, jedoch bald erkannt, daß er nicht mehr am rechten Platz stehe. Allenthalben stieß er auf Hindernisse. Wohl mochte auch sein rasches Wesen, seine starre Energie, die den alten Schlendrian haßte, und seine, wenn auch zeitgemäßen, nichts desto weniger tief ins Fleisch schneidenden Neuerungen eine starke Partei in keiner Weise befriedigen. Nach und nach schieden damals kenntnißreiche und erfahrene Generale aus Verhältnissen und Lagen, welche für selbe ganz unhaltbar geworden waren, seit sie einsahen und laut bekannten, daß das Veraltete sich überlebt habe und sie für das Beste des Dienstes nicht länger zu wirken vermochten. Denn nach

der Verbannung Napoleons auf Sankt Helena und bei einem voraussichtlich langen Frieden lieh man den von Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit an Thron und Armee erfüllten Männern, selbst einem Fürsten Schwarzenberg, nicht mehr jenes bereitwillige Ohr wie in der Stunde der Gefahr.

Radetzky verlor zusehends mehr Boden. Auch seine Gesundheit war durch die letzten, zum Theil so beschwerlichen, Feldzüge angegriffen. Unter solchen Verhältnissen bat er um die Uebersetzung zur Truppe und wurde am 24. Juni 1816 als Kavalleriedivisionär nach Oedenburg bestimmt, wo er noch aus den Jahren 1802 bis 1804 im besten Andenken stand.

Allein kaum zwei Jahre später erbat sich der damalige Kommandirende in Ungarn, Erzherzog Ferdinand von Oesterreich-Este, den im Generalat rangsältesten Feldmarschalllieutenant Grafen Radetzky als adlatus nach Ofen, um bei seiner oftmaligen längeren Abwesenheit vom Sitze des Generalkommandos gehörig vertreten zu seyn. Mittelst allerhöchster Entschließung vom 12. Dezember 1818 wurde dieser Antrag genehmigt. In dem Schreiben, welches der Erzherzog Ferdinand dießfalls an Radetzky richtete, und ihm seine neue Anstellung bekannt gab, versicherte er: „daß es ihm besonders angenehm sey, sich ihn so nahe gestellt zu wissen.“ Indessen bot, verschiedener Ursachen halber, der Aufenthalt zu Ofen in

einer mehr als zehnjährigen Periode durchaus nichts Angenehmes, und noch in viel späterer Zeit weckte die bloße Erinnerung daran bei dem Verewigten eine ausgesprochene Verstimmung.

Im Jahre 1819 ward Radetzky nach Wien berufen, um vor dem dort anwesenden Kaiser Alexander, seinem erhabenen Gönner, einige größere Kavalleriemanöver auszuführen, bei welcher Gelegenheit er, unterm 4. Juni, den russischen Ehrendegen der Tapferkeit in Brillanten erhielt.

In welcher Weise Radetzky seinen langen Aufenthalt zu Ofen benützte, davon liefern seine handschriftlichen Aufzeichnungen das beste Zeugniß. Er betrieb nicht bloß die Militärwissenschaften in allen ihren Theilen und holte manches bis dahin Versäumte nach, sondern widmete sich mit Vorliebe der Hippologie, Technik, Oekonomie und dem Gartenbau. Allen neuen militärischen Einrichtungen und Verbesserungen des In- und Auslandes schenkte er eine ungetheilte Aufmerksamkeit. Diese Wißbegier verließ ihn selbst im höchsten Alter nicht. Er hielt die besten Zeitschriften, las viel und sammelte mit wahrem Bienenfleiß für die Zeit, wo ihm vollständige Muße werden würde, Alles zu ordnen und zu verarbeiten. Gar vieles wurde damals, wenn auch oft nur in Andeutungen, aufgezeichnet, was dereinst dem Heer und Staat nutzbringend werden sollte. Bei diesen Bestrebungen wurde er durch eine reich-

haltige Bücher- und Kartensammlung, die er sich nach und nach angeschafft, trefflich unterstützt; er besaß sogar verschiedene unedirte kartographische Werke und Handschriften, vom Türkenkrieg bis zum Schluß der Revolutionsfeldzüge. Der größte Theil davon ging beim Mailänder Aufstand des Jahres 1848 verloren, und ihr Verlust fiel ihm äußerst schwer.

In die Zeit seiner Anstellung zu Ofen fällt auch jener Scheinkampf, worin Radetzky im Beiseyn S. M. des Kaisers Franz den einen Truppentheil, der Erzherzog Ferdinand den andern befehligte, und Ersterer so geschickt manövrirte, daß, als der Kaiser am Schluß der Produktion mit gewohnter Herablassung und richtigem Blick seine Zufriedenheit laut ausgesprochen hatte, er sich zu dem Erzherzog Ferdinand wendete, und lächelnd bemerkte: „Mein lieber Vetter! Wenn es Ernst gewesen wäre, würden Sie übel weggekommen seyn.“

Damals und selbst noch in späterer Zeit gehörte es zu den schönsten Träumen des Dahingeschiedenen, den letzten Abschnitt eines so wechselvollen, an Erlebnissen so reichen und der rastlosesten Thätigkeit gewidmeten Lebens, gleich so vielen großen Männern des Alterthums, in stiller Zurückgezogenheit unter geistreichen Beschäftigungen, zu beschließen. Aber eine weise Fügung, welche mit fester Hand in die Geschicke der Sterblichen greift, hatte es zum Wohl des Vaterlandes anders beschlossen, denn sie wollte

jenen Mann dem Dienst erhalten wissen, der in späterer Zeit die Ehre des Staates und Heeres gegen ein empörtes Volk und einen wortbrüchigen Fürsten siegreich verfocht, und die schon verloren geglaubten Länder mit dem Blut seiner Tapfern wieder errang, ja selbst den Thron und die Monarchie zu neuem Glanz zu erheben wußte.

Die Wünsche Radetzky's schienen sich zwar einen Augenblick erfüllen zu wollen. Schon mit allerhöchster Entschließung vom 18. Februar 1829 war er nach zwanzigjähriger Dienstzeit als Feldmarschalllieutenant zum General der Kavallerie befördert, am 24. November desselben Jahres aber an die Stelle des in Ruhestand versetzten Feldmarschalllieutenants Fölдeis zum Festungskommandanten in Ollmütz ernannt worden, ein Posten, den noch wenige Jahre zuvor sein alter Widersacher aus den italienischen Kriegen, der gelehrte und würdige Feldzeugmeister Baron Zach bekleidet hatte. Ungefähr um dieselbe Zeit erhielt er auch das Indigenat des Königreichs Ungarn.

Er trat sein neues Amt in der festen Ueberzeugung an, in den stillen Mauern von Ollmütz sein Tuskulum zu finden, und, nachdem er bereits im vierundsechzigsten Lebensjahr stand, auch seine Tage hier zu beschließen. Diese Anstellung war ihm auch deßhalb lieb, weil er bei dem minder ausgedehnten Geschäftskreis eines Festungskommandanten, mit Bestimmtheit darauf zählen durfte,

endlich seine Ideen fast über alle Zweige des Kriegswesens, besonders über höhere Führung der drei Waffen, einzeln und vereinigt, sowie über Gefechtsleitung größerer Heertheile und über Staatenbefestigung in ein geordnetes Ganze zu bringen, da selbe bis dahin zumeist nur im Brouillon lagen, und wobei ihm seine eigene reiche Erfahrung, sein praktischer, stets nur auf das Nützliche abzweckender und mit dem Erreichbaren sich begnügender Verstand trefflich zu statten kamen. Er legte einen hübschen Garten an, pflegte mit seltener Thätigkeit die Militärwissenschaften, und erheiterte sich an den zeitweisen Truppenausrückungen und wochentlichen großen Wachtparaden, wobei er nie fehlte und selbe durch einzelne Belehrungen und Gespräche anziehend zu machen verstand.

Die Armee empfand schwer das Ausscheiden aus der Aktivität eines so hochgeachteten und allgemein beliebten Führers und meinte: die Friedensanstellung dürfte einem Mann von solcher Thätigkeit und so reifem Wissen wenig zusagen. Manche gingen in ihrer einseitigen Beurtheilung noch weiter und wollten darin eine Kabale erblicken. Andere wieder besorgten gar dessen demnächstige Versetzung in den Ruhestand.

Aber auch dießmal wieder sollte dem Helden kein Stillleben werden. Das Vaterland rief den zu Olmütz schon Halbvergessenen nach ganz kurzer Zeit wieder an die Spitze eines Heeres.

Nach dem Ausbruch der Julirevolution in Paris stellte Oesterreich eine zahlreiche Armee in Italien auf, zu deren Kommandirenden der General der Kavallerie Baron Frimont ernannt wurde. Dieser erbat sich seinen langjährigen Waffenbruder Radetzky an die Seite, was der Kaiser unterm 26. Februar 1831 auch genehmigte. Der General der Kavallerie Frimont war es also, der, in gewisser Beziehung, dem Feldmarschall die Bahn zum unvergänglichen Ruhm brach, und dem der Dank des Vaterlandes für Radetzkys Wiederanstellung gebührt. Frimont wußte, daß im ganzen Bereich des Heeres kein Zweiter zu finden sey, der, so wie sein neuer Stellvertreter, den Krieg am Krieg selbst studirt hatte. Und einem Krieg, einem schweren Krieg, worin sich zwei entgegengesetzte und ewig feindliche Prinzipien bekämpfen sollten, sah man damals entgegen.

Fünfte Periode.

Radetzkys Wirken in Italien
(1831—1857).

Schon am 23. November 1831 wurde Frimont, nach dem Tode des Feldzeugmeisters Grafen Gyulai, zum Präsidenten des Hofkriegsrathes ernannt. Seine Stelle in Italien erhielt Radetzky.

Wenn es wahr ist, daß die Geschicke der Staaten in der Hand des Höchsten ruhen, so darf man kühn behaupten, daß sich hier die Vorsehung deutlich ausgesprochen habe. Jedenfalls aber blieb solches eine jener glücklichen Eingebungen, welche nie verfehlen, große Erfolge zu sichern und das Loos von Ländern und Völkern fest zu stellen. Denn nur sein feiner Takt, seine Leutseligkeit und Energie vermochten es, wie wir bald sehen werden, mitten unter den politischen Stürmen, welche über einzelne Länder dahin brausten, und auch Italien nicht verschonten, die Ruhe im Lombardisch-Venezianischen wenigstens durch eine Reihe von Jahren ungetrübt zu erhalten.

Beim Antritt seines Generalates betrug die k. k. Kriegsmacht in Italien 104,500 Mann mit 5000 Pferden. Die beiden mobilen Armeekorps bildeten zusammen 52 Bataillone, 30 Schwadronen und 12 Batterien; der Ueberrest bestand in unmobilen Truppen.

Vielleicht war nie ein Anderer so wie Radetzky von der Wahrheit durchdrungen, daß ein langer Friede das eigentliche Wesen des Kriegers mehr und mehr vergessen mache und der Einfluß der Exerzirplätze maßgebend werde.

Er war daher im Frühjahr 1831 kaum vierzehn Tage in Mailand, als er den Gedanken zu verwirklichen trachtete, die so schöne und vom besten Geiste beseelte dortige Armee auf jenen Grad der Manövrirfähigkeit zu bringen, den solche haben mußte, sollte man mit voller Beruhigung der Zukunft entgegensehen. So lange Frimont noch in Italien war, der sich den einschlägigen Versuchen nicht eben gewogen zeigte, und zu jenen Männern zählte, die von der Ansicht ausgingen: „die Armee sey eben recht so wie sie sey," hatte die Sache ihre Schwierigkeiten. Frimont war ein alter Soldat, im Krieg aufgewachsen, von gewöhnlichen Kenntnissen, überaus tapfer, rechtlich, einfach und ein Feind aller Neuerungen. Erst als Radetzky nach dessen Abreise freie Hand behielt, schritt er entschieden ans Werk.

Anfangs freilich geschah dieß mit einer gewissen Zu-

rückhaltung und der schuldigen Rücksicht auf die oberste Kriegsstelle. Später traten diese Bestrebungen deutlicher hervor.

Die nach Radetzkys Ideen entworfene und Anfangs noch ziemlich mangelhafte sogenannte „Manövririnstruktion" und die bald nachher gefolgte „Feldinstruktion" waren lediglich für die Truppen in Italien bemessen.

Durch die Manövririnstruktion erhielten Generäle und größere Truppentheile eine sichere Norm für alle taktischen Bewegungen in Brigaden, Divisionen und ganzen Korps, in so weit dieß auf völlig offenem Boden zulässig ist. Eine solche Vorschrift fehlte bis dahin ganz, denn das Exerzirreglement ging nur bis zum Regiment, und jede taktische Verwendung eines größeren Körpers unterlag besonderen Anordnungen, die, nach der Individualität und Einsicht des Kommandanten, oft wesentlich von einander abwichen. Jetzt erst wußte die Truppe, wie sie sich ein für allemal in der Brigade und Division aufzustellen und zu bewegen hatte. Denn dieß gab die eingeführte Normalstellung an die Hand. Dabei legte Radetzky ein besonderes Gewicht darauf, daß die Bataillone eines und desselben Regimentes nicht in einem, sondern in zwei Treffen standen. Er normirte die leichten Fußbrigaden auf 2 leichte Bataillone (Jäger oder Grenzer), 2 leichte Kavalleriedivisionen und 1 Kavallerie- oder Raketenbatterie. Die Linienbrigaden sollten in der Regel 4—5 Bataillone

mit 1 Fußbatterie enthalten, und in zwei oder drei Treffen stehen. Hatte die Brigade 4 Linien- und 1 leichtes Bataillon, so stand letzteres im dritten Treffen hinter der Mitte, bestritt aber, im Ernstgefecht vor die Front gezogen, die Avantgarde. Hochwichtig blieb es vorzüglich für die bei den Brigaden und Divisionen eingetheilten Batterien, bei jeder Bewegung ihren gewöhnlichen Aufstellungspunkt leicht zu finden, denn daß dieser Waffe, nach Terrain und Umständen, keine Fesseln angelegt werden dürfen und sie dort gebraucht werden müsse, wo sie am besten zu wirken vermag, ist selbstverständlich.

Nach der Manövririnstruktion für die Infanterie wurde auch jene für die Kavallerie ausgearbeitet und bei dieser Gelegenheit einige wesentliche Verbesserungen, besonders in den Auf- und Abmärschen, sowie die schrägen Linien- und Flankenattaken nach einer neuen Art eingeführt.

Die Feldinstruktion sollte den Soldaten für den Felddienst, namentlich für die entsprechende Verwendung im Plänklergefecht, geschickt machen. Denn darüber waren die reglementarischen Vorschriften zu jener Zeit ungemein dürftig und was sonst darüber bestand, ging zumeist weit über das Begriffsvermögen des Mannes und selbst des Unteroffiziers hinaus. Im Sommer geschah der Unterricht auf dem Terrain selbst, im Winter, mit sichtbarem Erfolg, im Zimmer auf plastischen Modellen, welche sich

die Truppen selbst anfertigten, und wobei oft wahre Kunstwerke zum Vorschein kamen. Nachdem eine derartige Unterweisung die gesammte Infanterie umfaßte, so verschwand die bisherige Nothwendigkeit, die eigentliche Last des Felddienstes auf die Schultern der Jäger und Grenztruppen allein wälzen zu müssen, was nicht immer zulässig ist. Die Linieninfanterie wurde darin bald so vollkommen, wie die eigentlichen leichten Truppen, denn die Leute bezeigten dafür eben so viel Lust als Geschick.

Der Chef des Generalquartiermeisterstabes in Italien, Oberst v. Heß hatte, nach den Angaben seines Kommandirenden, die betreffenden Vorschriften ausgearbeitet, und dabei eben so viel Sachkenntniß als Geduld an den Tag gelegt. Denn einzelne taktische Bewegungen mußten oft fünf bis sechsmal abgeändert werden, bevor man sicher war, daß bei ihrer Ausführung auf dem Exerzirplatz kein Anstand mehr obwalten und der richtige Einklang erzielt werde. Alles, was die österreichische Armee in späterer Zeit an Exerzirvorschriften erhielt, gründet sich auf diese Ansichten und Einführungen Radetzky's.

Er wußte es durchzufechten, daß die bisherigen, kaum ein paar Wochen dauernden Herbstübungen, wenigstens für Italien auf den ganzen Sommer ausgedehnt werden durften. Man erlangte aber diese Bewilligung, welche er sich im Anfang selbst nahm, weder ohne Kampf noch Verdruß. Denn obwohl in der Lombardei und im Venezia-

nischen es nicht an größeren, durch die Wasserarmuth erzeugten unbebauten Terrainstrecken mangelt, und namentlich die Haiden von Malpensa, Lonate-Pozzuolo, Garbagnate, die Grovane und das Gelände um Aviano die günstigsten Uebungsplätze boten, so konnte es doch nicht fehlen, daß man einzelnen Schadenersatz beanspruchte und das Kriegsbudget durch Lager- und Quartierauslagen beeinträchtigt wurde.

Radetzky ließ sich dieß übrigens in keiner Weise anfechten. Er begann Anfangs Mai die Truppen auf den verschiedenen Lagerplätzen zu sammeln und stellte vor halben Oktober die Uebungen nicht ein. Neben dem eigentlichen praktischen Unterricht, wobei die Truppen schon um 4 Uhr Morgens zur Stelle waren und vor 8 oder 9 Uhr nicht einrückten, hatte diese Anordnung noch den unberechenbaren Nutzen, Offiziere und Mannschaft an ein lager- oder feldmäßiges Zusammenleben zu gewöhnen und den Gemeingeist in der erfreulichsten Weise zu heben. Jeder unterzog sich freudig den damit verbundenen Beschwerlichkeiten. Wir erinnern uns, daß ein um Cantu in der Brianza verlegtes Jägerbataillon vier Stunden auf seinen Exerzirplatz zu marschiren hatte, sodann 2—3 Stunden exerzirte, nach der Uebung abkochte und am Abend wieder nach Hause rückte. Dieß geschah freilich bloß zweimal in der Woche. Die Gesundheit und physische Entwicklung des Soldaten wurde in solcher Art auf die erfreulichste

Weise befördert, obwohl manche Widersacher auf den bedeutenden Krankenstand zeigten, der übrigens, wie bekannt, keineswegs eine Folge der Anstrengungen, sondern des dem Fremden ungewohnten Klimas war.

Eine besondere Aufmerksamkeit schenkte Radetzky der Vervollkommnung und richtigen Verwendung der Raketenbatterien. Selbe hielten den Sommer hindurch ihre Schießübungen bei Pordenone und auf der Haide von Garbagnate. Er fand sich fleißig dabei ein. Bei einer solchen Uebung geschah es, daß eine Rakete ihren Flug nach rückwärts nahm und dem Kommandirenden, der sich nur einige Schritte hinter dem Gestell im Gespräch befand, mit der Blechhülse die Lippe zerriß. Die Wunde vernarbte so vollständig, daß kaum eine leise Spur sichtbar blieb.

Die Feldübungen schritten stufenweise vor. Man begann mit den kleinsten Abtheilungen, und gelangte so successive bis zum ganzen Bataillon, zur Brigade, Division und zum Korps. Keine Uebung fand statt, wo nicht der Feind markirt worden wäre. Die 6 Kompagnien eines Bataillons stellten eine ganze Brigade oder Division vor. Etwas Kavallerie und Artillerie wurde dazu gegeben und ein intelligenter Stabsoffizier befehligte den sogenannten „Feind.“ Dadurch erhielt der Soldat eine praktische Anschauung.

Am Schluß der jährlichen Lagerübungen vereinigten

sich auf 6—8 Tage oft 60,000 Mann zu großen Manövern, wobei jedesmal Freund und Feind dargestellt und eine strategische Idee zu Grund gelegt wurde.

In dieser Weise machten sich die Truppen mit jeder Art des Felddienstes völlig vertraut, den Generälen und Stabsoffizieren aber wurde Gelegenheit geboten, ihren Blick auf dem Terrain zu schärfen. Oft in jenen Tagen sah man Radetzky, in Begleitung seines Generalstabschefs, mit Blitzesschnelle vom Lago maggiore an die Ufer des Mincio und Chiese, oder nach Altavilla und Pordenone, ja selbst über den Po eilen, um irgend ein Lager zu überraschen. Es wurden sodann Stegreifmanöver ausgeführt, wozu er selbst erst an Ort und Stelle die Idee gab und welche um so lehrreicher blieben, als dabei keine Schablone angewendet werden konnte. So erreichte er das von ihm angestrebte große Ziel: ein Heer zu schaffen, auf welches der Monarch jederzeit mit Vertrauen blicken konnte. In dieser Richtung pflichtete man Napoleons Ansichten nicht bei, der, nach Jomini, behauptete: „er liebe die Friedensübungen nicht, weil sie den Soldaten falsche Begriffe beibrächten und ihn lehrten, stets der Ueberzahl zu weichen. Wer den Muth, als ersten Faktor, nicht beachte, vermöge nie ein wahres Kriegsbild zu geben.“ Dieser Ausspruch hat wirklich etwas für sich, kann jedoch nur bedingungsweise gelten, widrigens man das Prinzip aufstellen müßte, die Truppen im Frieden niemals für den Krieg vorzubereiten.

Der in Italien erzielte Erfolg war so augenscheinlich, daß die bewährtesten Stimmen des In- und Auslandes sich in dem Ausspruch vereinigten: „hier bleibe kaum noch etwas zu wünschen übrig.“ Seit jenen Tagen, wo der unvergeßliche Erzherzog Karl des Kaisers Heere zum Sieg geführt, hatte man solche Truppen nicht wieder gesehen. Der Geist jener Armee, die der Sieger von Aspern, von Stockach und Caldiero befehligte, schien auf diese Schaaren übergegangen zu seyn.

Viele auswärtige Souveraine sendeten Generäle und Offiziere nach Italien, um diese Verbesserungen durch praktische Anschauung kennen zu lernen. Die Radetzky-sche Manövririnstruktion brach sich Bahn bis in die fernsten Länder. Die öffentlichen Blätter nahmen in ihre Spalten die betreffenden Berichte einzelner fremder Offiziere auf. Es war unmöglich, diesen wichtigen Gegenstand in Wien länger unbeachtet zu lassen. Man mußte, falls sich seine allgemeine Nützlichkeit, woran damals noch Manche zweifelten, herausstellen würde, das Gute pflichtgemäß auf die gesammte k. k. Armee übertragen. Seine Majestät der Kaiser ordnete daher eine Kommission an, um die Manövririnstruktion zu prüfen und zu entscheiden: „Ob diese Neuerungen überhaupt nöthig seyen.“ Von 40 Gutachten sprachen sich am Ende 37 dafür und bloß 3 dagegen aus. Die Opposition hatte lange über den Grundsatz verhandelt: ob die Bataillone eines und desselben Regiments

nicht besser nach alter Art neben einander, statt wie Radetzky wollte, hinter einander stünden. Man wollte sich nicht erinnern, daß schon Suwarow etwas Aehnliches gethan, indem er nur seine erste Linie entwickelte, die zweite aber in Kolonnen hielt. Am Ende entschied man sich für eine halbe Maßregel, und beschloß, dem Befehlshaber, nach den jeweiligen Umständen, die eine oder andere der beiden Aufstellungsarten anheim zu geben.

Radetzky, in dessen Natur es lag, sich nie vom Ziel abbringen zu lassen und nur die Form zu modifiziren, den Zweck aber unverrückt festzuhalten, ließ sich, im Gefühl seiner edlen Absicht und des Beifalls kompetenter Richter, die Bemühungen der Gegenpartei wenig anfechten, steuerte unverwandt auf sein großes Ziel los, und fand sich durch die völlige Hingebung und das unbedingte Vertrauen seiner Untergebenen reich belohnt für alle Mühen und Plackereien. An dieser hochherzigen Gesinnung zersplitterten, wie an dem mächtigsten Schild, die Pfeile hämischer Tadelsucht. Indessen soll nicht unerwähnt bleiben, daß die von ihm eingeführten taktischen Verbesserungen sich schwerlich einer so raschen allseitigen Verbreitung erfreut haben würden, wenn nicht der Generaladjutant des Kaisers sich der Sache mit Wärme angenommen hätte, denn der durch ganz Europa hallende Ruf von der Schönheit und Kriegstüchtigkeit der k. k. Truppen in

Italien genügte noch immer nicht, um manche Zweifler und Widersacher zu überzeugen.

Die kommandirenden Generäle in den übrigen Provinzen der Monarchie hatten die neue Manövrirart mehr oder weniger mit lebhafter Theilnahme begrüßt, und nach dem Muster von Italien gearbeitet. Die alten erfahrenen Generäle, ein Lederer, Bianchi, Klebelsberg, Langenau u. A. erklärten sich unbedingt dafür, was jedoch Andere wieder verneinten.

Im Herbst 1833 wurden drei Kavallerieregimenter unter Generalmajor Baron Mengen bei Turas in Mähren, im Beiseyn Seiner Majestät des Kaisers, nach den Radetzky'schen Vorschriften probeweise geübt; wobei der damalige Major Graf Nobili, der, wie Klebelsberg sagte, „mit seiner schönen Ruhe und taktvollem Benehmen ganz für Mengen passe" mit aller Thätigkeit erfolgreich eingriff, um die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und dem Nutzen dieser Anleitung allgemein durchgreifen zu machen.

Mit der Manövririnstruktion für die Kavallerie hielt es nämlich noch weit schwerer wie mit jener der Infanterie. Selbst der als wissenschaftlicher und praktisch tüchtiger Kavallerist geachtete, ebenso geistreiche als ruhige, General Graf Clam-Martinitz, welcher dem Kommandirenden schon aus der Zeit her befreundet war, wo er in den Freiheitskriegen als Ordonnanzoffizier des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg zu vielfachen und

wichtigen Sendungen verwendet wurde und den Krieg gesehen hatte, nahm in sehr wesentlichen Fragen gegen Radetzky Partei.

Wir glauben dieß am Besten durch jenes Schreiben zu veranschaulichen, welches Graf Clam am 28. Juni 1833 an den Feldmarschall richtete. Wer für das Wesen der Reiterei kein Verständniß hat, der wolle diese Paar Seiten überschlagen. Dem Kavallerieoffizier aber hoffen wir einen Dienst damit zu erweisen. Dieses Schreiben lautete:

„Oft schon in früheren Zeiten durch Deine ebenso gütigen als vertrauensvolle Aeußerungen über die Manövrirkunst der Kavallerie beehrt, konnte ich mir eine desto lebhaftere Vorstellung von der Idee machen, welche Dich, zum Wohl der Armee und in stets reger Sorgfalt für ihren Kriegsruhm leitete.

„Mit dem größten Interesse, und mit der Aufmerksamkeit, die hier durch Dein auszeichnendes Vertrauen zur doppelten Pflicht wird, habe ich die Instruktion für die Kavallerie durchstudirt, und wünschte nur, daß mir das Glück zu Theil würde, Deine praktische Uebung mit ansehen zu können, denn ehe dieß nicht geschehen, würde es eine große Anmaßung seyn, eine Meinung aussprechen zu wollen, wenn ich auch noch so anerkenne, daß die Deutlichkeit der Darstellung, Niemand, der überhaupt Kenntnisse von dem behandelten Gegenstand hat, im Dunkeln

läßt. Da diese Sache vor das höchste Forum gezogen und dem Urtheil so vieler hochverdienten und kriegserfahrenen Männer unterworfen ist, so verschwindet das Meinige auf jeden Fall im Hintergrund der Unbedeutendheit, und überdieß kann ich nur die Ansicht wiederholen, daß jedes Urtheil der praktischen Anschauung vorbehalten bleiben muß.

„Eine Bemerkung aber erlaube ich mir Deinem weisen Urtheil zu unterziehen und diese besteht in Folgendem: Es scheint mir, man muß die Sache immer beim wahren Namen nennen, und so auch hier sich nicht darüber täuschen, daß von einigen sehr wesentlichen Veränderungen in unserem Kavalleriereglement die Rede ist; und in Folge dieser Erkenntniß müssen diejenigen, welche — es sey nun auf höheren Befehl, oder aus eigenem Antrieb — ein Urtheil fällen sollen, meines Erachtens zwei Hauptfragen erörtern. Nämlich: 1) Sind die beabsichtigten Veränderungen des Kavalleriereglements als Verbesserungen desselben zu betrachten, und Allerhöchsten Orts zu sanktioniren? 2) Sind die Manövrirvorschriften für Brigaden und Divisionen, dieselben mögen nun in Folge der Entscheidung ad 1) mit den veränderten, oder mit dem beibehaltenen Reglement ausgeführt werden, durch die allerhöchste Sanktion zu einem Reglement für die Generäle zu machen?

„Wenn man diese beiden Fragen nicht trennt, so wird man nie zum Ziel kommen. Denn bloß mit dem allgemeinen Satz: „das Reglement ist vortrefflich bis zum Bereich eines Regiments" scheint mir nicht geholfen, sobald es sich um solche, in die ersten Grundlagen der Ausbildung und Abrichtung tief eingreifende Modifikationen handelt, als z. B. die Deploirung mit der Achtelschwenkung — die Ziehung großer Körper durch eben dieselbe — der Abmarsch mit Vieren u. dgl. sind.[1]

„Daß also dieß Veränderungen sind, muß man meines Erachtens ganz klar sagen, und dann unbefangen untersuchen: ob selbe das Reglement verbessern. Die Untersuchung dieser Vorfrage wird und muß nothwendig die ganze Sache simplifiziren, und die Aufgabe derjenigen erleichtern, welche seiner Zeit zu einer Beurtheilung berufen seyn werden, während ohne derselben man immer von mangelhaften Prämissen ausgeht, oder gewisse Dinge, nur stillschweigend angenommen, voraussetzen muß.

„Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir, mein Glaubensbekenntniß dahin auszusprechen, daß unser Kavallerie-

[1] Wir erinnern hier auf die Kontroverse des Feldmarschalls Grafen Kalkreuth und Generallieutenants von Dolffs in Preußen 1799, beide gediegene Reiteroffiziere die sich auch nicht einigen konnten. Kalkreuth war für den Abmarsch zu Vieren, während Dolffs jenem zu Dreien das Wort redete.

reglement der Vollkommenheit noch mehr genähert würde, wenn man a) eine Brechung der Front mit Drei oder Vier einführte (wovon ich nach meinem eigenen Ermessen die erste vorziehe, weil sie sich auch so gut zu Sechs, nämlich mit Drei aus jedem Glied macht) und diese Brechung auf die Aufmärsche aus der Masse anwendete; b) die unter Fürst Hohenzollern abgestellten Obliquen, durch die Staffelmärsche, wieder herstellte; c) bei den Ab- und Aufschwenkungen, während des Marsches, das Ausführungszeichen durch Trompeter einführte, wie Du dieß Zeichen so treffend benannt hast.

„Ich gestehe ganz offen, daß ich bis jetzt zu der Ueberzeugung vom Nutzen anderer Veränderungen noch nicht gelangt bin, besonders deßhalb, weil mir scheint, daß selbe die ausgearbeitetste Truppe doch immer auf längere Zeit in den Uebungszustand zurück versetzen, und ihr etwas an ihrer Zuversicht nehmen. Noch ein Glaubensbekenntniß, was ich ablegen will, ist dieß: ich bin nicht davon überzeugt, daß unser Reglement nicht auf die Bewegung größerer Massen als ein Regiment passen sollte, und glaube, daß die so unendlich oft gesehene und beklagte Unbeholfenheit und Verlegenheit, wo nicht lediglich, doch hauptsächlich, in dem Mangel der Uebung mit größeren Körpern liegt.

„Zum Beweise meines Glaubens stelle ich folgendes auf: Wenn ein General Deiner Art vier Kavallerie-

regimenter beisammen hat, so fehlt das Resultat nie, und wenn man diese vier Regimenter einem N. N. gibt, so weiß er nicht was er machen soll. Folglich ist das Reglement für den guten General ein vortreffliches Werkzeug bei der Führung auch größerer Körper, und der schlechte General macht, daß das Reglement für ihn verloren ist. Nehmen wir an, daß die Manövrirvorschriften für große Körper noch so sehr ausgearbeitet seyen, daß man aber immer nur Regimenterweise exerzirt, so werden die Generäle und Truppen eben so unbeholfen sein beim Zusammenziehen größerer Körper wie mit dem jetzigen Reglement. Folglich liegt die Abhilfe in der Uebung, und es scheint mir, daß wir nicht sowohl wegen des Reglementsmangel, als trotz des vortrefflichen Reglements, deßhalb im Großen meist unbeholfen sind, weil wir uns nur im Kleinen üben, und wenn wir bei dieser Methode beharren, so werden wir mit jeder noch so vortrefflichen Vorschrift im Großen doch immer unbeholfen bleiben.

„Du siehst — schließt Graf Clam mit liebenswürdiger Bescheidenheit — mein verehrtester und gnädiger Gönner, daß mein Glaubensbekenntniß mich viel weiter führte, als ich Anfangs wollte, und es bleibt mir daher nichts übrig als die Hoffnung und die ganz gehorsamste Bitte auszusprechen, daß Du meine höchst überflüssigen Bemerkungen mit Nachsicht lesen, und als unwillkührliche

Aeußerungen meines Interesse an dem Gegenstand betrachten mögest, den Du aus viel höheren Standpunkten und, gestützt auf den Ruhm und die Erinnerungen eigener Thaten, mit Sicherheit beherrschest, während ich gerade nur so viel davon weiß und erlebt habe, um mir zu sagen, wie viel mein Wissen und meine Erfahrung mir abgehen läßt."

Fast um dieselbe Zeit schrieb ihm sein alter Waffengefährte aus den Befreiungskriegen, der damalige Kommandirende in Galizien Feldmarschalllieutenant Baron Langenau, gewiß ein höchst kompetenter Beurtheiler: „Ich habe meinen schuldigen und aufrichtigen Dank für die mir übersendeten höchst interessanten und lehrreichen Dispositionen deßhalb um einige Zeit verschoben, um Dir auch meinerseits etwas darbieten zu können, was mir der Mittheilung nicht unwerth scheint. Wir haben nämlich den Dir bekannten Rittmeister Parrot nach Polen gesendet, um so gut als möglich den Feldübungen der russischen Armee beizuwohnen, und ich sende Dir in der Beilage seinen recht interessanten Bericht mit dazu gehörigen Planen, in Abschrift. Du wirst Dich daraus überzeugen, daß auch die Russen, wenigstens was die Massenaufstellungen betrifft, in Deinem Sinn arbeiten.

„In Wien wird mittlerweile tüchtig über das gestritten was Du bereits in Italien sehr praktisch in

Ausführung brachtest. Der Himmel gebe solchem Streit ein gedeihliches Resultat. Meinerseits werde ich fortfahren Dir mitzutheilen, was Dich aus unsern rauhen Gefilden interessiren möchte. Vergiß auch Du mich nicht in Deinem schönen Himmel. Wie du ganz richtig bemerktest, stehen wir sämmtlich auf einem Vulkan, nur daß wir dabei etwas mehr frieren müssen als Du."

Hieher gehört ferner noch ein Schreiben des zu jener Zeit am k. k. Hof akkreditirten großherzoglich baden'schen Gesandten Generallieutenant Freiherrn von Tettenborn, den der Verstorbene ganz besonders liebte und achtete, weil er in ihm den Typus eines findigen, unermüdeten und unvergleichlich tapfern Führers erkannte. Gerne und oft erinnerte er an das thatenreiche Leben dieses Generals, der als k. k. Rittmeister die Avantgarde des Erzherzogs Ferdinand beim Durchbruch von Ulm nach Böhmen 1805 führte, später in russischen Diensten am 18. März 1813 mit seinen Kosaken Hamburg eroberte, unter dem edlen Generallieutenant Grafen Wallmoden mit seltener Auszeichnung an der Göhrde die französische Division Pecheux aufreiben half (16. September), im Oktober Bremen überfiel und 1814 in Frankreich mit einem leichten Reiterkorps die wichtigsten Dienste leistete.

Tettenborn schrieb aus Wien unterm 13. November 1833:

„Tief gerührt von Deiner Güte ergreife ich die Feder,

um Dir für Deine Aufmerksamkeit zu danken, die mir stets unvergeßlich seyn wird. Sehr schmeichelhaft war es mir, daß Du bei Deinen vielen Geschäften eines alten Anhängers und Verehrers nicht vergessen hast, der von ganzer Seele Dir ergeben ist und Deine großen Eigenschaften gewiß zu schätzen weiß. Es war mir längst bekannt, daß Deine Armee den höchsten Grad militärischer Vollkommenheit erreicht hat, und ich freue mich, daß bei allen fremden Offizieren, die Deine Truppen gesehen, hierüber nur eine Stimme ist.

„Deine neuen Vorschriften, um sowohl der Infanterie als Kavallerie mehr Beweglichkeit zu geben, haben längst meine ganze Aufmerksamkeit erregt, und ich gestehe offen, der ganzen Opposition zum Trotz, daß ich Sie vortrefflich finde. Der Kaiser hat sich, so wie seine nächsten Umgebungen, von der Nützlichkeit der Sache überzeugt und ich zweifle keinen Augenblick, daß Alles angenommen wird. Die Opposition hat keine Kraft, wird daher gewiß aus dem Feld geschlagen werden. Die alten Faulpelze wollen nicht, daß man sie aus ihrem behaglichen Schlaf wecken soll.“

Neben den militärischen Beschäftigungen unterließ es Radetzky zu keiner Zeit einen ausgebreiteten Briefwechsel mit vielen ihm befreundeten und hochgestellten Männern nicht bloß des In-, sondern auch des Auslandes zu unterhalten. Diese Korrespondenz drehte sich zumeist um die

Ereignisse und Bedürfnisse der Zeit, und erhielt ihn über alle politischen Begebenheiten, auch jenseits der Grenzen unseres Vaterlandes, auf dem Laufenden.

Innig vertraut war er mit dem vormaligen badenschen Minister Baron Berstett, der früher in der k. k. Kavallerie gedient hatte, und bis an seinen Tod dem Kaiserhaus die wärmste Verehrung bewahrte. Aus dessen vertrauten Mittheilungen führen wir bloß ein Schreiben aus Karlsruhe vom 12. August 1832 an, weil es nicht bloß den edlen Charakter Berstetts zur verdienten Anschauung bringt, sondern auch einen Maßstab für die Beurtheilung der damaligen politischen Zustände des südwestlichen Deutschlands liefert, wie ihn nur ein freimüthiger und tüchtiger Staatsmann zu geben vermag.

„Vergebens, mein theurer alter Freund, würde ich versuchen, Dir die wohlthuenden Gefühle zu beschreiben, welche Deine freundschaftlichen Zeilen vom 23. vorigen Monats in meinem altösterreichischen Herzen rege gemacht haben. In den verhexten Zeitverhältnissen, die uns das Schicksal zu erleben verurtheilt, sind solche Beweise ächter und dauerhafter Freundschaft der heilsamste Balsam für ein durch dieselben vielfach verwundetes Gemüth, besonders wenn mit ihnen auch noch Worte des Trostes verbunden sind, die uns einen hoffnungsvollen Blick in eine heitere Zukunft vergönnen.

„Du weißt daß Kränklichkeit, mehr aber noch Ekel

und Ueberdruß der leidigen Politik des Tages, mich vor anderthalb Jahren bewogen, mich von allen Staatsgeschäften zurückzuziehen, und zwar mit dem unerschütterlichen Vorsatz, nie mehr daran Theil zu nehmen, wenn nicht ganz unerwartete Verhältnisse eintreten, die mir die Hoffnung geben, der guten Sache auf einem, meinen politischen Grundsätzen entsprechenden Weg, auch ferner nützlich seyn zu können. In diesem Falle allein könnte ich mich vielleicht entschließen, jede Rücksicht auf meine zerrüttete Gesundheit und auf die dreiundsechzig Jahre, die meine Schultern beschweren, bei Seite zu setzen und mit einer letzten Anstrengung mich noch einmal in das Geschirr zu werfen, bis der im Koth tief versunkene Wagen wieder in das rechte Geleis gebracht, oder ich ermattet zu Boden fiele.

„Du hast demnach nicht ganz unrecht, immer noch auf mich zu zählen, wenn je der rechte Augenblick kommen sollte. Gott gebe nur jetzt, da der bisher so geduldige Bundestag endlich einmal das „bis dahin und nicht weiter" ausgesprochen hat, daß man nicht, wie schon so oft geschehen, auf halbem Weg stehen bleibe; denn viel, ja unendlich viel bleibt noch zu thun übrig, wenn das weit verbreitete Uebel mit der Wurzel soll ausgerottet werden. Indessen ist die Arbeit dennoch bei weitem nicht so schwer, noch so gefahrvoll, als man es sich in den großen Kabineten vorzustellen scheint.

„Ich komme so eben von einer Reise in unser Oberland bis Basel, und namentlich von dem so verschrieenen Freiburg zurück, auf welcher ich, gegen alles Erwarten, die tröstende Ueberzeugung gewonnen habe, daß der Geist und die Stimmung unseres Volkes, trotz aller Verführungsversuche unserer jakobinischen Professoren in diesem Augenblick noch gar nichts zu wünschen übrig läßt, und daß es bloß darauf ankommt, ein Paar Dutzend jener Professoren, sowie einiger Advokaten und schlechten Beamten, mit Energie auf den Leib zu steigen und die Wüthendsten derselben zwischen vier Mauern zu versorgen, um die Revolution, womit uns diese Herren drohen und einzuschüchtern suchen, mit einem einzigen Schlag zu lähmen und auf lange Zeit unmöglich zu machen. Der Bürger in den Städten, sowie der wohlhabende Bauer auf dem Lande sind bereits des liberalen Treibens dieser Jakobinerrotte herzlich müde. Sie sehnen sich nach Ruhe und nach einem kräftigen Regierungssystem, welches ihnen Sicherheit für ihr Eigenthum gewährt, und es bedarf sicher nur eines Winkes, um letztere zu vermögen, alle jene Revolutionsprediger und Unruhestifter mit dem Dreschflegel todt zu schlagen, oder wenigstens aus dem Land zu jagen. Ich schreibe Dir alles dieses, mein lieber Freund, weil ich vermuthe, daß demnächst Verhältnisse eintreten dürften, bei welchen Dir diese ganz verläßlichen Notizen von Wichtigkeit seyn und zur Richtschnur dienen könnten.

„So viel ich bisher in Erfahrung bringen konnte, herrscht in allen benachbarten Bundesstaaten, mehr oder weniger, so ziemlich der nämliche Geist wie bei uns. Allenthalben ist es einer Handvoll ehrgeiziger Intriganten, Professoren und liederlicher Advokaten gelungen, durch die Freiheit der Presse und durch Deklamationen auf den öffentlichen ständischen Tribunen eine gewisse Unruhe und Aufregung, jedoch nur unter den niedrigsten Volksklassen, hervorzurufen, um die Regierungen durch aufrührerische Drohreden und Schriften, auch tumultarische Volksfeste — wie das Hambacher und andere mehr — einzuschüchtern und theilweise zu lähmen. Allein der Geist der Empörung ist noch keineswegs in die begüterte oder sonst nur etwas wohlhabende Volksklasse gedrungen, so, daß jedes Gouvernement, welches nur mit einiger Energie einzuschreiten den Muth hat, des vollkommensten Sieges über die an Zahl geringe revolutionäre Faktion versichert seyn darf.

„Also nur vorwärts mit Zuversicht, und ohne Zaudern auf der Bahn des Rechtes und der gesetzlichen Ordnung. Die so fürchterlich beschriebene Befreiungsarmee unserer Professoren und Studenten, sammt dem Lumpengesindel, auf welches sie zählen, wird nicht ins Feld rücken, dafür stehe ich Dir, sobald sie sich einmal wird überzeugt haben, daß mit dem Deklamiren und Schreien, selbst mit aufrührerischen Zeitungsartikeln, nichts mehr auszurichten

seyn wird. Glaube mir! Ich kenne genau diese feigen Schufte, sowie die ruhigen Gesinnungen und den besonnenen Geist unseres braven Volkes.

„Schon haben die Beschlüsse des bisher so sehr verspotteten und leider auch in der That nicht sehr furchtbaren Bundestages über alle Erwartung gewirkt. Die allerfrechsten Schreier und Chefs de partie lassen bereits die Ohren hängen, blasen Chamade und schleichen einher wie geprügelte Hunde, als ob sie es nicht gewesen wären. Es ist erbärmlich, daß so elende feige Gesellen auch nur einen Augenblick den Regierungen und Gewalthabern zu imponiren im Stande waren. Mich haben sie, Gott sey's gedankt, nie weder getäuscht noch entmuthigt. Sie wußten es aber auch, und verschonten mich deßhalb auf eine wirklich auffallende Weise."

Die Bedürfnisse der Zeit mit hellem Blick erfassend, hatte der Feldmarschall schon in den ersten Monaten seines Wirkens in Italien die Befestigung von Verona angeregt. Er wünschte aber keineswegs einen bloßen Place-de-Moment, sondern eine wirkliche Festung und großartigen Manövrirpunkt. Anfangs stieß er auf mancherlei Schwierigkeiten, und viel Dinte wurde verschrieben, bevor die Sache nur einigermaßen ins Geleise kam. Mit richtigem Takt hatte er den Kostenpunkt auf ein Minimum gestellt, in der Ueberzeugung, das Weitere werde sich finden. Dadurch aber geschah es, daß vor der Hand von einem

verschanzten Lager auf dem westlichen Rideau, von der Etsch über Chievo, Crocebianca, San Massimo, Santa Lucia und Tomba keine Rede seyn konnte, und man sich im Bedarfsfall mit Erdwerken behelfen mußte. Erst unserem jungen Monarchen danken wir jene großartigen und soliden Forts, welche sich nunmehr dort erheben, und aus Verona das geschaffen, was es seyn soll: einen Waffenplatz ersten Ranges, der uns vollständig zum Meister der obern Etsch macht und in seiner großartigen Ausdehnung ein zahlreiches Heer nebst allen Kriegsbedürfnissen aufzunehmen vermag, auch bei seiner geringen Entfernung vom Mincio und den Festungen Peschiera und Mantua eine doppelte strategische Wichtigkeit besitzt.

Wäre schon im Jahre 1848 der Rideau in jetziger Weise befestigt gewesen, wofür der Feldmarschall Jahre lang sollizitirte, so möchte es schwerlich zu einer Schlacht bei Santa Lucia gekommen seyn, und man hätte sich nicht der Gefahr ausgesetzt, durch deren möglichen Verlust, so wie die Dinge damals standen, auch den Untergang der Monarchie herbeizuführen. Der Feldmarschall kann eben deßhalb als einer jener Männer betrachtet werden, denen der Himmel die unschätzbare Gabe verlieh, weit in die Zukunft zu blicken. Gar vieles was er schon in den dreißiger Jahren mit allem Eifer anstrebte und erzielte, hat seinen Nutzen erst im Jahr 1848 bewährt.

Seine staatsmännische Befähigung erwies sich aus

dem korrekten Vorgehen gegen die gesammten italienischen Höfe, von denen die einsichtsvollen und gut denkenden in ihm und seiner Armee ihre festeste Stütze erkannten. Sein richtiger Takt, und sein rücksichtsvolles Benehmen, das übrigens dem Vortheile des Kaiserstaates nicht das Mindeste vergab, waren Ursache, daß in Rom, Florenz, Lucca, Modena und Parma sein Rath jederzeit volle Geltung fand. Wenn er zeitweise einen dieser Höfe besuchte, hatte er sich stets der besten Aufnahme zu erfreuen. Ganz vorzüglich war solches bei der Frau Erzherzogin Maria Louise der Fall, welcher er, wo nicht öfter im Jahr, so doch unfehlbar am 12. December, zum Geburtsfest, seine Aufwartung machte. Mit Sardinien hatte der Wiener Hof schon im Jahr 1831 ein Offensiv- und Defensivbündniß geschlossen, welches 1848 in so schmählicher Weise durch Karl Albert gebrochen wurde. Dem König war die Ehre widerfahren unterm 9. December 1831 von Seiner Majestät dem Kaiser zum Inhaber des k. k. fünften Husarenregiments ernannt zu werden, das bis dahin den Namen des Feldmarschalls führte und ihn auch führen wird auf ewige Zeiten. Bei dieser Gelegenheit erhielt Radetzky am 10. Februar 1832 das Großkreuz des Sankt Mauriz- und Lazarusordens, dem erst 1838 der Anunziadeorden folgte. Da, bei allem scheinbar gutem Einvernehmen, dem Feldmarschall die bei vielen Gelegenheiten in Turin hervortretende übergroße Empfind-

lichkeit nicht unbekannt war, so strebte er vorzugsweise dahin, jenen Hof bei gutem Willen zu erhalten. Er trat dort mit großer Behutsamkeit auf, erwies sich auch gegen die zeitweise nach Mailand kommenden, oder die Waffenübungen, oft in ziemlicher Zahl besuchenden, sardinischen Offiziere ebenso gastfrei als aufmerksam. Ein Lamarmora saß als einfacher Artilleriekapitän gar oft an des Feldmarschalls Tisch, neben ihm ein Bava, ein Sonnaz und Andere, die alle im Jahr 1848 gegen uns gefochten und zum Theil noch heute einem Heere grollen, das sie stets mit unverstellter Zuvorkommenheit aufnahm, und ihnen aus unseren Militäreinrichtungen nicht das mindeste Geheimniß machen zu sollen glaubte, denn sie waren ja unsere freundlichen Nachbarn und Verbündete.

Unterm 12. December 1833 hatte auch Ihro Majestät die Herzogin von Parma den Marschall mit dem Senatorgroßkreuz des Konstantin- und Georgsordens geschmückt.

Auf einem Posten, den die politischen Verhältnisse jener Zeit doppelt schwierig machten, wirkte Radetzky nach allen Richtungen in einer Weise, welche ihm die allgemeine Bewunderung und Liebe, ja sogar das Vertrauen jener erwarben, die zu den Gegnern der Regierung zählten. Allseitig pries man sein würdevolles Benehmen, seinen Edelmuth, seine Herablassung, seine Milde. Anderseits erwarb er sich durch unausgesetzte Sorgfalt für alle

Bedürfnisse des Soldaten, die Liebe und das Vertrauen desselben, wie vielleicht kaum ein Feldherr vor ihm in Oesterreich, den Erzherzog Karl etwa ausgenommen. Die Armee zollte ihm eine fast abgöttische Verehrung, und bewies ihm die rührendste kindliche Anhänglichkeit. Streng, aber in hohem Grade gerecht und billig, einfach, ohne allen Prunk, mäßig, besorgt und für jedermann zugänglich war er das Urbild eines Feldherrn, und erinnerte unwillkürhlich an jene Heroen, von denen wir in den alten Heldenbüchern lesen.

Mit stets regem Eifer allen administrativen Verbesserungen zugewendet, hatte der Marschall seit vielen Jahren gesammelt und nachgedacht.

So entstanden seine Vorschläge für eine vereinfachte Kriegsverwaltung. Man darf bedauern, daß diese lichtvollen Gedanken und Anträge in seinem Schreibepulte verschlossen geblieben sind. Wer so wie wir diese Arbeit kennt, wird zugeben, daß die darin aufgestellten Modalitäten und ziffermäßig nachgewiesenen Berechnungen nicht nur eine große Vereinfachung, sondern auch eine wesentliche Ersparniß im Militärhaushalt erzielen mußten. Einen Augenblick schien Radetzky geneigt, damit hervorzutreten, als sich ihm plötzlich wieder die Ueberzeugung aufdrang, solches sey weder klug noch zeitgemäß, und würde nur die Zahl seiner Widersacher vermehren.

Um der Wahrheit gerecht zu werden, muß man

allerdings zugeben, daß es ihm nicht selten begegnete, in seinem feurigen Wollen über das Ziel hinauszuschießen und bei aller Biederkeit und Offenheit bisweilen diejenigen zu verletzen, welche am Althergebrachten hiengen und in dem Bestehenden das Vorzüglichste erkannten. Ein Hauptgegenstand, den er nie aus den Augen verlor, war die Krankenpflege. Seine „armen Soldaten“ wollte er im Spital auf das Beste gehalten wissen. Er wurde daher nicht müde, sich Spitals- und Montursgegenstände für Italien zu erbitten, und zwar oft in sehr großartigem Umfang. Man war mit seinem unaufhörlichen Begehren beim Hofkriegsrath äußerst unzufrieden und meinte: „die italienische Armee koste gar zu viel.“ Allerdings konnten die Lagereinrichtungen, die Einführung der großen Standzelte, und theilweise Versuche bei der Artillerie, beim Verpflegswesen u. dergl. nicht ohne Auslagen bestritten werden. Der damalige Hofkriegsrathspräsident General der Kavallerie Graf Hardegg, sein alter Freund und Waffenbruder, glaubte es im Interesse des Dienstes und der Freundschaft selbst ihm auf zarte Weise begreiflich machen zu sollen, daß er denn doch gar zu viel begehre. Er schrieb ihm:

„Ich glaube Dir bemerken zu müssen, daß nach meiner Meinung man sich vor der Hand nur bestreben sollte, das Erreichbare zu erlangen. Der Hoffnung, daß die ärztliche Kunst und Wissenschaft in Bälde einen so raschen

Fortgang nehmen werde, kann ich mich nicht hingeben. Sie werden immer nach ihren Methoden pfuschen, kuriren und dogmatisiren. Wenn wir unserseits es nur dahin bringen, daß die armen Kranken reinlich gehalten werden, daß sie nicht aus Mangel an Nahrung zu Grunde gehen, und Ordnung in den Spitälern herrscht. In Bezug auf die Bekleidung der Armee ist Niemand mehr als ich von der Nothwendigkeit durchdrungen, daß der Soldat neben gehöriger Nahrung auch seiner Bestimmung gemäß gekleidet seyn müsse. Ich bin auch vollkommen überzeugt, daß dieser Zweck erreicht werden könnte, ohne den Staat mit einer Mehrauslage zu belasten. Aber leider ist das Sprichwort ein faktisches Hinderniß: „mundus vult decipi, ergo decipiatur." Ich habe Verdruß genug gehabt, indem ich mich dieser so eingebürgerten Thatsache in den Weg gestellt. Ein ganzes Heer von Menschen aus allen Klassen opponirt sich. Viele wollen nicht einsehen, daß zweimal zwei vier ist, und nur Wenige sehen nicht ein, wenn die Andern den wahren Talisman besitzen und sie glauben machen, was sie wollen."

Da Radetzky sich durch solche Winke von der eingeschlagenen Bahn nicht abbringen ließ, so entstand eine merkbare Verstimmung zwischen Beiden, die jedoch bei ihrem Biedersinn weder von allzu langer Dauer, noch für das Wohl des Mannes nachtheilig seyn konnte.

Ganz besonders waren es die Gesundheitsverhältnisse

der in Italien so verschrieenen Festungen Mantua und Legnago, welche ihn fortwährend beschäftigten. Es wurde über Mantua ein umfangreiches Elaborat ausgearbeitet, dessen historischer Theil die genauesten Nachweise über Alles gab, was zur Verbesserung der dortigen Malaria, welcher schon Tausende von österreichischen Soldaten zum Opfer fielen, bis dahin geschehen war. [1]

Unverwandt folgte der Feldmarschall auch den nie ganz ruhenden Umtrieben der Propaganda in Italien, und stand mit dem in Ferrara durch Mörderhand gefallenen, so rechtlich denkenden Baron Baratelli deßhalb in stetem Verkehr.

Trotz aller scheinbaren Ruhe waren die Zustände in der Halbinsel schon ziemlich unterwühlt, vorzugsweise in den kleineren Staaten, wo die Wühler und Hetzer freieren Spielraum hatten. Den schlagendsten Beweis, mit welcher cynischen Frechheit selbe bisweilen auftraten, liefert ein heut zu Tag vielleicht schon vergessenes, damals aber großes Aufsehen erregendes „Sendschreiben" des Parmesaners Peter Giordano an den Präsidenten Vincenz Mistrali.

[1] Ein Jahr später schrieb der Marschall dem Verfasser: „Sie kennen Mantua und seine ganzen Krankheitsverhältnisse aus Ueberzeugung, während Dr. Schlosser, ein theoretischer Schmierer, uns alle Jahr durch seine Berichte Stoff giebt, der Hofstelle antworten zu müssen. Nehmen Sie mir es daher nicht übel, wenn ich auf Ihre gewohnte Nachsicht, sowie auf Ihre Kenntnisse vertrauend, Sie bitte die Anlage zu prüfen, und mir Ihre Meinung für den Hofkriegsrath zu sagen."

Wir können dasselbe nur in der Ursprache wiedergeben, weil es durch eine Uebertragung alle Pointen verlieren müßte.

„Scrissi una volta all' eccellentissima presidenza vostra gravemente per cosa grave, che importava molto all' umanità ed alla ragione. Fú inutile perché voi non curaste, che l'ottimo volere della buona padrona non fosse scelleratamente tradito dall' impudentissima audacia di mentire di fra Tacchino e fra Cocconi. (Anspielung auf Tacchi und den Präsidenten des Innern Cocchi.) Forse verrà giorno che la padrona sappia e punisca.

„Ora leggermente vi scrivo per cosa, quanto a me lievissima che importa solamente all' onor vostro e della padrona. E piccola cosa in se, pure é una delle mille e mille che si vede, con quanta bestiale insolenza lo sbiraccio di Bergamo (der damalige parmesanische Polizeidirektor Sartorio, ein von den Mazzinisten wie begreiflich aufs Aeußerste gehaßter Beamter) e quello stolidamente furioso buonaccione di Capernico, giumenti stranamente imbizzarriti dalla troppa e non isperata profenda, tirino a precipizio l' avvilito carro della ducale potenza, sul quale voi sedete, non felice cocchiere. Hanno decretato e decretarono, che per tutta l'ampiezza dell' impero, non sarà lecito vendere, nè comperare, donare, nè prestare, leggere, nè farsi

leggere, avere nè desiderare una mia chiacchiera (se la vedeste cosa gelata, insipida, innocentissima) circa lo spasimo intagliato del Toschi, stampata notabene non a Capolago, ni a Lugano, in Milano, sotto le ali dell' aquilone augustissimo. Ciò e mentre a me, quand' anche fosse odio vano al mio nome, e ridicola vendetta d'aver rifiutato le stolide loro circommissioni. Ciò mi pare quasi niente anche al Toschi se ben potesse parer grave, e non degna ingiuria a quell' eccellente e rispettabil' uomo. Il calcio dei' cinici puó molestare un Toschi ma non offenderlo. Ma scandalo é (dubito se piu odioso o ridicolo) aver anche qui ingannata la padrona e condotta a dare il suo nome, l'augusta figlia, a tale irreverenza verso l'augusto babbo. Stolidissima insolenza! A Parma rovesciare ciò che Milano approva.

„L'universo mondo stoltizzante non crede piu i principi cosa sovraumana, ma bensi estraumana.

„Quanti si dicevano dei terrori avevamo per esempio alla corte omerica. Fú veduto l'arciduca Plutone discordare dall' imperatore Giove, il re Nettuno tempestare a dispetto dell fratello, Giunone regina rissare col marito, ma non si udi mai, che Minerva, Diana Venere, insultassero al senno del padre.

„Certo la padrona può credere noi degni di

sopportare un Cocchi, un Sartorio, ma non púo credere, nè crede, nè presume che noi crediamo, che questi animalacci abbiano piu cervello dei censori milanesi. Certo, che Ella non può volere, nè vuole beffarsi della saviezza paterna, quando Ella sa e sa il mondo, che senza i fulmini del padre non regnerebbe mezz'ora.

„Guardate dunque se non si convenga di mettere un morso, e dare di buone frustate ai due furenti asinoni, se non attro, perchè la gente conosca pur qualche differenza tra il cocchiere e le bestie, e non debba credere che voi lí abbiate e per colleghi di potenza, e per simili di natura a voi.

„Guardate ancora se non tocchi il vero interesse della padrona, ed il vostro debito di leale servitore (cieco già non siete) che le facciate finalmente conoscere per quanto odio e disprezzo pubblico strascinino costoro indegnissimamente un nome gia tanto amato e riverito. Fate voi! Ma non sarebbe forse bene che pensaste di provedere un poco al vostro nome? Poiche vedete, che la potenza é fuggevole, i ministri sono sministrati, i duchi ponno essere sducati; io me ne rido, sapendo che, se anche fossi impiecato, non sarò sgiordanato. Voi dovete sapere quello che i cinici boriosi nè sanno, nè possono intendere, che io sono di quelli che neppure la morte

fa tacere, io sono di quelli che sgridano e puniscono anche dopo morte. Piacenza 4. giugno 1833 anno terzo del pessimo fra tanti cattivi governi che Parma e Piacenza sopportarono.“

Man konnte sich unmöglich die Augen verschließen über solche kecke Kundgebungen der Umsturzpartei. Die von Medici zu Modena in populärer Sprache höchst gediegen verfaßten „Dialoghetti“ waren nicht im Stande, das wuchernde Unkraut auszurotten. Diese waren mehr auf das Landvolk berechnet, und der Geist des Ungehorsams lag in den höheren Schichten der Bevölkerung. Der Feldmarschall verdoppelte seine Aufmerksamkeit. Die aus Schönhals gewandter Feder geflossenen zeitweisen Berichte nach Wien über die italienischen Zustände waren ebenso treffend als gründlich. Der Hofkriegspräsident antwortete einmal vertraulich: „Dein letztes sehr interessantes Schreiben hat mich in die volle Kenntniß des Sachbestandes in Italien gesetzt, was mir zur nützlichen Wissenschaft dient und wofür ich Dir sehr dankbar bin. Obschon ich weiß, daß Seine Durchlaucht der Fürst Metternich über diese Verhältnisse stets in Kenntniß ist, so ermangle ich doch nicht, demselben die Mittheilung von Allem, was Du mir schreibst, zu machen. Du hast eine sehr wichtige Stellung und eine sehr delikate Aufgabe, zu deren Lösung Deine geniale Persönlichkeit als Beruhigung für die gute Sache dienen kann. Daß wir

in einem sehr bewegten Zeitpunkt leben, daran ist wohl nicht zu zweifeln. Jedoch Beharrlichkeit und fester Sinn für unsere gute Sache ist um so mehr die Pflicht. Die Demagogen sind zwar unermüdlich und erfinderisch in ihren lasterhaften Anschlägen, die aber in der letzten Zeit Gottlob so ziemlich mißlangen."

In diesen wenigen Worten spricht sich des ritterlichen und pflichttreuen Grafen Hardegg ganzer Charakter aus.

Die Unruhe, welche allenthalben auf der Halbinsel bemerkbar war, erhielt neue Nahrung, als die Franzosen Ankona besetzten. Es verbreiteten sich bald Gerüchte von Räumung der Legationen durch die k. k. Truppen, und weckten in Mailand um so größere Besorgnisse, als man dort weit eher denn anderwärts einsah, daß eine solche Maßregel das Signal zu neuen Aufständen geben mußte. Da erhielt der Kommandirende nachstehendes Schreiben des Fürsten Staatskanzlers.

„Euer Excellenz wird der k. k. Botschafter Graf Lützow das gegenwärtige Schreiben zu übergeben die Ehre haben. Nachdem er seinen Urlaub hier beendet, habe ich es für zweckdienlich erachtet, ihn eigens über Mailand reisen zu lassen, damit er sich mit Ihnen besprechen könne. Da er in die Lage der Evakuationsfrage vollkommen eingeweiht ist, so glaube ich, daß Niemand Euer Excellenz mehr Beruhigung über diesen wichtigen Gegenstand würde bieten können, als Graf Lützow selbst. In

jedem Fall bitte ich Sie, keinem auf diese Sache sich beziehenden Gerücht jemals den entferntesten Glauben zu schenken, in so lange Sie keine Nachricht von hier aus haben. Denn nur hier liegt der Schlüssel. Das, was nicht hier bestimmt wird, wird es anderswo nicht werden.“ So durfte nur ein Staatsmann sprechen, der die Politik des Kaiserhofes seit 1815 zu einem Einfluß gebracht hatte, den ihm Niemand in Europa streitig machen konnte.

Als der Befehlshaber des französischen Okkupationskorps in Ankona, der später durch seinen Diffamationsprozeß so bekannt gewordene General Despan de Cubieres, in Begleitung des Eskadronchefs vom Generalstab Marquis Caraman und einigen andern Offizieren uneingeladen den großen Waffenübungen bei Valeggio im Herbst 1834 beiwohnte und mit der dem Feldmarschall angebornen Urbanität aufgenommen worden war, bemerkte Fürst Metternich: „Es kommen mir von allen Seiten Nachrichten zu, welche in dem Lob der letzten Manöver bei Verona einstimmig sind. Besonders beloben sich die fremden Offiziere der ihnen gewordenen Aufnahme. Der General Cubieres insbesondere hat sich derselben auf eine Art gerühmt, welche zu der Vermuthung Stoff geben könnte, daß er die entgegengesetzte Aufnahme befürchtete. In diesem Fall läßt es sich nur schwer erklären, wie und warum er das Unternehmen gewagt hatte.“

Im Juni 1834 war der bisherige Generalstabschef Oberst Heß zum General befördert und für eine Brigade in Mähren bestimmt. Dadurch verlor Radetzky, wie er zu sagen pflegte, „seine rechte Hand." Zu dessen Nachfolger hatte er kein rechtes Herz. Denn nur Heß verstand ihn ganz, war ihm unbedingt ergeben und beurtheilte Menschen und Dinge von einem gleichen Standpunkt. Ein vierjähriges Beisammenseyn, der mündliche Austausch über so viele Ansichten, Entwürfe und Zeitbegebenheiten, die bisher im stundenlangen Auf- und Abgehen nach allen Seiten beleuchtet wurden, bildeten für Radetzky ein wahres Bedürfniß. Wenn je hier die Intrigue ihre Hand im Spiel hatte, woran wir ungern glauben, so erreichte selbe dießmal vollständig ihren Zweck. Der Schlag traf beide Männer schwer. Der Briefwechsel konnte den persönlichen Umgang nie ersetzen; denn wie vermochte solcher einem so feurigen Charakter zu genügen, der zehnmal des Tages etwas zu fragen hatte, und bei seinem Reichthum an großartigen Ideen und heilsamen Maßregeln bis dahin gewohnt gewesen war, sein „zweites Ich" ohne allen Rückhalt ins Vertrauen zu ziehen.

Was der Feldmarschall selbst zwanzig Jahre früher dem edlen Fürsten Schwarzenberg gewesen, das war Heß, und wohl noch in weit höherer Potenz, für ihn. Weder Schönhals, noch viel weniger irgend ein Anderer, vermochte ihm einen Ersatz dafür zu bieten.

Um der Verfügung, welche beide Männer trennte, wenigstens den Schein zu benehmen, als ob darin eine Absicht liege, dem Kommandirenden weh zu thun, stellte man den Grundsatz auf: „der jeweilige Generalstabschef der italienischen Armee dürfe keinen höheren Rang als jenen eines Obersten bekleiden.“ Als jedoch an Schönhals die Tour zur Beförderung kam, fand man nicht den entferntesten Anstand, ihn auch als General auf seinem bisherigen Posten zu belassen, obwohl man hätte denken sollen: die Operationsgeschäfte bedürften weit eher einen General zum Vorstand, als die Detailkanzlei. Erst die schweren Ereignisse des Jahres 1848 führte Beide wieder zusammen. In den vierzehn Jahren der Trennung hatten sie sich fleißig geschrieben und auch verschiedenemale gesehen. Denn Heß versäumte keine Gelegenheit, denjenigen zu besuchen, welchen er bewunderte und liebte.

Im Winter von 1834 auf 1835 litt der sich den Siebzigen nähernde Feldmarschall an heftigem Husten und zeitweiser Diarrhoe. Eine sichtbare Abnahme der Kräfte weckte um so größere Besorgnisse, als sich auch in seinem ganzen Wesen eine auffallende Verstimmung kund gab. Langsam ermannte sich jedoch Geist und Körper wieder. Und so mußte es auch wohl seyn, denn die Vorsehung hatte ihn ja zu Höherem bestimmt. Wenn auch fortan weniger heiter, zurückhaltender und mehr ein Freund des Alleinseyns, gewann er doch nach und nach die frühere

Schwungkraft wieder, und sein reger Geist erfaßte, wie vordem, mit jugendlicher Frische eine Reihe von Entwürfen, die alle nur Eines, „das Beste des Staates und Heeres“ bezweckten.

Da traf ihn ein neuer schwerer Schlag: der Tod des Kaisers Franz. Von diesem streng rechtlichen, gewissenhaften und in hohem Grad einfachen Monarchen vielfach ausgezeichnet, hatte er demselben durch 43 Jahre in Leid und Freud mit unerschütterter Hingebung gedient, und ihm eine Treue und Verehrung geweiht, die nur Jene ganz begreifen, welche die Tiefen dieses lauteren Gemüths vollständig zu ergründen so glücklich waren. Die Regierung dieses hochverehrten, im Leben so überaus geliebten Kaisers gehört nunmehr der Geschichte an und liegt abgeschlossen hinter uns. Die seitherigen großen Weltereignisse haben jene ferne Zeit schon fast verdrängt. Hoffen wir, daß dieser unvergeßliche Monarch bald einen seiner würdigen Biographen finden möge.

Als Kaiser Ferdinand den Thron bestieg, fanden in dessen nächster militärischer Umgebung einzelne Veränderungen statt.

Der edle Feldmarschalllieutenant Graf Clam wurde dessen Generaladjutant und ging seinen eigenen Weg, voll großer Entwürfe, die sich in einem und demselben hochherzigen Brennpunkt begegneten, und denen der gediegene Zanini nicht ferne stand. Um diese Zeit schrieb Tetten-

born: „Der Generaladjutant tritt bis jetzt noch piano auf. Doch kann man noch nicht beurtheilen, wie die Militaria sich gestalten werden. Ich hatte vor einigen Tagen ein ernstes Gespräch mit ihm wegen Dir, wo ich ziemlich mit ihm zufrieden war. Es ist Ihre Aufgabe, sagte ich ihm, ein gutes Verhältniß zwischen Radetzky und Hardegg herzustellen und zu erhalten, denn Sie würden die öffentliche Meinung ganz gegen sich haben, wenn Sie nicht diesen Weg einschlügen. Er sprach mit so vieler Verehrung und Hochachtung von Dir, daß ich nicht glauben kann, er werde in einem entgegengesetzten Sinn handeln. Windischgrätz hat ihm ebenfalls hart zugesetzt. Es wird sich nun zeigen, welchen Gang die Kommission einschlägt. Alfred ist fest entschlossen, auszuscheiden, wenn nicht die Sache mit Unparteilichkeit und Nachdruck getrieben wird." [1]

Mit der Befestigung von Verona allein wollte sich der Feldmarschall in einer so verhängnißvollen Zeit noch nicht für vollkommen beruhigt ansehen. Er dachte deßhalb an die Befestigung weiterer Punkte in vorderster Linie und ergriff diesen Gegenstand mit wahrem Feuer. Wenn die

[1] In einer Nachschrift heißt es; „Ungarn ist anscheinend ruhig, aber die Leute warten nur auf glückliche Chancen, denn sie sind mit den französischen und italienischen Radikalen in steter Verbindung. Bis jetzt stehen die Verhältnisse mit Rußland ganz vortrefflich; ich wünsche besonders daß es von Dauer sein möge. Louis Philipp spielt den Legitimen und sieht aus als wolle er sich den Mächten anschließen, mais le diable n'y prendra rien."

Verhältnisse nicht gestatteten, diese Idee zu verwirklichen, so schmälert solches doch in keiner Weise sein großes Verdienst. Denn wären nach seinem Wunsch Mailand, Pavia, Piacenza und Lecco schon vor 1848 befestigt gewesen, so möchte der Gang der Ereignisse beim Beginn der Revolution wohl ein anderer geworden seyn.

Der gründliche Techniker Hauptmann Birago des k. k. Generalquartiermeisterstabes, Erfinder des nach ihm benannten Kriegsbrückensystemes, baute damals, im Auftrag des regierenden Herzogs von Modena, die Maximilianischen Thürme bei Prescello am rechten Pousfer und stellte, mit dem geringen Aufwand von 97,000 Gulden, einen gesicherten Poübergang her. Radetzky eröffnete mit diesem vielseitig gebildeten Offizier eine ziemlich lebhafte Korrespondenz, die sich vorzugsweise um ein befestigtes Lager bei Mailand, nach der Art von Linz, drehte.

Wir lassen hier zwei Schreiben folgen, welche den Leser in die volle Kenntniß alles dessen setzen, was darüber verhandelt worden ist.

Das eine aus Linz vom 24. Mai 1835 ist vom Erzherzog Maximilian an Birago gerichtet, in italienischer Sprache geschrieben und sagt in deutscher Uebertragung: „Was die Idee des kommandirenden Generals Grafen Radetzky betrifft, Mailand mit Thürmen zu umgeben, so ist selbe allerdings ausführbar, nachdem es sich dort nur um ebenen Boden handelt. Eben deßhalb

würde aber die Glacisanschüttung beträchtliche Kosten verursachen, besonders in einem so sehr kultivirten Land. Auch das Niederreißen so vieler Wohngebäude ist kostspielig; es müßte auch eine ungeheure Zahl von Bäumen gefällt, Gräben und bewässerte Wiesen angeschüttet werden, sobald man die Thürme in Vertheidigungsstand setzen will. Denn, um die Mitte der Stadt den Wurfkörpern zu entziehen, wäre der Befestigungsrayon wenigstens 1000 Klafter über die heutige Umfassung hinauszurücken, was ungefähr 30 Thürme geben dürfte.

„Aus dem strategischen Gesichtspunkt angesehen, liegt Mailand auf jenem Punkt, der von allen Ticinoübergängen eines westlichen Feindes, zwischen Sesto Calende und Pavia, gleichweit entfernt ist, weßhalb ein feindliches Heer unmöglich den Ticino überschreiten kann, sobald im verschanzten Lager von Mailand eine Streitmacht steht, welche halb so stark oder etwas mehr als die Hälfte des Feindes wäre.

„Ich erkenne, daß Mailand als Mittelpunkt vieler trefflichen, nach allen Richtungen auslaufenden Straßen, die fast gar keine Transversalverbindungen unter einander haben, die größten Vortheile bietet, um nach jeder beliebigen Seite auszufallen, während der Feind dem wesentlichen Nachtheil unterliegt, diesen befestigten Hauptstraßenknoten umgehen zu müssen. Auch die beiden Schifffahrts-

kanäle tragen, ebenso wie die vielen Chausseen, zur leichtern Approvisionirung bei.

„Mailand ist das Herz der Lombardei. Diese ganze so wichtige Provinz müßte in der Befestigung ihres Zentralpunktes und zwar in einer Art um unbeschränkten Widerstand leisten zu können, nur eine vermehrte Bürgschaft für die Stabilität der Ordnung aller dermaligen italienischen Angelegenheiten und ein Unterpfand erblicken, daß dieses Land in Zukunft nicht mehr jenes Schicksal erfahren würde, wovon es früherhin betroffen wurde, nämlich die erste und leichte Beute jeder über die Alpen herabsteigenden Armee zu werden.

„Ist Mailand in obiger Art befestigt, so genügen für Lecco ein Paar Thürme, um dem Feind den dortigen Addaübergang zu wehren und sich die so kostbare Verbindung mit Deutschland, besonders mit Bregenz zu erhalten. Eine Armee in Mailand muß übrigens jederzeit ihre freie Verbindung mit Verona haben, indem die Witterungsverhältnisse des abgewichenen Jahres zur Genüge zeigen, daß die Splügenstraße zeitweise unbrauchbar werden kann."

Am 6. Juni schrieb Birago:

„Die Vertheidigung der Lombardei gegen Westen ist vorzugsweise in Eurer Excellenz hellem Gedanken einer Befestigung von Mailand begründet."

Im Verfolg seines Schreibens entwickelte er seine

Ansicht über die Gesammtvertheidigung der Lombardei, über den militärischen Werth der Minciolinie, so wie des Poüberganges bei Piacenza, und sprach sich umständlich über das System der Maximilianischen Thürme aus, worüber nach seiner Meinung „so viel gesprochen werde und dennoch so wenig bekannt sey."

„Die Grundentlastung für das Emplacement der Werke — sagt er — fällt sehr unbedeutend aus. Der Grundankauf für Thürme, Gräben und Glacis würde kaum auf 450,000 Gulden kommen. Die Entschädigung für Terrainzurichtung im Bestreichungswinkel der Werke würde allerdings bedeutend ausfallen. Diese Auslage tritt jedoch erst im Augenblick der Vertheidigung ein. Angenommen, daß die Werke auf 1000 Klafter vom dermalen bestehenden Wall hinausgerückt werden, und 300 Klafter auseinander liegen, so bedarf es deren 41, um den Lagerumfang zu schließen.

„Der Grundankauf der Lagerzone möchte 3,200,000 Gulden nicht übersteigen. Dazu die 41 Werke mit 1,435,000 Gulden (zu 35,000 Gulden jedes) und ihre Armirung mit 1,500,000 Gulden. Nach dieser Berechnung erfordert der Bau und die Armirung der in Rede stehenden Befestigung die Summe von 6,135,000 Gulden. Der Gedanke Euer Excellenz wird ohne Zweifel alle divergirenden Meinungen über die strategische Wahl eines Operationsmittelpunktes in Oberitalien gänzlich vereinigen, und somit die

Hauptursache beseitigen, aus welcher die Lombardie so oft dem Feind preisgegeben worden ist."

So sprach der eingeborne Mailänder und Sachverständige.

Aber er irrte. Der Feldmarschall drang nicht durch und legte die Sache bei Seite bis er, wie wir gleich sehen werden, gegen Ende 1847 nochmals darauf zurückkam. Die bescheidene Summe von sechs Millionen Gulden, die zudem auf mehrere Jahre vertheilt werden konnte, steht in keinem Verhältniß mit jenen spätern Anträgen zur Befestigung der Monarchie, wobei es sich oft bei einem einzigen Objekt um das Fünf- und Sechsfache handelte.

Im Frühjahr 1836 fand in Italien eine Truppenverminderung statt, wodurch die Armee auf 62,000 Mann mit 3840 Pferden herabgesetzt wurde. Diese Macht hatte die Aufgabe, die volkreichen Städte und Festungen des Landes zu bewachen, und auch jenseits des Po die Ordnung zu erhalten, was bei einer unausgesetzt thätigen und verwegenen Umsturzpartei nichts Kleines war. Schon damals konnte man im Römischen, Modenesischen und Parmesanischen aus einzelnen Symptomen jenen fanatischen Deutschenhaß erkennen, den die Propaganda künstlich zu nähren wußte.

Die Krönung des Kaisers Ferdinand zu Prag brachte für Radetzky, nach 52 Dienstjahren, die höchste militärische Würde. Er wurde am 17. September 1836

zum Feldmarschall ernannt. Zwei Jahre später (14. September 1838) bei der Krönung zu Mailand verlieh ihm sein gnädiger Kaiser, nebst einem schmeichelhaften Handschreiben, die erste Klasse des Ordens der eisernen Krone. Manchen dünkte dieß etwas sonderbar, indem der Marschall schon seit einem Vierteljahrhundert das Großkreuz des, im Rang höher stehenden, Leopoldordens besaß. Die Armee rechnete damals sicher, ihren Feldherrn mit dem Stephansorden, wo nicht gar mit dem goldenen Vließ, geschmückt zu sehen.

Im Jahr 1839 verlieh der Papst dem Feldmarschall, der seit neun Jahren gewiß sehr viel für die Legationen that, das Großkreuz des Sankt Gregorordens. Noch in demselben Jahr besuchte der russische Thronfolger die Lombardie, wohnte verschiedenen Truppenausrückungen bei und unternahm an der Seite des Marschalls einige Ausflüge auf die Seen. Dabei durfte nie die österreichische Regimentsmusik fehlen. Die mit dem Heldengreis verlebten Stunden bilden noch heute ein Moment schöner Erinnerung im Gedächtniß des Kaisers Alexander II. Kaiser Nikolaus, auf den sich das Wohlwollen seines seligen Bruders vererbt zu haben schien, nahm diese Gelegenheit wahr und überraschte den Feldmarschall mit den Insignien des Andreasordens, von nachstehendem Rescript begleitet: „Mit innigem Vergnügen haben Wir vernommen, daß Unser vielgeliebter Sohn, der Großfürst Thronfolger,

während seines Aufenthaltes in den Staaten unsers treuen Bundesgenossen Seiner Majestät des Kaisers Ferdinand, der Revue der von Ihnen befehligten Armee beiwohnte. Bei dieser Gelegenheit haben wir uns an die großen Begebenheiten der Feldzüge 1813 und 1814 erinnert, in welchen die russischen und österreichischen Heere, unter denselben Fahnen streitend, sich durch ihre glorreichen Thaten bleibenden Ruhm errangen. Und da Wir wissen, wie sehr der, hohen Andenkens würdige Kaiser Alexander Ihre ausgezeichnete Tapferkeit, und Ihre schon damals bekannten Verdienste schätzte, so verleihen Wir Ihnen, zur Bezeugung Unseres Wohlwollens die Insignien u. s. w."

Als der russische Kaiser selbst 1846 Mailand besuchte, war sein erster Gang zum Feldmarschall, dem er sich in der Oberstuniform seines k. k. Husarenregiments vorstellte. Bei dieser Gelegenheit übergab er ihm persönlich die diamantenen Insignien des Andreasordens.[1] Auch

[1] Der Marschall bewohnte damals den Palast Arconate in der wenig schönen Straße Brisa, wo die Zufahrt einen gewandten Kutscher fordert. Zum bleibenden Andenken dieses hohen Besuches ließ er an der Haupttreppe eine weiße Marmortafel mit passender Inschrift anbringen, und solche hat, was kaum glaublich scheint, die Stürme des Jahres 1848 überdauert. Kein Souverain, keine hochgestellte Persönlichkeit, welche Mailand berührte, unterließ es den Feldmarschall zu besuchen. Wir erinnern uns noch recht lebhaft, wie in den dreißiger Jahren König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen in der heitersten Laune den

der Herzog von Lucca überreichte im August 1846 dem Marschall das Ordenszeichen erster Klasse seines Militär-Sankt-Georgordens, der, nunmehr trotz aller Liberalität in der Vertheilung, seit dem Aufhören dieses Herzogthums eine Seltenheit geworden ist.

Wir sind nunmehr in dem thatenreichen Leben des Marschalls bei jenem Zeitabschnitt angelangt, welcher unbestritten der glänzendste seines Wirkens genannt werden darf. In dem hohen Alter von 82 Jahren wurde er noch in die Lage versetzt, den Degen zu ziehen für das angestammte Recht seines Kaisers, für die Integrität der Monarchie. Er hat die Revolution niedergeworfen, und sich dadurch die Unsterblichkeit errungen. Denn so lange ein Oesterreich besteht, wird man auch einen Radetzky feiern, der, rings um sich nur Feinde und Verrath, im Vertrauen auf sein tapferes Heer, nicht einen Augenblick in der Wahl desjenigen schwankte, was ihm Pflicht und Ehre geboten, der gerüstet und unerschüttert stand mitten unter jenen Stürmen und Ereignissen, die sein ahnungsvoller Blick seit lange hatte kommen sehen, und wofür er seit Jahren seine warnende Stimme erhob, ihn aber eben darum auch nicht unvorbereitet fanden.

Alles, was dem Aufstand des Jahres 1848 in Italien

Marschall in seiner Operationskanzlei aufsuchte und beim Abschied sich mit den Worten entschuldigte: „Ich muß nun gehen, denn meine Frau wartet unten.“

voran ging, ihn begleitete und ihm folgte, ist, sammt den daraus hervorgegangenen beiden Feldzügen bereits in verschiedenen Schriften niedergelegt, und, je nachdem der Verfasser dem einen oder andern Lager angehörte, auch verschiedenartig dargestellt worden. Neben den Aufzeichnungen eines Willisen, des tüchtigen Hackländer und einiger Andern haben wir es hier vorzugsweise mit den in den weitesten Kreisen bekannten und mit verdientem Beifall aufgenommenen „Erinnerungen eines österreichischen Veteranen“ zu thun. Selbe sind aus der gediegenen Feder des am 15. Februar 1857 zu Gratz verstorbenen k. k. Feldzeugmeisters Schönhals geflossen und haben die siebente Auflage erlebt. Man darf somit die volle Kenntniß dieser mit lebendiger Frische geschriebenen Aufzeichnungen bei jedem gebildeten Leser voraussetzen. Wir sind daher entschuldigt, wenn wir alle jene Vorgänge übergehen, die Schönhals oft so treffend schildert und mit einem Farbenschmuck auszustatten wußte, worin wir ihm nicht nachzuahmen vermögen.

Schönhals ist der Biograph Frimonts, Haynau's und Weldens, so wie Verfasser des schon vor vielen Jahren in der nunmehr erloschenen Oesterreichischen Militärzeitschrift abgedruckten Aufsatzes über die Schlacht von Austerlitz und einiger andern kriegshistorischen Arbeiten. Seine schwunghafte und hinreißende Feder ist allgemein bekannt. Er war der Gentz unserer Armee,

mit dem er auch in der Lebensanschauung Vieles gemein hatte. Seine Arbeiten zeichnen sich jedoch weniger durch gediegenen historischen Forschergeist als durch eine in hohem Grad fesselnde Schreibart aus, welche, dem Geschmack der Zeit huldigend, der meisterhaften Diktion einzelne Opfer bringt und gewisse Pointen hervorhebt. Wenn er auch nichts absichtlich entstellte, so ist seine Darstellung bisweilen doch nicht ohne einige Tropfen von Bitterkeit, so wie auch nicht immer frei von aller Leidenschaftlichkeit. Sein scharfer Verstand konnte ihn nicht vor solchen Mißgriffen bewahren. Er stellte gewöhnlich das Subjektive voran, daher kommt es auch, daß die „Erinnerungen" Manches unberührt ließen, was ihm, auf seinem hohen Standpunkt und als Theilnehmer und Augenzeuge der Ereignisse, keineswegs unbekannt seyn konnte und durfte. Einzelnes mag er vielleicht unfreiwillig übersehen haben. Nachdem er übrigens, wie sein Vorwort sagt, „bloß nach eigenen Vormerkungen und aus dem Gedächtniß schrieb," und höchstens die, gleich nach dem Schluß des Feldzuges erschienene, daher mangelhafte amtliche Darstellung benützte, weil ihm die Feldakten nicht zugänglich waren, so dürfen wir über hie und da vorkommende Verstöße oder Außerachtlassungen nicht mit ihm rechten.

Indem wir es daher vermeiden, den Faden der Ereignisse in den Jahren 1848 und 1849 nochmals abzuwickeln und auf die in Rede stehende, ebenso geistreiche

als freimüthige Schrift verweisen, wird unser Bestreben bloß dahin gerichtet seyn, einzelne Lücken der „Erinnerungen“ auszufüllen und der historischen Wahrheit stets und überall gerecht zu werden, was unser, in seinen individuellen Ansichten bisweilen befangener Doppelgänger nicht immer von sich sagen kann. Wir haben keineswegs die Anmaßung, zu glauben, unsere Arbeit werde anziehender seyn als jene. Aber sie wird, man vergebe den Ausdruck, gewiß historisch treuer und ruhiger gehalten erscheinen. Sie wird, ohne allen Anspruch auf Klassicität, die Fakta schildern, wie sich selbe zutrugen und Jedem sein Verdienst ungeschmälert bewahren. Denn wenn auch die Hauptfigur eines Gemäldes vor Andern in die Augen fallen soll, so darf man deßhalb die Nebenfiguren weder übersehen noch geflissentlich in den Schatten stellen. Es widerstrebt dieß auch ganz und gar der erhabenen Denk- und Anschauungsweise des verblichenen Helden und es geschähe ihm damit durchaus kein Gefallen.

Heut zu Tage besteht wohl nicht der leiseste Zweifel mehr, daß es nicht an Radetzky lag, wenn die Regierung von der italienischen Empörung überrascht wurde, wenn anders von einer Ueberraschung die Rede seyn kann, wo man seit Monaten und Jahren vorhersah, was das Ende der verbrecherischen Bestrebungen seyn würde, und fast keine Woche verging, ohne daß nicht die Umtriebe der Umsturzpartei nach Wien berichtet worden wären.

Aus seinem Hauptquartier Lugano bearbeitete Mazzini die Lombarden durch Schrift und Wort und sendete seine Apostel aus unter die Völkerschaften der Halbinsel bis zur äußersten Spitze von Calabrien. Er beutete den Nationalitätsschwindel aus und brachte es dahin, daß auch die Bewohner des lombardisch-venezianischen Königreichs, wenigstens in der Mehrzahl, vergaßen, erst unter den Fittigen des Doppeladlers einen nie zuvor gekannten Wohlstand erreicht zu haben.

Ein großer Theil des reichbegüterten Adels war blind genug, die wahren Absichten dieses feigen Verschwörers mit dem Ruhm und der Größe Italiens zu identifiziren.

Aus allen diesen Gründen betrieb der Marschall mit erhöhtem Eifer den Befestigungsbau in Verona. Die Lombardie selbst war leider völlig schutzlos. Seit Juli 1847 drang er auch auf eine Vermehrung der Streitkräfte. Denn seine 72,679 Mann mit 7255 Pferden und 120 Geschützen konnten allerdings gegen einen innern Aufstand genügen, mußten jedoch unzureichend seyn, falls Sardinien gegen Oesterreich Partei nehmen würde, woran Radetzky schon im Herbst 1847 nicht länger zweifelte. Er begehrte, daß 26 Bataillone, drei Kavallerieregimenter und die nöthige Artillerie, wenigstens als Reserve, am Isonzo gesammelt würden, deutete auf die Nothwendigkeit der Errichtung der dritten Divisionen bei den acht italienischen

dritten Bataillonen, auf Vermehrung seines Generalstabes, auf die Voreinleitung für Feldspitäler, Reservemunition, kurz auf Alles was der Kriegszustand unumgänglich fordert. Für ihn war dieser Zustand bereits eingetreten, als man in Wien, dem staatsmännischen Blick des alten Soldaten mißtrauend, noch Alles für bloße Gespensterfurcht erklärte, woran übrigens auch die nöthige Rücksicht auf die Staatsfinanzen ihr gewichtiges Theil haben mochte. Die Hofkammer machte unaufhörliche Einwendungen. Der ganz in Radetzkys Geist handelnde Hofkriegspräsident hatte deßhalb schwere Kämpfe, und erhielt häufig zur Antwort: „Man begehre viel zu viel."

Als der Feldmarschall sah wie die Zeit dahin schwand, und von all' seinen Anträgen nichts in Erfüllung ging, verstärkte er seine Sprache: „Man scheine die Lage der Dinge in Italien noch immer nicht für drohend genug zu halten, um sich dadurch aus der Bahn gewöhnlicher Vorsichtsmaßregeln bringen zu lassen. Dabei vergesse man aber, daß man es nicht mit Fürsten und Ministern, sondern mit einem Volk zu thun habe, welches uns hasse, und den Moment gekommen glaube, in die Reihe der großen Nationen treten zu können."

Nur nach langen und hitzigen Debatten erfolgte endlich die Bewilligung der Hofstelle zur Vermehrung von 10,000 Mann für Italien und die Zusage für die Aufstellung eines 13,000 Mann starken Reservekorps am Isonzo.

In den nach Wien ablaufenden Berichten untersuchte Radetzky, pflichtgetreu, alle politischen und militärischen Fragen mit der ihm beiwohnenden Umsicht und Freimüthigkeit, oft nicht ohne ätzende Schärfe. Aus Allem was er in jener bedeutungsvollen Zeit sprach, schrieb und anordnete, leuchtete sein wahrhaft staatsmännisches Talent, sein gediegenes politisches Urtheil, seine helle Ansicht in jedem Zweig der Kriegsverwaltung hervor. Er zeigte anschaulich, daß man in Italien den Krieg gegen Oesterreich wünsche und fördere, daß der Hochverräther Kossuth mit den Häuptern der italienischen Bewegung im engsten Verkehr stehe, und Sardinien gegen Oesterreich rüste.

Radetzky kam um diese Zeit wieder auf sein früheres Projekt: einer Befestigung von Mailand zurück. Jetzt aber, wo die Gefahr vor der Thür stand, konnte freilich nur noch von einfachen Erdwerken die Rede seyn. Schönhals stand an der Spitze jener, welche deren Bau mit größter Wärme verfochten, ohne zu bedenken, daß selbst hiezu keine Zeit mehr bleiben dürfte. Der gediegene damalige Chef des Generalstabes vom ersten Armeekorps war der Einzige, welcher den Antrag stellte: „man möge lieber die todten Brustwehren durch lebendige" ersetzen, d. h. von allen Verschanzungen abstrahiren und die gesammten Streitkräfte bei Mailand konzentriren. Doppelt bedauerlich blieb es, daß den schon 1830 durch Frimont gestellten Anträgen zur Herstellung und Armirung der fast

in allen größeren Städten vorhandenen mittelalterlichen Kastelle nicht die verdiente Aufmerksamkeit geschenkt worden war.

Die verrätherischen Absichten des Turiner Hofes, an dem die warnende Stimme des dem Feldmarschall nur um einige Tage in die Ewigkeit nachgefolgten würdigen Ministers und Marschalls Grafen de la Tour nicht länger gehört wurde, traten immer deutlicher hervor. Die Kriegspartei behielt im Rath des bethörten Königs die Oberhand.

Man wußte bereits, daß jenseits des Ticino 80,000 Mann gegen Oesterreich gesammelt wurden. „Der Verlust Italiens — schrieb der Marschall noch zu Ende 1847 an Hardegg — wäre der Todesstoß unserer Monarchie. Ich werde ihn nicht überleben. Ich stehe am Ziel. Kann mir das Schicksal ein beneidenswertheres Loos bereiten, als auf dem Boden zu siegen oder zu sterben, um den wir so lange blutig gerungen? Wir beide sind durch eine große Vergangenheit gewandert. Gott verhüte, daß unsere beiderseitigen Namen sich am Ende unserer Tage an neue Unfälle der Monarchie knüpfen sollen, der Ihrige als Präsident des Hofkriegsrathes, der meinige als Heerführer. Ich rechne auf die huldreiche Hand des alten Kriegsgefährten in so vielen Drangsalen, aber auch bei so vielen rühmlichen Thaten.“ Und wahrlich! Graf Hardegg hat dieser Aufforderung im vollen Umfang entsprochen.

Den Behauptungen, „daß eine Volkserhebung nicht

zu besorgen und ein Angriff von Piemont kaum anzunehmen sey," stellte er die Bemerkung entgegen: „ein General, wie Radetzky, der seit siebzehn Jahren in Italien lebe, werde doch wohl am besten zu beurtheilen vermögen, wie dort die Dinge stünden und was er bedürfe." Allein noch in den letzten Dezembertagen erfloß der Befehl: „der Feldmarschall habe nochmals die in Piemont bemerkten Rüstungen und die Mobilität der dortigen Truppen nachzuweisen" der Hofkriegsrath aber sein Gutachten darüber beizusetzen, „ob sich daraus auf die Absicht einer Offensivbewegung gegen die Lombardie schließen lasse."

Die geringe Energie der Regierung in Mailand gegen das herandringende Ungewitter brachte den Marschall zu dem Entschluß, seine Stelle niederzulegen. Wenn dieß nicht geschah, so hielten ihn bloß die Treue zu seinem Kaiser, überhaupt seine Dienstpflicht und Vaterlandsliebe davon ab.

Dem Vizekönig aber erklärte er: „Meine Mission ist es nicht, durch Nachgeben jene Folgen zu beschwören, die unausweichlich aus einem solchen Zustand hervorgehen müssen. Ich habe dem Kaiser, meinem Herrn, die Bekämpfung seiner Feinde, die Vertheidigung seines Thrones und seiner Rechte beschworen und werde diesem Schwur bis zum letzten Athemzug treu bleiben. Ich werde das Blut beweinen, welches fließen muß, aber ich werde

es vergießen. Der Nachwelt überlasse ich es, mich zu richten."

In diesen Worten ist Radetzky's ganze Handlungsweise scharf angedeutet; gleich wie in dem Beifall und Vertrauen des Monarchen das ganze Geheimniß der unbesiegbaren Tapferkeit seiner Armee gesucht werden muß.

Die Vorfälle in der ersten Hälfte des Januar in Pavia, Padua und Mailand, sowie an vielen andern Orten des Landes, die blutschnaubenden, von italienischer Ueberspannung diktirten Maueranschläge, die offenen Anhetzungen zum Aufstand und die allenthalben sichtbare Vorbereitung der Umsturzpartei zum nahe bevorstehenden allgemeinen Kampf, veranlaßten den Feldmarschall, unterm 15. Januar jenen Armeebefehl hinauszugeben, worin er mit nicht zu verkennender Hinweisung auf Piemont sagte: „Seine Majestät der Kaiser, fest entschlossen, das lombardisch-venezianische Königreich mit aller Kraftanstrengung, eben so wie jeden andern Theil Ihrer Staaten, zu beschützen und gegen jeden feindlichen Angriff, komme er von Außen oder von Innen, recht- und pflichtgemäß zu vertheidigen, haben mich durch den Hofkriegsrathspräsidenten beauftragt, allen in Italien stehenden Truppen diesen Entschluß mit dem Beifügen bekannt zu geben, daß dieser Ihr unerschütterlicher Wille in der Tapferkeit und treuen Anhänglichkeit der Armee die wirksamste Stütze finden wird.

„Soldaten! Ihr habt sie vernommen, die Worte eures Kaisers. Ich bin stolz darauf, sie euch zu verkünden. An eurer Treue und Tapferkeit wird das Getriebe des Fanatismus und treuloser Neuerungssucht zersplittern, wie am Fels das zerbrochene Glas. Noch ruht der Degen fest in meiner Hand, den ich 65 Jahre lang mit Ehre auf so manchem Schlachtfeld geführt. Ich werde ihn gebrauchen, um die Ruhe eines jüngst noch glücklichen Landes zu schützen, das nun eine wahnsinnige Partei in unabsehbares Elend zu stürzen droht. Soldaten! Unser Kaiser zählt auf uns, euer greiser Führer vertraut euch. Dieß ist genug. Möge man uns nicht zwingen, die Fahne des Doppelaars zu entfalten. Die Kraft seiner Schwingen ist noch nicht gelähmt. Unser Wahlspruch sey: „Schutz und Ruhe dem friedlichen treuen Bürger, Verderben dem Feind, der mit frevelnder Hand den Frieden und das Glück der Völker anzutasten wagt." Wer erkennt in dieser Ansprache nicht des beredten Schönhals unerreichte Feder!

Ein letztes Einschreiten um Verstärkungen und andere Nothdürfte kam nur 14 Tage vor dem Ausbruch der Revolution aus Wien mit dem Bescheid zurück: „Man werde bereits mit der Resolution vom 18. Februar die Aufforderung gefunden haben, die Kraft der Vertheidigung nicht allein in der Zahl, sondern auch in der Haltung und Verwendung der bedeutenden Armee zu suchen, und

die bloß defensive und in keiner Weise aggressive Aufgabe mit den dermal zu Gebot stehenden Mitteln hoffentlich zu lösen vermögen."

Der edle Held verschluckte diese herbe Zurechtweisung mit seinem gewöhnlichen Gleichmuth und beharrte nichts desto weniger darauf, für das Wohl der Monarchie Alles aufzubieten. Bei ihm stand die Ueberzeugung fest, daß Ruhe und Ordnung nur noch durch die Anwendung der Waffen zurückgeführt werden können.

Graf Hardegg, dem die Hofkammer noch eben erst erklärte: „die italienischen Zustände seyen kein hinreichendes Motiv für weitere Verstärkungen, und man müsse erst wirklich eintretende Ereignisse abwarten," nahm die Sache viel ernster. Als ihm endlich die Finanzstelle rund heraus erklärte: „der Feldmarschall habe auf nichts weiter zu hoffen," riß dem ebenso rechtlichen als pflichttreuen Präsidenten die Geduld. Es kam zu einem heftigen Auftritt. Der alte Soldat, welcher wohl mit dem Degen, aber weder mit der Feder noch mit der Zunge zu fechten verstand, brach mit den Worten ab: „Unter solchen Verhältnissen erübrigt mir nichts weiter, als mich niederzulegen und zu sterben." In der That wurde er noch denselben Tag unwohl und starb eine Woche später (17. Februar 1848), wie man behauptet, an einem Erguß der Galle, jedenfalls aber glücklich genug, die schmachvollen Märzereignisse nicht mehr gesehen zu haben.

Anfangs März ließ der Marschall das Kastell zu Mailand in Vertheidigungsstand setzen.

Die Garnison dieser Hauptstadt der Lombardei betrug nur ungefähr 8000 Mann mit 30 Geschützen. Der Truppenmangel war so groß, daß im Venezianischen bloß die unerläßlichsten Garnisonen und auch diese nur aus den in der Provinz selbst sich rekrutirenden Regimentern bestritten werden mußten. In der über 350,000 Seelen zählenden Provinz Friaul, worin außer dem volkreichen Udine noch die Festung Palmanova und das Fort Osoppa liegt, standen bloß ein paar hundert Mann. Ein ähnliches, wo nicht mißlicheres Verhältniß fand sich in den Provinzen Belluno und Valtelline, ja sogar in jenen von Treviso, Brescia u. s. w.

Wir übergehen den Ausbruch der Revolution zu Mailand am 17. März und jene für die k. k. Truppen so ruhmvollen fünf Kampftage. Alles dieß ist anderwärts schon geschildert. Die Lage der österreichischen Armee mit nicht über 55,000 Streitbaren, die ein empörtes Land von über vier Millionen niederhalten und einem äußeren Feind, nicht unter 80,000 Mann, begegnen sollten, war gewiß überaus schwierig, wo nicht verzweifelt, seit man bei dem so raschen gleichzeitigen Aufstand die einzelnen Garnisonen nicht mehr einziehen konnte.

Schönhals selbst, wenn gleich er dieß in seinen „Erinnerungen" nicht anführt, besorgte das Schlimmste

und träumte schon von gänzlicher Zertrümmerung der Monarchie.

Der Verrath des Königs von Sardinien zwang zur Räumung von Mailand, selbst wenn die Erhebung Venedigs nicht erfolgt wäre. Es haben zwar Manche das Preisgeben der lombardischen Hauptstadt nicht recht einsehen wollen und geltend gemacht, daß man, im Besitz des Kastells und daran liegenden geräumigen Waffenplatzes auch fast durchweg des Wallganges um die Stadt, jederzeit die gesicherte Verbindung mit der Außengegend behalten haben würde.

Dieß zugegeben, fragen wir, wozu solches nützen konnte? nachdem das ganze Land im Aufstand war und die Lebensmittel mangelten? Wir wenigstens sind der Ansicht, daß der Feldmarschall mit seinen 15,000 Soldaten, in einer empörten Stadt von 170,000 Einwohnern, durch eine wenigstens viermal stärkere sardinische Armee sich nicht überraschen lassen durfte, somit sein Rückzug auf Verona aus vollkommen richtigem strategischem Kalkül entsprang.

An demselben Tage, wo man Mailand räumte, hatte das sardinische Kabinet dem k. k. Gesandten in Turin noch die bündigsten Versicherungen bundesfreundlicher Gesinnungen und verwandtschaftlicher Aufrichtigkeit für das erhabene Kaiserhaus gegeben. Ganz dieselbe Sprache führte auch bis zum letzten Augenblick der sardinische Gesandte am

Wiener Hof, und zwar noch in einer Zeit, wo sein König ohne irgend eine vorausgegangene Kriegserklärung schon auf lombardischem Boden stand. Der Fürst Staatskanzler antwortete dadurch, daß er dem Marchese Ricci seine Pässe sendete.

Erst nach dem Abzug der Oesterreicher aus Mailand hatte es der Sardenkönig gewagt, mit 40,000 Mann den Grenzfluß zu überschreiten. Sein verrätherischer Plan bezweckte nichts anderes, als: die Empörung zum wirklichen Bürgerkrieg anzufachen und das ganze lombardisch-venezianische Gebiet durch ein besonderes Dekret mit Piemont zu vereinigen. In diesen einverleibten Provinzen lagen freilich auch die noch von den Oesterreichern wohl besetzten Festungen Peschiera, Mantua, Legnago und Verona, welche man kaum durch ein einfaches Dekret zu unterwerfen hoffen durfte. Aber Karl Albert hoffte Alles von der Zeit, von seinem Schwert, seinem Geld und — vom Ausland. Weder Frankreich noch England erhoben die mindeste Einsprache dagegen und hatten kein Wort der Mißbilligung. An der Seine und Themse erblickte man in ihm vielmehr den Regenerator Italiens und den Mann, welcher der Halbinsel eine neue politische Eintheilung zu geben vermöge, d. h. eine solche, wornach die westlichen Mächte seit jeher strebten, nämlich die Halbinsel in mehrere kleinere, aber unabhängige Staaten zu theilen.

Die Machtverkleinerung des Kaiserthums verhütete

nur die starke Hand Gottes und das mächtige Schwert des Heldengreises; ein höherer stand am Ruder und sprach: „So solls seyn."

Der Sardenkönig soll, wie man behaupten will, sich erst dann zu entscheidenderen Schritten entschlossen haben, als ihm der Mailänder Podesta versicherte, „man stehe dort auf dem Punkt, die Republik auszurufen." Denn nichts fürchtete Karl Albert so sehr, als den Rückschlag eines solchen Ereignisses auf sein eigenes Land.

Als der Marschall am 2. April in Verona anlangte, das der wackere Feldmarschalllieutenant Gerhardi bis dahin im Gehorsam zu halten wußte, überkam ihn erst recht das ganze Gewicht jener Last, die er sich aufgebürdet und die selbst einen jüngeren Führer zu Boden drücken konnte, für einen Achtziger aber jedenfalls viel zu groß schien. Der Feind folgte ihm auf dem Fuß, und für den Tag der Schlacht konnte man Alles in Allem nicht über 35,000 Mann gegen eine mehr als doppelt so starke Macht des Gegners aufbringen.

Alle Verbindungen mit dem Innern der Monarchie das einzige Etschthal ausgenommen, waren unterbrochen, die Kassen leer, die Lebensmittel nicht gesichert und noch immer erfolgten neue Zuzüge von Freischärlern im Rücken und in der linken Flanke. So war die Lage im April. Nur im festen Ausharren lag das Heil, erblickte man einen leisen Schimmer von Rettung. Vor der Hand war

man bloß Herr der kleinen Bodenstrecke zwischen Mincio und Etsch, innerhalb der kaum nothdürftig ausgerüsteten Festungen Peschiera, Mantua, Legnago und Verona. Jeden Augenblick konnte vollends die Verbindung mit Tirol abgeschnitten werden.

Und dennoch war dieß noch nicht Alles. Es gab noch etwas weit Schlimmeres. Dieß waren die Zustände in Wien selbst. Die deutsch-revolutionäre Partei machte dort gewaltige Fortschritte und riß einen großen Theil der Bevölkerung in den Strudel ihrer antiösterreichischen Bestrebungen. Viele Stimmen forderten laut „ein Aufgeben Italiens um jeden Preis.“ Die sogenannte Friedenspartei suchte Oesterreichs alleiniges Heil im festen Anschluß an Deutschland. Die tiefer gehende Umsturzpartei stimmte bei, bloß um den Staat zu schwächen und ihre Trennungsgelüste zu befriedigen. In dem rathlosen Treiben traten also nur zwei Dinge an die Oberfläche „Anschluß der deutsch-österreichischen Provinzen an Deutschland“ oder „Zerfall der Monarchie.“

Der Maiaufstand in Prag, welchen der energische Feldmarschall Fürst Alfred Windischgrätz niederwarf, gab viel zu denken. Das neue Kriegsministerium schwankte hin und her. Es stand so zu sagen verlassen und kraftlos da. Der gediegene Zanini hatte es bald so satt, daß er schon nach sechs Wochen sein Portefeuille wieder in die Hände des Kaisers zurück gab. Ihn ersetzte Feldzeugmeister

Graf Latour, derselbe, welcher am 6. Oktober ein schuldloses Opfer der Volkswuth geworden ist, und in dem wir einen edlen, tapfern und kenntnißreichen General verehren, dessen Andenken von allen Jenen treu bewahrt wird, die ihm näher standen.

Trotz allen diesen, fast jede Hoffnung zertrümmernden Verhältnissen, war man zu Verona entschlossen zu thun, was Pflicht und Ehre gebieten, und weit lieber das Leben als die Achtung vor sich selbst zu verlieren. Je weniger aus Wien zu erwarten stand, desto beharrlicher benahm sich auch der letzte Soldat, desto sehnlicher sah Radetzky dem Augenblick entgegen, wo er sich mit dem Feind würde messen können. Er schrieb damals dem Kriegsminister: „Ich werde binnen kurzem 40,000 Mann beisammen haben, dann dürfte es zwischen mir und Karl Albert zu einer Schlacht kommen.“

Aus eigener Machtvollkommenheit setzte er die Armee auf den Kriegsfuß, verkündete den Belagerungszustand und trachtete sich durch das Korps des Feldzeugmeisters Graf Nugent am Isonzo zu verstärken. Hoch verpflichtet blieb er dem Minister Latour für Alles, was ihm dieser nach und nach zukommen ließ. Der Marschall kannte und würdigte vollkommen dessen Bedrängnisse. Ihm war nicht unbekannt, daß eben dazumal, um die Verlegenheit zu mehren, der Reichskriegsminister in Frankfurt, von Oesterreich ein Hilfskorps für den Krieg nach Schleswig-Holstein

begehrt hatte, wobei sogar die Zahl der Bataillone, Schwadronen und Geschütze vorgeschrieben war. Diese Zumuthung wurde jedoch mit aller Festigkeit abgewiesen.

Mit unverstellter Bewunderung folgte Radetzky dem Aufschwung der Tiroler. Nach und nach organisirten sich etwa 60 Kompagnien Landesschützen, die nach der Väter Weise im Verein mit den im Land stehenden 7 Bataillonen 4 Eskadronen, die Vertheidigung der geliebten Heimath übernahmen. Sogar von Wien eilten die Tirolerjünglinge ihren Bergen zu, geführt von dem tüchtigen Adolph Pichler und begleitet von dem wackern Jubelpriester Joachim Haspinger, der, fast so alt wie Radetzky, die Kämpfe mitgefochten hatte am Ende des vorigen Jahrhunderts, neben Andreas Hofer 1809 im dichtesten Kugelregen am Berg Isel stand und, mit dem goldenen Verdienstkreuz geschmückt, nur sieben Tage nach dem Feldmarschall (am 12. Januar 1858) zu Salzburg eingegangen ist zur ewigen Ruhe. Wenn die Erhebung der Tiroler 1848 auch nicht den großartigen Charakter von 1703 und 1809 trug, so wird dennoch die dankbare Erinnerung an dasjenige, was selbe auch dießmal leisteten, fort und fort leben in der Brust jedes Oesterreichers und ihnen ein schönes Blatt in den vaterländischen Annalen sichern.

Dem fühlbaren Mangel an Artilleriemannschaft half der Marschall dadurch ab, daß er die in der Geschütz-

bedienung abgerichteten Leute der Infanterieregimenter ebenfalls hiezu verwendete. Siebzehn Jahre hatte er auf diesem Unterricht bestanden, jetzt erst erntete seine weise Voraussicht den verdienten Lohn.

Mit Ungeduld erwartete man das Eintreffen der Isonzoarmee. Es offenbarte sich jener Geist wieder, der die österreichische Armee beim Beginn des Feldzuges 1809 belebte. Die Anhänglichkeit für das Banner Habsburgs drängte alles Uebrige in den Hintergrund. Aus dieser Begeisterung allein entsprang jene kalte Todesverachtung, jener ungebeugte Muth, jene feste Zuversicht, welche den Soldaten zum Helden stempeln.

Die Piemonteser hatten am 7. April durch den tapfern Benedek bei Marcaria eine kleine Lektion erhalten, und am 9 bei Goito wenigstens keine namhaften Vortheile errungen. Hier fielen zwei Enkel des Sandwirths, beide im Kaiserjägerregiment, nur wenige Stunden von der Stelle, wo ihr wackerer Großvater für Kaiser und Vaterland seine muthige Brust den französischen Kugeln darbot.[1]

[1] Es dürfte erinnerlich sein, daß die Gebeine Hofers, den man am Fuß der Auffahrt in der Mantuaner Zitadelle auf Napoleons Befehl erschoß und allda begrub, durch einige Offiziere des Tiroler Jäger-Regiments wieder aufgefunden und 1823 zur allgemeinen Freude des Landes durch das erste Bataillon dieses Regiments nach Tirol zurückgebracht worden, wo sich nun in der Hofkirche von Innsbruck sein prachtvolles Mausoleum erhebt.

Peschiera durch eine Handvoll treuer Soldaten, unter dem Helden Rath, bewacht, lag, gleich einer Oase, mitten zwischen feindlichen Bajonetten und spähete sehnsüchtig hinüber nach Verona um Entsatz. Auch Rivolis hatte sich der Feind bemächtigt. Die dortige so bekannte Stellung erlangte übrigens nur dadurch einen so hohen Ruf, weil Bonaparte 1797 allda einen ganz unverhofften Sieg erfocht. Für die Oesterreicher blieb sie aber wichtig wegen der Verbindung mit Tirol.

Den ersten Sieg erfocht der Feldmarschall am 6. Mai unter den Mauern von Verona. Wir betrachten seinen Entschluß sich nicht hinter Festungswällen angreifen zu lassen, sondern mit nur 16,000 Mann einem dreimal stärkeren Feind entgegen zu gehen, besonders unter den damaligen Umständen, als einen der großartigsten, von welchem die Kriegsgeschichte kaum ein zweites Beispiel bietet. Denn wurde er geschlagen, so ging vor Allem sein Rückzug durch eine Stadt, die sich in demselben Augenblick erhoben haben würde, und schwerlich gelangte dann noch ein österreichischer Soldat auf das linke Etschufer. Wer aber entkommen wäre, der fiel in die Hände der Freischärler; Geschütz, Munition, alles sonstige Armeegut waren geopfert. Es war aus mit Italien, ja das Heil der ganzen Monarchie stand auf dem Spiel. Aber Radetzky kannte sein unvergleichliches Heer. Zwar noch öfter in späterer Zeit mußte er abermals an dessen Muth und Hingebung appelliren; bei

Curtatone, Custozza, Volta, vor Mailand und bei Novara, wirkte dieses Heer Wunder. Aber jenes Vertrauen, welches der Marschall am Tag von Santa Lucia in seine Truppen und deren Führer setzte, steht einzig da in allen Phasen dieses Krieges und ist unsers Wissens bisher noch nirgends in gebührendem Grad hervorgehoben worden.

Diese Schlacht ist ebenso bewundernswerth durch die Einfachheit ihrer Anordnung, die haushälterische Verwendung der Kräfte, die kalte Ruhe und beispiellose Tapferkeit von Generälen, Offizieren und Soldaten, als hochwichtig durch ihr Resultat, und hätte vielleicht noch Größeres gebracht, falls das zweite Armeekorps am Nachmittag rasch vorgegangen wäre und den ihm gegenüber stehenden schwachen Feind aufgerollt hätte. Sie wird für alle Zeiten ein ächtes Muster bleiben, wie eine Defensivschlacht geführt werden solle. Selbe hat, wo nicht Alles entschieden, so doch die Bahn für alle weiteren Operationen in einer Art vorbereitet, daß an deren Gelingen kaum noch zu zweifeln war. In einem mörderischen Kampf von 9 Uhr Vormittags bis 5 Uhr Abends, wobei fast die letzte Reserve ins Gefecht gezogen werden mußte, erwies es sich aufs Neue, daß die gerechte Sache immer triumphiren müsse, über Verrath und Hinterlist. Das Selbstvertrauen des Soldaten war gehoben, als er gewahrte, wie die Prinzen des Kaiserhauses an seiner Seite fochten. Seine Brust pochte lauter, sein Muth flammte höher auf, beim Anblick

jener tapferen Erzherzoge, die, um der heillosen Verwirrung und einer ihrer unwürdigen Stellung zu entgehen, das Feldlager aufgesucht hatten. Oesterreichs jetziger Beherrscher, damals nicht volle 18 Jahre zählend, erhielt die Feuertaufe an der Seite des greisen Marschalls.

Ein endloser Jubel erfaßte die Armee, als ihr jenes kaiserliche Handbillet bekannt gegeben wurde, worin es hieß:

„Lieber Feldmarschall Graf Radetzky! Die mir von meinem Kriegsminister vorgelegten Berichte, welche Sie über die Ereignisse im lombardisch-venezianischen Königreich, vom 18. März bis 2. April erstattet haben, enthalten so viele Beweise von Umsicht, Kriegserfahrung, Unerschrockenheit und heldenmüthiger Ausdauer, welche Ihre Amtswirksamkeit an der Spitze Meiner tapfern Truppen der Mit- und Nachwelt als ausgezeichnet darstellen werden.

„Hierin vorzüglich erkenne Ich einigen Trost für die Unglücksfälle, von denen Meine Staaten heimgesucht worden sind. Ich überlasse Mich der beruhigenden Zuversicht, daß Ihre Kraft nicht ermüden werde, die Sache des Rechtes und der von Mir ausgesprochenen freieren Institutionen, mit dem wünschenswerthen und siegreichen Erfolg zu vertheidigen. Machen Sie diese Meine Anerkennung der unter Ihren Befehlen stehenden Armee in angemessener Art bekannt, und empfangen Sie für das Ihnen persönlich zukommende Verdienst der Pflege und Leitung der

glänzenden Wirkungen altösterreichischer Kriegszucht Meinen innigen Dank."

Wohl waren in den bisherigen Kämpfen viel tapfere österreichische Krieger gefallen. Aber ihr Blut floß nicht umsonst, denn ihr dankbarer Kaiser ehrte ihre bis in den Tod bewährte Treue und Hingebung in solch erhebender Weise.

Radetzky hatte sich vom Kriegsminister „seinen Heß" zum Generalquartiermeister erbeten. Dieser Letztere entging dadurch einer ihm in Wien zugedachten Verwendung, welche einem Mann von seiner Denkart, seinen Fähigkeiten und seiner erprobten Treue, gewiß zahllosen Verdruß bereitet haben würde. Als Oberkommandant der Nationalgarde wäre er nicht an seinem Platz gewesen.

Mit dem Eintreffen des neuen Generalquartiermeisters, auf den die Armee vertrauensvoll blickte, traten die bis dahin nicht immer ganz korrekten operativen Angelegenheiten in ein frischeres Stadium. Sie wurden jetzt von einem großartigeren Standpunkt aufgefaßt, der keine Halbheit zuließ, und, bei festem Daraufiosgehen, alle Nebendinge kaum beachtete. Heß hat, wie jeder geniale und verdienstvolle Mann, seine Neider. Er fand selbe sogar in aller nächster Nähe seines Feldherrn. Aber keiner derselben vermag ihm Genialität, rasches Eingreifen und ungewöhnliche Thätigkeit abzusprechen, keiner wird in Abrede stellen, daß dieser Mann es mit seinem Kaiser,

mit seinem Feldherrn und mit der Armee immer, und unter allen Verhältnissen, ehrlich und aufrichtig gemeint habe.

Alles ging fortan wie aus einem Guß; selbst die widerstrebenden Elemente mußten sich beugen unter dem starren Willen und zum glücklichen Ganzen verschmelzen. Selten nur vermochte ein Heerführer, so wie Radetzky, sich eine Armee selbst zu bilden. Auch darin war er von der Vorsehung hoch begünstigt. An seiner Seite standen vor Allem drei Männer, jeder ausgezeichnet in seiner Wirkungssphäre, jeder hochgeachtet von Groß und Klein, jeder wohlbekannt in der gesammten Armee. Es war der kühne Heß als Generalquartiermeister, der gewandte Schönhals als Generaladjutant, und der in seiner Waffe gründlich erfahrene Stwrtnik als Artilleriechef, alle drei große, wenn auch ganz verschiedene Naturen und dem Marschall mit wahrer Verehrung zugethan.

Während Heß seine tief durchdachten Entwürfe zur Ergreifung der Offensive mit der ihm eigenen Konsequenz und Verschwiegenheit vorbereitete und den wackern Armeeintendanten Grafen Pachta nur so viel wissen ließ, als eben nothwendig war, arbeitete der tapfere Feldartilleriedirektor an der entsprechenden Ausrüstung der Batterien und Munitionsreserven; Schönhals aber schrieb jene begeisternden Armeebefehle, deren demosthenisches Feuer die Soldatenbrust höher hob und entflammte. Was diese drei Männer dem Verewigten gewesen, hat er jederzeit,

selbst in seiner Diensteskorrespondenz offen bekannt. Wenn irgend etwas den Marschall noch höher stellen könnte, so wäre es seine großartige Selbstverläugnung, sein erhabenes Billigkeitsgefühl. Zu edel, um jemand zu beneiden, zu gewissenhaft, um den Ruhm eines Andern sich anzueignen, wußte er durchaus nicht, was es hieße, fremdes Verdienst zu schmälern.[1]

Ein Blick auf die herrlichen Truppen selbst mußte ihren Führer mit Stolz und Zuversicht erfüllen. Die Korpskommandanten waren lauter Männer reich an Kenntnissen und Kriegserfahrung, einig unter sich, und entschlossen für die Erhaltung des Thrones alles einzusetzen. Neben dem waghalsigen und wenig gefügigen d'Aspre stand der nicht minder tapfere ritterliche und dem Marschall ergebene Wratislaw, der sarkastische zwar, aber wo es galt eifrige und ausharrende Wocher, zu denen bald auch der kluge und berechnende Thurn und der biedere Appel kamen. Die ganze Generalität war für den Ruhm des Heeres begeistert, und verstand es, ihre hochherzigen Gesinnungen bis auf die untersten Grade zu verpflanzen.

Die Stabsoffiziere, voll Sorgfalt für die Bedürfnisse des Mannes, gingen, im Bewußtseyn dessen, was sie sich

[1] Kaum eine Stunde nach dem Sieg bei Novara schrieb Radetzky an die liebenswürdige Gemahlin seines Generalquartiermeisters: „Wir schlugen den Feind. Und wenn der Ruhm des Tages mir zugeschrieben wird, Er (Heß) hat ihn, nur ihm gebührt das ganze Verdienst.“

selbst und ihrer Fahne schuldeten, mit dem schönsten Beispiel voran; ihre Offiziere, voll kameradschaftlicher Eintracht, erfüllt von Ruhmbegier, theilten jede Mühsal, jede Gefahr mit ihren Leuten, rissen selbe, durch Wort und Beispiel, mit sich fort und erwarben durch liebevolle Aufmerksamkeit deren Vertrauen. Unteroffiziere und Soldaten, gehoben durch das Bewußtseyn ihres Werthes und den Sieg am 6. Mai gingen freudigen Muthes auf den Feind los, suchten absichtlich die Gefahr und hielten sich für unüberwindlich. Mit unbedingtem Vertrauen in ihre Obern und voll glühender Vaterlandsliebe, setzte die Armee ihre höchsten und schönsten Hoffnungen in den Gebrauch des Bajonnets und betrog sich darin nicht, denn diesem hielt der Feind nicht aus. Ein Heer aber, welchesdas Bajonnet liebt, ist unüberwindlich. Zählen wir noch hinzu, daß Radetzkys Generalstab zwar jung aber thätig, die Artillerie äußerst kühn, und allseitig ein edler Wetteifer, eine kalte Todesverachtung und eine Hingebung für die Erreichung des einzig großen Zieles sichtbar war, wie kaum in irgend einer früheren Epoche, so wird man gerne zugeben, daß das Resultat dieses Kampfes weder lang noch zweifelhaft seyn konnte. Mit einer solchen Armee würde man die Welt erobern.

Viele dieser Tapfern sind durch das Blei des Feindes gefallen, Tausende hat der Tod auf dem Krankenlager ereilt, und eine gleiche Zahl ist seither ganz aus der Armee

geschieden. Alle aber haben ihren Geist, ihre Pflichttreue im Heer zurück gelassen. Und wenn der Doppelaar seine Schwingen einmal wieder entfaltet, wird es sich zeigen, daß die in jenem blutigen Krieg bewiesene Hingebung in der Armee noch keineswegs ausgestorben ist, daß noch dieselbe Begeisterung, dieselbe Opferwilligkeit für den Bestand und Glanz des Thrones mit gleicher Stärke in den jüngeren Kameraden lebe wie bei jenen, die verbluteten auf den Schlachtfeldern Italiens.

Am 25. Mai war Feldmarschalllieutenant Graf Thurn mit 19,000 Mann vom Isonzo in Verona eingetroffen, wo man nur noch für fünf Tage die Lebensmittel besaß. Jetzt vollends, wo er eine so ansehnliche Verstärkung erhalten hatte, war Radetzky weniger als je geneigt, auch nicht einen Zoll Boden vom österreichischen Gebiet aufzugeben. Dieß wurde dem als sogenannten Friedenskommissär vom Wiener Ministerium nach Italien gesendeten Grafen Hartig ernstlich bedeutet.

Die erste schöne Operation, welche Heß entwarf, ist jener großartige und kühne Flankenmarsch von Verona auf Mantua, der zu den Kämpfen von Curtatone führte, im Grund aber als höheres Objekt den Entsatz von Peschiera anstrebte. Nie in früheren Kriegen hat Mantua eine Rolle gespielt wie damals. Bei seiner bekannten großen Defensivkraft griff es jetzt auch offensiv ein und begünstigte das Uferwechseln in einer Art, welche große

Erfolge herbeiführen konnte. Die neuere Kriegsgeschichte erzählt wenig von Flankenbewegungen mit einer zahlreichen Armee, so zu sagen nur auf Kanonenertrag von den Feldwachen eines überlegenen Feindes. Groß war die Gefahr, aber groß ist auch der Ruhm. Wenn auch der Veteran in seinen „Erinnerungen" diesen Ruhm keineswegs jenem vindizirt, dem er mit Recht gebührt, wenn er überhaupt es geflissentlich vermied, den Namen des Generalquartiermeisters in seinem Buche auch nur ein einzigesmal zu nennen, obschon sich hiezu häufige Gelegenheiten boten, ja die historische Treue dazu auffordern mußten, so weiß dennoch die Welt, wem sie dafür verpflichtet bleibe.

Radetzkys Absicht gelang vollständig. Der Feind wurde rechts umgangen und im Rücken bedroht, bevor er solches ahnete. Die Linie des Ossone kam in die Gewalt des Marschalls. Dagegen wurde die Rechtsschwenkung gegen Goito und Ceresara nicht vollständig erreicht, weil d'Aspre nicht dort erschien, wo man seiner nothwendig bedurft hätte, weil dessen Avantgarde viel zu langsam vorging und der Pivot dem schwenkenden Flügel nicht Zeit ließ, den nöthigen Vorsprung zu gewinnen, in der Mitte auch vielleicht allzu hitzig gehandelt wurde, überdieß Hitze und Durst die Mannschaft ermatteten.

Wir fühlen uns nicht berufen, in diesen Gegenstand näher einzugehen, und wollen zur Ehre dieses tapfern Generals gerne zugeben, daß, wie behauptet wird, sein

leidender Zustand dabei maßgebend geblieben sey, daß aber eine Bewegung des zweiten Korps auf Cerlungo und in die rechte Flanke des Feindes die außerordentlichsten Erfolge gehabt, und den Fall von Peschiera aufgehalten, oder doch diesen Platz sogleich wieder in unsere Gewalt gebracht haben würde, ist unzweifelhaft. Eine Bewegung in dieser Richtung mußte Alles entscheiden.

Der bald nachher eingetretene heftige Regen, die dadurch entstandene Unwegsamkeit und die eben jetzt erfolgte Kapitulation von Peschiera, als dem eigentlichen Objekt dieser Flankenbewegung, mußte jeden weiteren Schritt in dieser Richtung vergeblich erscheinen lassen, und zwar um so mehr, als Radetzky auch die in Wien eingetretenen Ereignisse fast zu gleicher Zeit erfuhr.

Wenn nun aber vor der Hand alle weitern Offensivbewegungen vertagt werden mußten, so war gewiß die rasche Bewegung zur Wegnahme von Vicenza ein höchst lichtvoller Gedanke, welcher auch den verdienten Lohn fand. Der strategische Kalkul war gewiß überaus richtig. Da unter den obwaltenden Verhältnissen selbst ein großer Sieg kaum benützt werden konnte, und die höchste Vorsicht geboten blieb, seit der Kaiserthron in seinen Grundfesten wankte, auch an weitere Zuschübe an Kriegbedürfnissen aus dem Innern der Monarchie kaum noch zu denken war, so durfte man ein Heer, in dem sich die letzte Rettung des Vaterlandes konzentrirte, nicht auf's Spiel setzen.

Die Eroberung von Vicenza und Weldens kräftige Operationen an der untern Etsch drängten die Rebellen in der Lagunenstadt zusammen und befreiten die Terra ferma von zuchtlosen Banden.

Man schloß Venedig freilich bloß leicht ein. Dennoch kam der österreichische Doppelaar plötzlich auf dem Festland wieder zu solcher Geltung, daß selbst ein einzelner kaiserlicher Offizier in Uniform wieder sicher vom Tagliamento bis Verona reisen konnte.

Um diese Zeit gewöhnte man sich in Wien an den Gedanken, ganz Italien bis an die Etsch abzutreten.

Der Feldmarschall erhielt aus Innsbruck den Befehl, vorläufig einen Waffenstillstand behufs der Friedensverhandlungen abzuschließen. Er aber sendete den Feldmarschallieutenant Fürsten Felix Schwarzenberg an den Kaiser und bat um die Zurücknahme dieser Weisung.

Die Befähigung zum Staatsmann hat sich wohl nie bei dem alten Helden in so großartiger Weise geoffenbart, als eben damals. Ihm allein und den Männern an seiner Seite, worunter allerdings der eben genannte Fürst Felix Schwarzenberg, der viel zu früh für Oesterreichs Ruhm aus diesem Leben schied, vorzugsweise genannt werden muß, danken wir es, daß dieses unselige Projekt hintertrieben wurde. Wir pflichten daher willig dem Ausspruche eines neueren Autors bei, der da sagt:

„in jenen verhängnißvollen Tagen schwebte Oesterreichs Genius über dem Staatsmann Radetzky und mahnte ihn, seines Kaisers Krone zu schirmen."

Der Marschall führte ganz anderes im Sinn als Waffenstillstand oder gar Frieden. Nach dem Eintreffen ansehnlicher Verstärkungen an der Piave in der zweiten Hälfte des Juli, war bei ihm die Wiederergreifung der Offensive eine beschlossene Sache. Die ausgedehnte Aufstellung des Feindes mußte schon an und für sich zu dem Versuche einladen, selbe zu durchbrechen.

In Verona blieb der tapfere Haynau mit der nöthigen Garnison zurück. [1]

Am 23., 24. und 25. wurde die wenigstens gleich starke und trefflich postirte piemontesische Armee geschlagen und ihr Zentrum gesprengt. Der Kampf fand auf denselben Höhen statt, die wir bei den Scheingefechten in früheren Jahren nach allen Richtungen so oft durchzogen. Damals, als der hochsinnige General der Kavallerie Graf Wallmoden jenes Schloß von Custozza bewohnte, das am steilen Bergeshang von dunkeln Cypressen umschattet,

[1] Siehe Haynau's Biographie aus Schönhals Feder. Haynau war dem Feldmarschall aufrichtig zugethan. In einem Brief aus Preßburg vom 30. Mai 1849 an einen Kameraden in Radetzky's Umgebung kommen die Worte vor: „Dem Feldmarschall lege mich zu Füßen. Ich liebe und verehre ihn wie meinen Vater. Denn so lang ich einen Athemzug habe, werde ich nie vergessen, wie gütig er mich behandelte."

niederblickt in die Ebene, dachte keiner von uns, daß die den Feldherrn umstehenden und dessen Gastfreundschaft genießenden sardinischen Offiziere 14 Jahre später unsere Feinde seyn würden.

Die ganze Bedeutung des eines der schönsten Blätter in der vaterländischen Kriegsgeschichte bildenden Sieges von Custozza wird erst die Nachwelt feststellen. Wenn die Augen aller jener sich geschlossen haben, welche an diesem denkwürdigen Tag Theil nahmen, wenn das Grab dereinst alle Ansprüche, alle Scheelsucht der Einzelnen decken wird, dann erst kann die Geschichte ihr volles Recht üben und mit gleicher Unparteilichkeit nach beiden Seiten, auch die einzelnen hervortretenden Punkte dieses Riesenkampfes, kurz all dasjenige, was noch dunkel bleibt, gehörig beleuchten. Denn manche Einzelnheiten dieser Tage harren noch ihrer Aufklärung.

Für den Sieg von Custozza übersendete der huldvolle Monarch dem Feldmarschall das Großkreuz des Marien-Theresien-Ordens, und zwar in denselben Insignien, die Kaiser Ferdinand bis dahin selbst getragen hatte. Das Allerhöchste Handschreiben lautete:

Innsbruck, am 28. Juli 1848.

„Lieber Graf Radetzky! Die glänzenden Siege von Sommacampagna und Custozza haben Mich mit Bewunderung und Freude erfüllt. Ich glaube der tapfern Armee in Italien keinen größern Beweis Meiner Anerkennung

geben zu können, als indem Ich dem ruhmwürdigen Feldherrn das Großkreuz Meines militärischen Marien Theresienordens verleihe, dessen Insignien Ich Ihnen hiemit durch Meinen Oberstlieutenant Graf Crenneville übersende. Möge dieses höchste Ehrenzeichen eines Kriegers Ihre tapfere Brust noch lange Jahre zieren, und Ihre Thaten dem österreichischen Heere zum Vorbild dienen." Und dieser warme und aufrichtige Wunsch des Monarchen ist auch in Erfüllung gegangen.

Der russische Kaiser übermachte dem Sieger die erste Klasse des Militär-Sankt-Georgordens nebst folgendem Handschreiben:

„Nachdem Wir mit steter Aufmerksamkeit den Bewegungen der Truppen folgten, die Ihrem Oberbefehle zur Aufrechthaltung der legitimen Rechte Ihres Monarchen, anvertraut sind, und nunmehr Kunde erhielten von den glänzenden Siegen, die sie bei Sommacampagna und Custozza erfochten, haben Wir es für gerecht erachtet, Sie zum Ritter erster Klasse des Ordens des heiligen Großmärtyrers und Siegbringers Georg zu ernennen, dessen Insignien Wir Ihnen hiemit übersenden.

„Indem Wir durch diese höchste militärische Auszeichnung in Unserem Reich, einen neuen Beweis Unserer ganz besondern Anerkennung Ihrer langjährigen und ruhmreichen, durch so glänzende Waffenthaten bezeichneten Dienste

zu bekunden wünschen, verbleiben Wir Ihnen für immer gewogen. Peterhof den 19. August 1848."

Auch der König Ernst August von Hannover, ein warmer Verehrer der österreichischen Armee bis an seinen Tod, ließ dem Feldmarschall den Sankt Georgsorden zugehen.

Der auf Seiten des Feindes, zum Theil mit Schießbaumwolle geführte, nächtliche Kampf in Volta (26. Juli) gehört unter die blutigsten Nachtgefechte, und ist in manchen seiner räthselhaften Details noch nicht gänzlich aufgehellt. Er war der letzte Einsatz des verzweifelten Spielers. Denn seit Haynau das kleine Peschiera wieder einschloß, und Radetzky den angebotenen Waffenstillstand verwarf, konnte es sich bei Karl Albert höchstens noch darum handeln, seinen weitern Rückzug zu maskiren.

Auch die Bemühungen Abercromby's blieben ohne Erfolg. Am 4. und 5. besiegte die österreichische Armee in einzelnen blutigen Gefechten die Piemontesen unter den Mauern von Mailand.

Man zog dort am 6. August wieder ein und löste das beim Abschied verpfändete Wort in der ritterlichsten Weise. Es gemahnte wie ein schöner Traum. Nur vierzehn Tage nach dem Aufbruch von Verona, bezogen des Kaisers Soldaten wieder die Wachen an den Thoren jener Stadt, die in ihrem rebellischen Uebermuth die österreichischen Offiziere und deren Familien gröblich mißhandelt hatte.

Welch hohe Befriedigung für jene Tapfern, die vor 19 Wochen der Verrath aus Mailand vertrieb, nunmehr wieder als Sieger durch die Porta Romana einzuziehen. Doch was sagen wir? Nein, nicht als Sieger, sondern als Befreier ersehnt, und inständig gerufen durch die Stadtbehörde selbst, um der eingerissenen Unordnung zu steuern und weiteren Schrecknissen vorzubeugen. Gewiß! in so sonderbarer Lage befand sich selten eine Armee.

Der Marschall nahm sein Quartier in der Villareale und gewann diesen Aufenthalt dermaßen lieb, daß er auch später, wenn er nach Mailand kam, daselbst abstieg, und sogar seine letzten Tage dort beschloß. Von seinen im Pallast Arconate zurückgelassenen Büchern, Landkarten und Schriften konnte nur Einzelnes wieder aufgefunden werden. Die Plünderung in den Märztagen, welche so viele k. k. Offiziere überaus schmerzlich traf, hatte auch ihn nicht verschont; viel Werthvolles war dabei vernichtet oder doch verschleppt worden.[1]

Historisch merkwürdig bleibt jener Bericht, den Radetzky nach der Einnahme von Mailand an seinen Kaiser erstattete:

„Die Stadt Mailand ist unser! Sie hat sich der Gnade Eurer Majestät ergeben, und ich bin heute Mittag

[1] Damals schrieb der Marschall dem Verfasser gegenwärtiger Skizze: „Die schöne Karte von Deutschland, welche Sie mir adjustirten, hat leider auch der Teufel geholt.“

mit meiner tapfern Armee in selbe eingezogen. Die piemontesische Armee hat diese Stadt heute Nacht verlassen und ist, mittelst einer gestern noch mit ihr und der Stadt geschlossenen Konvention, bis Morgen Abend über den Ticino, mithin außerhalb der Grenzen von Euer Majestät Gebiet. Die Armee hat vor zwei Wochen von Verona aus ihre Offensive ergriffen. Sie hat während dieser Zeit bei Sommacampagna, Custozza, Volta, Cremona, Pizzighetone und zwei Tage vor Mailand siegreiche Schlachten und Gefechte geliefert, und ist nun den vierzehnten Tag Herr der lombardischen Hauptstadt. Die Armee und ihre Führer glauben somit ihre Schuldigkeit für ihren geliebten Kaiser und das theure Vaterland treulich erfüllt zu haben, denn kein Feind steht mehr auf lombardischem Boden."

Wenn auch dieser Bericht nicht so lakonisch lautete wie jener Suwarows aus Ismail, so läßt sich doch die fast lapidare Ausdrucksweise keineswegs verkennen.

Der Feldmarschall dankte in warmer Ansprache seinen braven Truppen für Alles, was selbe bisher erduldet und geleistet, und sendete zehn dem Feind abgenommene Fahnen nach Wien, woselbst sie in einem Saal des Kriegsgebäudes öffentlich aufgestellt wurden. Der Besuch des Publikums war jedoch ein sehr mäßiger. Die Wiener besaßen damals noch kein Verständniß dafür und grollten theilweise der Armee in Italien.

Die durch Marsano gedichtete „Warnungsstimme"

hatte die ganze Umsturzpartei neuerdings in Harnisch gebracht. Auch der Wiener Reichstag gab kein Zeichen patriotischen Beifalls. Im Gegentheil! Kaum 24 Stunden nach der durch die Wiener Zeitung bekannt gewordenen Einnahme von Mailand wurde der Kriegsminister interpellirt: „ob er schon auf eine Armeeverminderung vorgedacht habe?" Doch die Armee bedurfte des Dankes einer gesinnungslosen Menge nicht; ihr genügte der Beifall ihres Herrn und Kaisers, so wie ihr Selbstbewußtseyn. Darin lag der reichste Lohn und die glänzendste Entschädigung für alle Verunglimpfungen. [1]

Wie unbestritten aber auch die großen Verdienste Radetzky's um die Erhaltung des Thrones bleiben, so erheischt es doch die Billigkeit auch jener hier zu gedenken, welche sich der Feldmarschall Fürst Windischgrätz für denselben Zweck erwarb, und die Geschichte nicht mit Stillschweigen übergehen darf.

Bei dem beständigen Andringen um Verstärkungen für Italien hatte der Kriegsminister in kurzen Zeiträumen dreimal den Fürsten in sehr bestimmten Ausdrücken, zuletzt sogar mit Hindeutung auf persönliche Verantwortung angewiesen, die im böhmischen Generalat

[1] Wir deuten hier auf S. 33 der von dem General der Kavallerie Grafen Ludwig von Fiquelmont verfaßten und gewiß jedem gebildeten Leser bekannten „Aufklärungen" eine kleine Schrift welche über die damaligen Zustände manches Beherzigenswerthe enthält.

entbehrlichen Truppen unverweilt an den Isonzo in Marsch zu setzen.

Windischgrätz glaubte dieser Aufforderung keine Folge geben zu dürfen, in der sichern Ueberzeugung, daß man dieser 10,000 Mann Kerntruppen bald in der Nähe benöthigen würde. Und er hatte recht! Mit ihnen eilte er, auf die erste Nachricht von den Ereignissen des 6. Oktobers, vor Wien und nahm das Korps des Banus auf. Hätte aber der Fürst nicht die Revolution in Prag und Wien niedergeworfen, so würde die Empörung bald die gesammte Monarchie ergriffen, und die Armee in Italien in eine sehr bedenkliche Lage versetzt haben. Selbe hätte auf alle Verstärkungen und Zuschübe aus dem Innern gänzlich verzichten und so zu sagen isolirt, mitten in einem empörten Land einen treulosen Feind bekämpfen müssen. Ob sodann noch ein ausgiebiger Erfolg möglich gewesen wäre, läßt sich freilich jetzt nur sehr schwer entscheiden. Gewiß ist es aber, daß, falls Fürst Windischgrätz den so peremtorischen Befehlen Latours entsprochen haben würde, eine Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung fast illusorisch blieb.

Die revolutionäre Presse jener Zeit hat den ritterlichen und edlen Fürsten als zweiten „Alba" hingestellt. Und dennoch behandelte dieser große Mann, ganz so wie sein Waffenbruder Radetzky, auch die Kaiserstadt mit gleicher Milde und Nachsicht.

In der Periode zwischen dem ersten und zweiten Feldzug gegen Piemont war Radetzky's Bestreben vorzugsweise auf die Wiederherstellung der gänzlich aus den Fugen gewichenen Verwaltung des lombardisch-venezianischen Königreichs gerichtet.

Jedem Groll unzugänglich entwickelte er nichtsdestoweniger eine staunenswerthe Festigkeit. Sein weit in die Zukunft reichender Blick erfaßte jeden Gegenstand mit großer Sicherheit. Der alte Held vergaß auch nichts. Was er in dieser ganzen Zeit dachte, sprach, schrieb und verfügte, deutete darauf hin, daß die nächste Zukunft klar vor seiner Seele stand, und ihm nichts unerwartet kam. Uns schien er ein gewaltiger Kriegsgott, umgeben von den tapfersten Generälen, angebetet von seinem Heer, glühend für den Ruhm des Vaterlandes, gefürchtet vom Feind, gerüstet und kampfbereit in einer Art, um jeden Tag wieder loszubrechen, dem Gewitter gleich, um zu strafen bei neuer Treulosigkeit, bei neuem Verrath.

Vielleicht sind wir entschuldigt, wenn wir das Urtheil eines Britten hier wiederholen, das um so mehr ins Gewicht fallen dürfte, als damals die Fortschritte der Oesterreicher in Italien und Ungarn an der Themse mit wenig günstigen Augen angesehen wurden.

„Der Marschall Radetzky" — sagt er — „hat sich hohe und dauernde Ansprüche auf die Dankbarkeit seines Souveräns und auf Kriegsruhm erworben. Vom Beginn

des Kampfes an entwickelte er hohe Einsicht, gepaart mit unerschütterlicher Energie. Den Sieg, welchen er vorbereitete, und mit der Behutsamkeit des Alters erwartete, suchte er mit wahrhaft jugendlicher Thätigkeit zu fördern. Seine 82 Jahre schwächten weder seine Entschlüsse noch dämpften sie sein Feuer. Er führte seine tapfere Armee zum Sturme der befestigten Höhen von Custozza, und als, nach hartem Kampf und bewunderswerther Tapferkeit, diese Anhöhen genommen waren, verfolgte er eben so rasch den fliehenden Feind bis vor die Thore von Mailand.

„Diese Operationen sind glänzend. Aber nicht weniger hoch steht die männliche Ausdauer und Zuversicht, womit der greise Feldherr seine Stellung am Mincio und an der Etsch zu behaupten wußte. Seine Armee war schwach und niedergeschlagen (?), seine Festungen schlecht verproviantirt, in seinem Rücken das ganze Venezianische aufgestanden, die Hauptverbindung mit Tirol abgeschnitten, und mehr als dieß Alles, die Monarchie selbst schien damals aufgelöst, der Hof war von Wien entflohen, und die Behörden unmächtig, welche dem Marschall Verstärkungen und Instruktionen schicken sollten. Und dennoch! In jenen Tagen des Zweifels und der Gefahr, als die Erschöpfung seiner eigenen Hilfsquellen furchtbarer war denn je, weit furchtbarer als der Feind selbst, stand der Feldmarschall Radetzky unerschüttert.

„Und er hat gelebt um die Macht seines

Vaterlandes aufrecht zu erhalten, und den Ruhm eines Mannes zu begründen, welcher einen Kaiserstaat rettete aus der letzten und äußersten Bedrängniß."

Der Winter von 1848—1849 verstrich. An des nach Wien berufenen Weldens Stelle führte Haynau die Blokade von Venedig, das uns bis zu seinem Fall leider über 20,000 Mann kostete, die den Anstrengungen und Sumpffiebern erlagen. Zur Herbeiführnng des Friedens war von Sardinien nichts geschehen. Die bittern Lehren hatten weder den König noch seine Partei gebessert. Vielleicht konnte er auch nicht wie er wollte. Denn die Revolutionsapostel umstanden seinen wankenden Thron und predigten ungefähr in derselben Weise, wie dieß noch bis auf die heutige Stunde dort geschieht. Der gänzlich rathlose Monarch hoffte gerade durch das Festhalten an der Umsturzpartei seine Krone zu retten. „Denn solches ist der Fluch der bösen That, daß sie fortwährend Böses muß gebären."

Radetzky und sein Generalquartiermeister folgten aufmerksam dem Treiben jenseits des Ticino. Sie erkannten nur gar zu wohl, daß bloß das Schwert zu lösen vermöge, was das Schwert geschürzt. Ohne das mindeste Aufsehen wurde Alles für den neuen Feldzug vorbereitet. Der Operationsplan lag fertig, blieb jedoch bis zum Moment seiner Ausführung ein tiefes Geheimniß, das selbst

die dem Feldherrn zunächststehenden Generäle nicht zu durchdringen im Stande waren. Die Hauptbedingnisse dabei blieben: Umsicht, Schnelligkeit und Nachdruck. Bei der erprobten Kampflust des Heeres war der Erfolg sicher. Feldmarschallieutenant Heß wollte von Pavia aus mitten durch den Feind auf Turin operiren, vor der Front des Gegners aber so wie überhaupt in der Lombardei nur etwa 10,000 Mann stehen lassen.

Am 16. März 1849 kündete Piemont den Waffenstillstand. Die österreichische Armee jubelte. Der Feldmarschall aber erließ nachstehenden Tagsbefehl.

„Soldaten! Eure heißesten Wünsche sind erfüllt. Der Feind hat uns den Waffenstillstand aufgekündet. Noch einmal streckt er seine Hand nach der Krone Italiens aus. Doch er soll erfahren, daß sechs Monate nichts an eurer Treue, an eurer Liebe für euern Kaiser und König geändert haben. Als ihr aus den Thoren von Verona zoget, und, von Sieg zu Sieg eilend, den Feind in seine Grenzen zurücktriebt, gewährtet ihr ihm großmüthig einen Waffenstillstand, denn er wollte den Frieden unterhandeln. So sagte er. Doch statt dessen hat er sich zu neuem Kampf gerüstet. Den Frieden, welchen wir ihm großmüthig boten, wollen wir nun in seiner Hauptstadt erzwingen.

„Soldaten! Der Kampf wird kurz seyn. Es ist derselbe Feind, den ihr bei Santa Lucia, bei Sommacam-

pagna, bei Custozza, bei Volta und an den Thoren von Mailand besiegt habt. Gott ist mit uns! denn unsere Sache ist die gerechte.

„Auf also Soldaten! Noch einmal folgt eurem greisen Führer zu Kampf und Sieg. Ich werde Zeuge eurer tapfern Thaten, und es wird der letzte Akt meines langen Soldatenlebens seyn, wenn ich in der Hauptstadt eines treulosen Feindes die Brust meiner wackern Gefährten mit dem blutig und ruhmvoll errungenen Zeichen ihrer Tapferkeit werde schmücken können. Vorwärts also Soldaten! Nach Turin lautet die Losung. Dort finden wir den Frieden. Es lebe der Kaiser! Es lebe das Vaterland!“

Mit dem zwölften Glockenschlag des 20. März, wo der Waffenstillstand ablief, ging die österreichische Armee bei Pavia über den Po, und drang über Mortara auf Novara vor. Dadurch war der feindliche rechte Flügel von seiner Mitte getrennt. Am 23. kam es zu jener Schlacht, welche alle hochfliegenden Plane des Sardenkönigs zertrümmerte, und ihn selbst zur Abdankung zwang. Die Enttäuschung war grausam.

Auf den Feldern von Novara war es, wo der Erstgeborene des Erzherzogs Karl, seinem großen Vater ähnlich, Wunder der Tapferkeit verrichtete. Der erlauchte Vater war nicht mehr so glücklich, diese Lorbeeren des Sohnes zu erblicken. Seit drei Jahren ruhte er schon in

der kühlen Gruft. Aber sein Schatten hatte ihn gewiß umschwebt.

Die vollständige Niederlage Karl Alberts traf genau auf denselben Tag, wo er das Jahr zuvor sein herausforderndes Manifest gegen Oesterreich schleuderte. Vergeltendes Schicksal! Fern von der Heimath starb dieser Fürst auf fremder Erde. Schönhals hat darum nicht zu viel gesagt, wenn er diesen Sieg „das Gottesgericht von Novara" nannte.

Es ist seither öfter die Frage aufgeworfen worden: weßhalb der Marschall, seiner laut verkündeten Absicht entgegen, den Frieden nicht in Turin selbst schloß? Denn nichts hielt ihn auf, dorthin zu gehen. Die Antwort darauf könnte uns Lord Abercromby am leichtesten und noch weit besser Lord Palmerston selbst geben. An diese wollen wir auch die Fragenden verweisen, obgleich es nicht schwer fallen dürfte, einzelne aufklärende Beiträge zu liefern.[1]

Der Friede wurde in einer Art geschlossen, welche lautes Zeugniß gibt von der versöhnlichen Milde des Kaiserhofes. Daß man jenseits des Ticino die Niederlage von

[1] Wir sahen irgendwo in Italien ein kleines Oelbild, welches jenen welthistorischen Akt darstellt, wo Radetzky und Heß, im Hofraum eines Hauses zu Vignale, am Mittag des 24. März die vom König Viktor Emanuel erbetene Zusammenkunft hatten, und über den Frieden verhandelten. Das Bild ist eben so lebendig als treu.

Novara nicht vergessen kann, ja sogar wohl daran thut, sich ihrer zu erinnern, hat seine guten Gründe. Die Kriegsgeschichte bietet kein zweites Beispiel, wo innerhalb vier Tagen der Gegner vollständig niedergeworfen worden ist. Daß man aber deßhalb fortwährend mit Oesterreich grollt, ist unbegreiflich, und selbst undankbar. Piemont sollte anerkennen, daß der Kaiser gerade in jenem Augenblick, wo er Alles verlangen konnte, eine Mäßigung, Selbstverleugnung und Großmuth an den Tag legte, die nur aus einer erhabenen Gesinnung hervorgehen kann, und unverstellt die Bahn andeutete, auf welcher der Wiener Hof zu wandeln beschloß. Viele erleuchtete Männer in Piemont haben solches auch anerkannt. Selbst in den Reihen der Emigration erhoben sich dafür einzelne Stimmen.[1]

Radetzky drückte dem tapfern Heer seinen Dank aus und ritt schon am 29. um 10 Uhr Vormittags auf seinem Schimmel wieder durch die Porta Vercellina zu Mailand ein. Ganz Europa hat diesen zweiten Feldzug bewundert und des tiefsten Studiums würdig erklärt.

Unter den Glanzpunkten der beiden Feldzüge, die ganz vorzüglich geeignet sind, die Genialität des Feldherrn und seines Generalquartiermeisters zur verdienten Anschauung zu bringen, erscheint uns als hervorragend: der

[1] Wir verweisen bloß auf die bekannten „lettere di San Pietro" welche den Edelmuth und die strenge Rechtlichkeit des Kaiserhofes stark betonen.

kühne Flankenmarsch von Verona über Mantua zum Entsatz von Peschiera, die rasche und geheime Bewegung von Mantua gegen Vicenza, und die oben genannte von Mailand über Pavia und Novara. Die erste hat ihr strategisches Objekt nicht erreicht; daran waren verschiedene Umstände Schuld. Ihre Konzeption aber ist tadellos. Die beiden anderen Operationen erfreuten sich des vollständigsten Erfolges.

Oesterreichs hochsinniger Kaiser aber, den der Feldmarschall eingeführt in das Waffenhandwerk und der ihm zur Seite hielt im Gewühl der Schlacht, sendete schon in den ersten Apriltagen Seine kais. Hoheit den Erzherzog Wilhelm nach Italien, um der Armee den Dank ihres Kriegsherrn, und ihrem greisen Führer das goldene Vlies zu überbringen.[1] Auch eine Medaille zu Ehren des Marschalls ließ Seine Majestät prägen und sendete

[1] Die gesammten Glieder des erhabenen Kaiserhauses überhäuften den alten Helden bei jeder Gelegenheit mit Beweisen ihrer Hochachtung. Vor Allen aber verstand dieß die hohe Kaisermutter. Am Namenstag des Marschalls (19. März) fand derselbe als er am frühen Morgen in sein Arbeitskabinet trat, einen meisterhaft ciselirten Doppeladler aus oxydirtem Silber, der auf einem von bronzenen Trophäen umgebenen Marmorpostament ruhte. In seinen Fängen hielt er das wohlgetroffene Miniaturbild Seiner Majestät des Kaisers Franz Josef. Daneben lag ein Zettel von der Hand der Erzherzogin Sophie, der folgenden Vers enthielt:

„Der Du gedeckt den Kaiseraar,
Du Gottes starker Heldenschild,
O werd' der Mutter Dank gewahr,
In ihres Herrn und Sohnes Bild.

ihm durch seinen ersten Generaladjutanten, Feldmarschall-lieutenant Grafen Grünne, drei Stücke davon, in Gold, Silber und Bronze. Und wahrlich! Lauter wie Gold war stets des Helden Gemüth, makellos wie Silber seine Treue, und ehern sein Sinn.

Der Kaiser von Rußland ließ dem Marschall durch einen seiner Generaladjutanten Glück wünschen und einen Marschallstab übergeben, 1½ Schuh lang, 1½ Zoll dick aus Gold, mit emaillirten Lorbeer- und Eichenblättern umwunden und an beiden Enden, auf 2 Zoll einwärts, mit Diamanten besetzt. Zugleich ernannte er ihn, mittelst Tagesbefehl vom 6. April, zum Feldmarschall der russischen Armee und zum Inhaber des weißrussischen Husarenregiments. Der König Max II. von Bayern zierte ihn mit dem Hausorden des heiligen Hubertus, und ließ seine Büste in der Wallhalla aufstellen.

Der König von Preußen verlieh ihm den schwarzen Adlerorden in Brillanten, und die erste Klasse des rothen Adlerordens mit den Schwertern. Auch die Regenten von Sachsen und andere schmückten die Heldenbrust mit ihren höchsten Ordenszeichen.

Dein Vateraug' sich dran erfreu',
Bis daß, vom Reich beweint es bricht
Und Dir der Herr für Deine Treu'
Um's Schwert den ew'gen Lorbeer flicht."

Noch während des Marschalls Aufenthalt in Novara hatte ihn eine Deputation des Wiener Gemeinderathes begrüßt und ihm das Ehrenbürgerrecht überreicht. Das durch Grillparzers Meisterfeder verfaßte Diplom ist, sowohl an Erfindung als Ausführung, ein wahres Kunstwerk. Der Entwurf für die Zeichnungen ist vom Professor J. N. Geiger, die geschmackvollen Silberverzierungen sind vom akademischen Künstler Johann Glanz. Auf dem Sammtumschlag prangt in Gold, Silber und Email Radetzkys Familienwappen. Eine Kapsel enthält die Wappen des Hauses Habsburg und der Stadt Wien.

Der Text der Urkunde lautet:

„Wir Gemeinde-Ausschuß und Magistrat der Haupt- und Residenzstadt Wien, beurkunden hiemit: Graf Josef Radetzky, Feldmarschall und Großkreuz des Maria-Theresien-Ordens, hat durch mehr als sechzig Jahre an allen Waffenthaten der österreichischen Armee, als Schwert und Schild, durch Tapferkeit und Feldherrnumsicht, ruhmvoll Antheil genommen. Von den Türkenkriegen der Achtzigerjahre bis zu den Befreiungsschlachten von Kulm und Leipzig, ist kein glorreiches Ereigniß, das nicht Ihn, das nicht Er gleichmäßig verherrlicht hätte.

„Auf die höchste Stufe des Krieger- und Bürgerthumes hob ihn aber die jüngste Vergangenheit, als sein Name und sein Heer der alleinige Ausdruck von der einst gefürchteten Macht Oesterreichs

waren, als er in zwölf Tagen, deren jeder ein Sieg, einem jahrelang vorbereiteten tückischen Ueberfallskrieg ein Ende machte, und sich jenen Helden anreihete, die, als Wiederhersteller des Vaterlandes, im Gedächtniß der spätesten Enkel fortleben.

„Die Meinungen der Zeit verschlingt die Zeit, was aber alle Zeiten groß genannt haben, steht unerschüttert in jedem Wechsel.

„Zum bleibenden Zeichen der Dankbarkeit, welche mit dem ganzen Vaterland auch diese Stadtgemeinde dem größten Feldherrn unserer Zeit, der Zierde Oesterreichs, dem Stolz Deutschlands schuldig zollt, haben wir, uns selber ehrend, dem Grafen Josef von Radetzky das Ehrenbürgerrecht der Haupt- und Residenzstadt Wien angeboten und verliehen und seinen Namen als den Ersten im goldenen Buch der Ehrenbürger der freien Kommune Wien eingezeichnet."

Auch die vormals bestandene Wiener Nationalgarde brachte ihre Huldigung für den Sieg bei Custozza dar. Diese bestand in einem Ehrensäbel mit goldenem Griff, auf welchem, im Emailgrund, das Wort „Custozza" steht. Auf der damascirten Klinge liest man:

„Die Wiener Nationalgarde am 2. August 1848 dem Marschall Radetzky und dem Führer der heldenmüthigen Armee in Italien." Daß dieses Zeichen der Verehrung nur die Gesinnungen des geringeren Theiles

der Wiener Nationalgarde im August 1848 andeuten konnte, wird Jedem einleuchten, der an die Haltung derselben im Sommer und Herbst des genannten Jahres sich erinnern will.

Nachdem die tapfern Generäle d'Aspre und Franz Wimpffen auch Toskana und die Romagna wieder zur Ruhe gebracht, und die Thore von Bologna, Florenz, Livorno und Ankona sich den Oesterreichern abermals geöffnet hatten, verlieh der Großherzog von Toskana dem Marschall das Großkreuz des Sankt Josefordens, der Papst aber das Großkreuz in Brillanten des Gregorordens.

Am 22. August 1849 kapitulirte endlich Venedig. Nun erst richtete der alte Held folgende wahrhaft erhebende Dankesworte an sein Heer: „Soldaten! Das Ziel unserer Bestrebungen, eurer Mühseligkeiten, der Preis eurer Tapferkeit, um den so viele von euch geblutet, so viele in den Tod gesunken, ist erreicht. Auch Venedig, das letzte Bollwerk der Empörung, ist gefallen, der Friede in ganz Italien wieder hergestellt. Dankbar erkennet unser geliebter Kaiser, dankbar das Vaterland eure Treue, eure Hingebung, und die Verdienste, die ihr euch um die Erhaltung der Monarchie erworben.

„Als Alles wankte um den ehrwürdigen Thron, da wanktet ihr nicht. Wie an den Felsen die Wogen des vom Sturm aufgewühlten Meeres sich brechen, so brach

sich an eurer treuen Brust Verrath, Meineid und Empörung. Bald hoffe ich euch sagen zu können, daß auch der beweinenswerthe Bürgerkrieg, der noch einen Theil unseres gemeinsamen Vaterlandes verheert, beendet ist. Dann werden die, so jetzt noch als Feinde sich gegenüber stehen, ihres Irrthums, ihrer Verblendung inne werden und sich als Brüder erkennen. Das gezückte Schwert wird ihrer Rechten entsinken; Friede und Versöhnung wird zurückkehren und Oesterreichs makellose Fahne wird wieder an der Spitze eines versöhnlichen Bruderheeres wehen, dem sie Jahrhunderte lang, in so mancher heißen Schlacht, ein Vereinigungspunkt, ein Führer auf der Bahn der Ehre und Pflicht gewesen." Wahrlich! Rom und Griechenland haben nichts Schöneres aufzuweisen. So sprach Cäsar zu seinen Legionen.

Noch vor der Uebergabe von Venedig hatte der Monarch einige Generäle aus Radetzkys Schule zur Armee nach Ungarn übersetzt, darunter den klugen Wohlgemuth, den kaltblütigen Clam, den kühnen Benedek und den stets kampfdurstigen Reischach. Dem tapfern Haynau, der den Fall von Venedig wenigstens vorbereitete, war es bestimmt, den ungarischen Krieg zu beendigen.

Selbst im hohen Norden zollte man dem Feldmarschall die gebührende Anerkennung. Wir übersetzen hier einen Artikel aus dem „Journal de Petersbourg," welcher dieß gehörig darthut.

„In einer Zeit, wo alle Gewalten der Erde unmächtig und abgespannt schienen, ist es gewiß ein staunenswerther Contrast, welcher in der Geschichte unserer Zeit besonders hervorgehoben werden muß, daß der greise Feldmarschall Radetzky, mit 83 Jahren und unter der Last der für einen Heerführer und Vertreter seiner Regierung ungünstigsten Verhältnisse, noch mit kräftiger Hand den Degen führt, daß er dem ungestümen Andrang der Bevölkerung ebenso wie dem klug erdachten Ueberfall der feindlichen Generale widersteht, daß er zuerst mit Ordnung weicht, sich wehrt, dann vorwärts dringt mit ganzer Macht und endlich über alle seine Feinde wieder siegt, den alten Fahnenadler in der Hand.

„Er ist ein Hohepriester unserer alten Ritterehre, hingestellt inmitten dieses letzten Kampfes der neuen mit der alten Welt. Und wie auch die Urtheile der Menschen und ihre Sympathien für oder gegen die zwei im Streit liegenden Prinzipien beschaffen sind, so gibt es doch sicher kein edles Herz in Europa, und keines Mannes Brust, die nicht lauter schlüge, nicht höher gehoben würde bei dem Namen dieses edlen Greises, der in unserer aus den Fugen gehen wollenden Welt die Beispiele jenes Heldenmuthes erneuert, die wir fast nur noch aus den Ueberlieferungen unserer ritterlichen Vorzeit kennen.“

Unter den zahlreichen Adressen, welche dem Feldmarschall von allen Seiten zugingen, erwähnen wir bloß

jener der Offiziere des königlich preußischen Gardekorps. Selbe war in Form eines Album. Auf dem Umschlag von braunem Sammt gewahrt man die Königskrone und unterhalb derselben den Stern zum schwarzen Adlerorden mit seiner Devise: „suum cuique“, die gewiß Niemand im Leben gewissenhafter befolgte, als Radetzky. Alle Regimenter der preußischen Garde sind darauf versinnlicht.

Von allen Huldigungen aber mochte den Heldengreis keine so tief ergreifen als jenes Merkmal der Liebe und Verehrung des gesammten k. k. österreichischen Heeres. Es bestand in einem Marschallstab, der, an Erfindung und Ausführung, ein artistisches Kunstwerk genannt werden darf.

Dieser Stab ist von Gold mit edlen Steinen reich verziert und von einem Lorbeerkranz umschlungen, auf dessen grün emaillirten Blättern die merkwürdigsten Ereignisse aus dem Leben des Helden verzeichnet sind. Er ruht auf einem Postament, welches das Portrait und Wappen des Marschalls, von huldigenden Genien getragen und von militärischen Emblemen umgeben, der Bewaffnung der gesammten Truppentheile nachgebildet, gewissermaßen stützt. Diese Ornamente sind von vergoldetem Silber. Das Ganze wird von sechs silbernen, grau oxidirten Adlern getragen, und ruht auf einem Fußgestell aus erobertem piemontesischem Kanonenmetall. Die etwa 14000 Gulden betragenden Kosten wurden durch freiwillige Beiträge sämmtlicher Offiziere der k. k. Armee gedeckt.

Im Innern des Marschallstabes ist die Uebergabsurkunde verwahrt, die wieder für sich ein besonderes Kunstwerk bildet, durch den Hofkalligraphen Greiner geschrieben und vom Historienmaler Hasselwander mit sehr geschmackvollen Randgemälden versehen ist. Schönhals lieferte den Text, der von allen damaligen Korpskommandanten unterzeichnet wurde.

Die Urkunde sagt:

„Ruhm- und sieggekrönter Feldmarschall! Als die gesellschaftliche Ordnung und mit ihr das Glück der Völker aus ihren Angeln zu weichen begann, als Anarchie und Empörung frech ihr Haupt erhob, und, im Bunde mit fremder Treulosigkeit, an den Grundvesten unserer Monarchie rüttelte, da traten Eure Excellenz, im Vertrauen auf die Treue und Tapferkeit des Soldaten, den Sie selbst gebildet, dem verheerenden Sturm kühn entgegen. Alle Hindernisse, welche die Lage eines Feldherrn erschweren können, wußten Eure Excellenz mit ungebeugter Standhaftigkeit zu überwinden. Siegreich gingen Sie mit der Schaar Ihrer Treuen aus einem Kampf hervor, der Ihnen die Bewunderung der Mit- und Nachwelt, den Dank des Kaisers und die Verehrung der ganzen österreichischen Armee auf ewig sichert.

„Ihr erhabenes Beispiel wirkte mit magischer Kraft. Eine gleiche Begeisterung für die Erhaltung der Monarchie ergriff das ganze Heer; wie ein Mann reihte es sich um

den Thron des Kaisers. Verrath und Anarchie floh besiegt vor der Macht der Tugend. Oesterreichs dankbares Heer wünscht Ihnen, erhabener Feldherr, ein Denkmal seiner Liebe, Verehrung und Dankbarkeit zu weihen.

„Auf die Unterzeichneten ist die ehrenvolle Wahl gefallen, Eurer Excellenz diesen Akt der Huldigung darzubringen. Die Stimme des Soldaten wählte hiezu das Symbol Ihrer Würde, den Feldherrnstab, womit Sie ihm den Weg zu seiner Pflicht und zum Sieg gezeigt. Führen Eure Excellenz noch lange Jahre diesen Stab zum Schutz des Thrones und des Vaterlandes, zum Stolz und zur Freude eines Heeres, das in Ihnen seinen ehrwürdigsten Veteranen, seinen theuren Führer, seinen ruhm- und sieggekrönten Feldmarschall verehrt.“ [1]

Kaum waren die italienischen Angelegenheiten nur erst zum Theil wieder geordnet, so ließ sich Radetzky nicht länger abhalten, nach Wien zu eilen, um seinem Kaiser und Herrn die Huldigungen des treuesten Dieners persönlich darzubringen.

Sein Empfang am 13. September 1849 war überaus festlich und bewies deutlich, daß auch der Sinn des

[1] Wie verlautet hat Seine Majestät der Kaiser diesen Marschallstab so wie auch den russischen von den Erben des Verblichenen erworben und als ewiges Andenken in der kaiserlichen Schatzkammer niederzulegen befohlen.

Volkes sich wieder ermannte und begreife, was es heiße, eine Monarchie wie die österreichische, aufrecht erhalten zu haben und dieser Monarchie anzugehören. Umringt von Hunderttausenden, die ihm zujauchzten und Kränze warfen, erreichte der Marschall sein ihm durch die Gnade des Kaisers in der Hofburg angewiesenes Absteigquartier. Der Empfang des Monarchen war überaus herzlich und huldvoll. [1]

Inmitten der nicht enden wollenden Kundgebungen einer ungeheuchelten Verehrung von Hoch und Nieder, stand der Nestor der Armee so schlicht und ruhig da wie immer und dankte in einfachen Worten. Alles, was er über seine Leistungen sagte, trug den Stempel der äußersten Bescheidenheit; wie es überhaupt nie seine Sache war, von Dingen zu sprechen, die er vollbracht. Das Geschehene galt ihm wenig; sein Blick war stets der Zukunft zugewendet.

[1] Wie die Verehrung für den Heldengreis in allen Schichten der Bevölkerung, in Fleisch und Blut, übergegangen war, davon nur Ein Beispiel. Der Marschall kam im Sommer 1852 zur Truppenbesichtigung nach Klagenfurt. Am Nachmittag besuchte er die reizenden Anlagen des Kreuzberges. Von Nah' und Fern war das Volk herbeigeströmt, und bildete eine Gasse. Da stand in vorderster Reihe, ein liebliches einfaches Kind, eine Jungfrau von 15 Jahren, die ihm mit holder Verschämung ein kleines Sträußchen von Waldblumen überreichte. Er nahm selbes wohlwollend an, und bemerkte lächelnd zu seinem Begleiter: „dieses Kind meint es gewiß aufrichtig." Bei den Lebenserfahrungen des Greises waren diese Worte nicht ohne Bedeutung.

In einem mehrwöchentlichen Aufenthalt wohnte der Marschall einigen wichtigen Berathungen bei, und erschien an der Seite seines Kaisers bei einer Truppenschau am Glacis, und im Hoftheater. Der 19jährige Monarch neben dem 83jährigen Helden boten ein Bild des größten Pinsels würdig.

Das Festessen von 400 Gedecken im großen Redoutensaal, welches der Gemeinderath veranstaltete, endete erst um sieben Uhr Abends. Wer den Marschall so kennt, wie wir, kann sich vorstellen, was ihn dieß kostete, der nicht schnell genug vom Tisch aufstehen konnte. Wie dankbar er also auch für derlei Huldigungen blieb, so mußten ihn selbe doch, in Anbetracht seines Alters, seiner Gewohnheiten und seines Bedürfnisses nach Ruhe, überaus ermüden. Es wurde ihm dabei jedenfalls weit heißer als im Gewühl der Schlacht. Er sehnte sich zurück nach Italien unter seine Soldaten. Dort war er heimischer als in den weiten Prunksälen der Residenz. Seit 18 Jahren hatte er so zu sagen in den Lagern zugebracht; und darum konnte er sich mit einer andern Lebensweise nicht mehr befreunden. Ganz vorzüglich waren es die zahlreichen Besuche und Gegenbesuche, die ihn beengten und erschöpften. Nachdem er noch im Oktober zu Preßburg seine einzige noch lebende Tochter, die liebenswürdige Gräfin Friederike Wenkheim und seine hoffnungsvollen Enkel gesehen hatte, eilte er unaufgehalten nach Mailand zurück.

Seinem reizenden Besitzthum bei Laibach schenkte er kaum einige flüchtige Aufmerksamkeit. Der Kaiser hatte ihm dieses, vormals den krainerischen Ständen angehörige Schlößchen zum Geschenk gemacht. Es erhebt sich am sanften Bergesabhang, im Vorgrund die smaragdnen Wiesenmatten und über selbe hinweg die freundliche Stadt mit dem großartigen Schloßberg. Im Hintergrund steigt der dunkle Nadelwald auf, von dem sich das weiße Gebäude abhebt wie ein schimmerndes Juwel. Der Marschall fügte noch ein nettes, obwohl sehr theures Schweizerhaus und einen großartigen Pferdestall nebst Remisen hinzu, ließ die Wege ausbessern, neue Anlagen, Fontainen, Teiche, Tempel und Grotten errichten, und auf diese Art den Landsitz in einen beliebten Spaziergang umgestalten. Das Schlößchen wurde möblirt und ganz wohnlich gemacht, sah ihn aber nur ein paarmal und auch da bloß auf einen oder zwei Tage. Ihm fehlte jetzt völlig das Verständniß für Landleben und Landwirthschaft, die er dreißig Jahre früher noch so laut gepriesen. Auch die von ihm in den zwanziger Jahren erworbene Herrschaft Neumarktl, am Fuß des Loibl in Krain war, mit ihren Eisengewerken und Sensenschmieden, welche bis in die Levante liefern, bald wieder und mit augenscheinlichem Verlust, in andere Hände übergegangen.

Die Erhaltungskosten des sogenannten „Radetzkyschlößchens“ fielen ihm zur Last. Wahr ist es, daß

diese bei weitem die Einkünfte überstiegen. Als einstiger Ruhesitz behagte dem viel zu sehr an das italienische Klima gewohnten Greis die rauhe Gegend in Krain durchaus nicht. So kam es, daß der Kaiser selbst, und zwar in überaus liberaler Weise, die Besitzung wieder zurücknahm.

Die neue Armeeeintheilung übertrug an Radetzky das Kommando der zweiten Armee, mit dem Sitz zu Verona, dessen Wirkungskreis Kärnthen, Krain, Istrien, das Venezianische, die Lombardie und die jenseits des Po damals in Toscana, im Römischen, Modenesischen und Parmesanischen dislocirten Truppen umfaßte. Zugleich wurde er zum General-, Civil- und Militärgouverneur des lombardisch-venezianischen Königreichs ernannt, und hatte als solcher seine besondern Kanzlei- und Verwaltungsbehörden. Im Uebrigen änderte er in seinen bisherigen Gewohnheiten nichts. Die Truppenübungen kamen wieder wie vor 1848 in Gang, wurden jedoch, was aber keineswegs am Feldmarschall lag, nicht mehr in der früheren Ausdehnung betrieben.

Jeden Sommer verlebte er einige Monate in dem kaiserlichen Lustschloß zu Monza, wo ihm die herrliche Luft und die Bewegung im Freien, fern von aller Etikette, äußerst wohl bekamen und es doch an Besuchen aus Mailand und selbst aus weiteren Gegenden niemals fehlte. Den Rest des Jahres verbrachte er mit Bereisungen

in seinem ausgedehnten Armeebezirk, oder in seinem bequemen Gartenpalast in Verona. In gewissen Zeiträumen machte er so ziemlich die Runde in allen größeren Garnisonen; am seltensten kam er nach Triest, denn die Meerfahrt von Venedig dahin, überhaupt die See, liebte er nicht, und auf dem Landweg lag ihm die Stadt zu sehr abseits.

Im Sommer 1851 verlieh der König von Württemberg dem Feldmarschall das Großkreuz des Militär-Verdienst- und jenes des Kronordens.

Die Vermählung unsers Kaisers (24. April 1854) führte den Marschall und zwar: auf besondere Allerhöchste Einladung, abermals in die Residenz. Er sah Wien zum letztenmal. Unter allen jenen, welche damals dem erhabenen Kaiserpaar ihre Huldigungen darbrachten, bildete Radetzky gewiß die hervorragendste Persönlichkeit.

Als der regierende Herzog von Modena 1855 seinen Hausorden vom estensischen Adler stiftete, glaubte er demselben erst dadurch die eigentliche Weihe zu verleihen, daß er den Feldmarschall bat: das erste Großkreuz anzunehmen, ein ebenso zarter als korrekter Gedanke.

Außer den schon im Text selbst berichteten Ordensdekorationen besaß der Feldmarschall noch nachstehende:

Den dänischen Elephantenorden, das Großkreuz des sizilianischen Sankt Ferdinands- und Verdienstordens, die

sächsische Rautenkrone und den hannövrischen Hausorden vom heiligen Georg, das Großkreuz des griechischen Erlöser- und des päpstlichen Piusordens in Brillanten, das Ritterkreuz erster Klasse des toskanischen Militärverdienst-, das Großkreuz des großherzoglich hessischen Ludwigs-, des parma'schen Sankt Ludwigsordens in Brillanten, und das Ritterkreuz des Militär-Sankt-Georgordens.

In unser Aller Gedächtniß lebt noch ungeschwächt die Erinnerung der zu Ende 1856 unternommenen Kaiserreise. Der Monarch beschloß in seiner Weisheit und Großmuth die letzten Wunden vollends zu heilen, welche die Revolution den schönen Provinzen jenseits der Alpen geschlagen hatte. Es war erhebend zu sehen und bleibt ein historischer Moment, der durch einen großen Pinsel verewigt zu werden verdient, wie der greise Marschall seinen Kaiser bei der Landung in Venedig bewillkommte. In rauhem Wetter hatte er mehrere Stunden ausgehalten, Was damals wohl seine Gedanken bewegte! Wer möchte dieß errathen? Aber gestehen durfte er sich, daß er wenigstens alles vorbereitet habe, um des Kaisers Verzeihung möglich zu machen. Die Vorsehung vergönnte ihm noch diesen Akt kaiserlicher Huld zu erleben, welcher in der Geschichte eine neue Aera bezeichnet, ein Akt der Kraft wie wenige, und von einer Tragweite, deren ganzen Umfang erst die Zukunft deutlich machen wird.

Wenn auch die unbedingte Amnestie einzig und

allein aus dem erhabenen Gemüth und der Staatsweisheit des Herrschers entsprang, so muß doch andererseits darauf hingewiesen werden, daß Radetzky, treu seinen Grundsätzen und Erfahrungen, selbe mit seinem ganzen Einfluß bevorwortete, als man seinen Rath darüber begehrte.

Sechste Periode.

Ruhestand und Tod
(1857).

Die Zeit war gekommen, wo die hohe weltgeschichtliche Mission, welche die Vorsehung dem Heldengreis übertrug, ihr Ende erreichte. Schon wiederholt hatte er seinen Kaiser um Enthebung von einem Amt gebeten, das für sein hohes Alter eine höchst drückende Bürde bleiben, und ihm doppelt schwer erscheinen mußte, seit er mit jedem Tag mehr empfand, daß er demselben nicht mehr vorzustehen vermöge wie ehedem. Der 91jährige Greis sehnte sich nach Ruhe.

Er durfte selbe mit allem Recht ansprechen. Wenn er auf sein vergangenes Leben zurückblickte, konnte er sich mit hoher Selbstbefriedigung sagen, daß er, der, mit einer Dienstzeit von 72 Jahren 7 Monaten, fünf Kaisern treu gedient, und Oesterreichs schwerste Kriege sämmtlich mitgefochten, auch bis ins höchste Alter an der Spitze der

Armee, sowie der Verwaltung schöner Länder gestanden, die ihm auferlegten Pflichten jederzeit gewissenhaft erfüllt hatte.

Er durfte überzeugt seyn, in einen Ruhestand, der sich bei seinem Alter kaum noch nach Jahren, sondern bloß nach Monaten berechnen ließ, jene allgemeine Verehrung hinüber zu nehmen, welche ihm Europa zollte; und nach welcher er in seinem ganzen Handeln und Wirken alleinig strebte.

Jetzt, wo die Kaiserreise erfolgt war, die, als ein hohes politisches Ereigniß, einer vollständigen Aussöhnung des Kaiserstaates mit den italienischen Provinzen gleich zu achten ist, wo auch die Amnestie erflossen war, und der erhabene Bruder des Monarchen berufen wurde, Oesterreichs Völker jenseits der Alpen neu zu beglücken, und ihre Sympathien durch ein gesteigertes Rechtsbewußtseyn und die Solidarität der Interessen, überhaupt durch große und dauernde Verbesserungen, zu gewinnen und zu kräftigen, war jedenfalls der geeignetste Moment, dem Ansuchen des Heldengreises zu entsprechen.

Seine Majestät der Kaiser geruhten daher, unterm 28. Februar 1857, aus Mailand nachstehendes Allerhöchstes Handschreiben zu erlassen:

„Lieber Feldmarschall Graf Radetzky! Mit jenem tiefen Pflichtgefühl und der treuen Hingebung, womit Sie in dem Zeitraum von 72 Dienstjahren Meiner Armee als

unübertroffenes Beispiel voranleuchten, haben Sie mir auch nun, bei Meinem Eintreffen in meinem lombardisch=venezianischen Königreich, mit edler Aufrichtigkeit die Bürde Ihres hohen Alters geschildert und zugleich die Bitte um Enthebung von dem Posten eines Armee=Kommandanten und General=Gouverneurs unterlegt. Ich habe dieser Bitte, mit dem tiefsten Bedauern, nur aus dem Grunde nachgegeben, weil Ihre Befreiung von so großer Last der Geschäfte Mir allein die Hoffnung gewährt, Ihr Mir so theures und ruhmvolles Leben noch für eine Reihe von Jahren in ungetheiltem Wohlseyn erhalten zu sehen.

„Ich befehle unter Einem Alles an, was auf Ihre künftige persönliche Stellung Bezug hat. Sie werden stets in jedem Meiner Schlösser, sowohl zu Strá, Monza, in der Villareale zu Mailand, als zu Wien in meiner Burg im Palast des Augartens, dann zu Hetzendorf, nach Ihrer Wahl, Mein herzlich gern gesehener Gast, und Ich dadurch in der Lage seyn, Mich so oft als ich es bedarf, Ihrer weisen Ansichten und Ihres erprobten Rathes erfreuen zu können.

„Und so mögen Sie noch lange Meiner Armee das lebendigste Vorbild unseres Ruhmes, geliebt und geehrt von Mir und Allen österreichischen Herzen, in der dankbarsten Erinnerung Ihres Monarchen, wie in Ihren eigenen glanz=

vollen Erinnerungen, den Lohn einer so thatenreichen Vergangenheit genießen."

Nie zuvor hat ein Beherrscher Oesterreichs mit so huldreicher Herablassung zu einem seiner Unterthanen gesprochen, noch nie die Gefühle dankender Anerkennung in großartigerer Weise öffentlich an den Tag gelegt. Auch mag sich kein anderer österreichischer Feldherr, weder des gegenwärtigen noch eines früheren Jahrhunderts, solcher Beweise von Huld und Gnade seines Monarchen rühmen. Und darum bildet auch dieses Handschreiben das schönste Blatt in des ergrauten Helden reichem Lorbeerkranz und ein Monument, würdig der Aufbewahrung für kommende Geschlechter.

Der Feldmarschall machte, mittelst Armeebefehl vom 1. März, seinen Truppen den Inhalt dieses kaiserlichen Handschreibens bekannt, und sagte bei dieser Gelegenheit: „Soldaten! Ich nehme von Euch keinen Abschied, denn ich bleibe unter Euch. Ich überlasse jüngeren Kräften die mühevolle Pflicht, Euch zu bilden und zu pflegen, um im entscheidenden Moment, wenn die Stimme unsers geliebten Monarchen mich etwa nochmals rufen sollte, zu zeigen, daß der Degen, den ich durch 72 Jahre und auf vielen Schlachtfeldern geführt, noch immer fest in meiner Hand ruht.

„Aber danken muß ich Euch für Euer Vertrauen, für Eure Anhänglichkeit an meine Person, für Eure

Disciplin, für euere Hingebung und Tapferkeit, die uns zu so vielen Siegen führte, und die Bewunderung und Achtung der Welt errang.

„Gerne wiederhole ich, was ich schon zu Ende des Jahres 1848 gesagt habe, daß der Glanz, welcher sich wie die Abendröthe nach einem schönen Tag über den Abend meines Lebens verbreitet, euer Werk ist. Eurer Tapferkeit verdanke ich, was ich geleistet, eure militärischen Tugenden wanden mir die Krone, welche nun in der Allerhöchsten Gnade unseres erhabenen Kaisers und obersten Feldherrn mein greises Haupt schmückt. Nehmt meinen Dank dafür, Soldaten! Bleibt dessen stets eingedenk, und ihr werdet, ich bin es überzeugt, die Rechte eures Kaisers und die Ehre eurer Waffen bis in den Tod bewahren. Hoch lebe unser vielgeliebter Kaiser Franz Joseph!“

Der Marschall trat vom Schauplatz ab, würdevoll, edel, groß wie er immer gewesen. Er übergab seinem Nachfolger ein mit neuen Banden an das Kaiserhaus geknüpftes Land, in welchem er tausende von Thränen trocknete, und durch die von ihm so gerne ertheilte Bewilligung zur Rückkehr und Aufhebung des Sequesters bei den Gütern jener Kompromittirten, die fern von der Heimath ihr Dasein fristeten, sich im Herzen derselben ein bleibendes Denkmal errichtete.

Die Armee trauerte um den geliebten Feldherrn.

Aber sie achtete ihn viel zu hoch, um nicht seine Wünsche zu ehren. Sie gönnte ihm die Ruhe seiner alten Tage. Ohnehin verblieb er ja in ihrer Mitte. Denn er konnte und wollte sich nicht trennen von dem ihm so lieb gewordenen Italien.

Die kaiserliche Großmuth beließ ihm auch fernerhin alle seine bisherigen so bedeutenden Bezüge, und, damit er nicht das Geringste vermisse, sogar seine gesammten bisherigen Umgebungen, namentlich seinen Generaladjutanten, den wackern Generalmajor Stäger von Waldburg, der die letzten Jahre des Helden noch möglichst zu erheitern trachtete, und mit dessen vollem Vertrauen beehrt, ihm fast nie von der Seite kam.

Ein letzter und für ihn sehr angreifender Akt war die Beurlaubung von dem erhabenen Kaiserpaar (bei dessen Rückkehr von Mailand nach Wien) am 6. März 1857 zu Verona. Mächtig erfaßte den am Rand des Grabes stehenden Helden dieser Moment. Es überkam ihn mit tiefer Wehmuth der Gedanke: sein gnädiger Kaiser, dem er so viel schuldete, den er so innig verehrte, für dessen Wohl er täglich zum Himmel flehte, möchte ihm zum letztenmal die Hand gereicht, und er hinwieder zum letztenmal jene seiner liebenswürdigen Kaiserin geküßt haben, die ihm schon gewogen war, als sie, noch in jungfräulicher Anmuth, an den malerischen Ufern des Starnbergersees weilend, nicht entfernt daran dachte, von der Vorsehung

zu Oesterreichs angebeteter Landesmutter auserkoren zu seyn. [1]

In der Absicht, den Sommer 1857 in der Villa-Reale von Mailand zuzubringen, hatte Radetzky seine Abreise aus Verona auf den 21. Mai festgesetzt. Die eben so liebenswürdige als geistreiche Gräfin Wallmoden besuchte ihn noch um Mittag. Beim Weggehen begleitete er, galant wie immer, selbe bis an den Eingang des Saales, ohne, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, sich auf seinen Stock zu stützen. Er strauchelte und that einen schweren Fall, wodurch er sich den linken Oberschenkelbeinhals brach. Der alte Soldat, welcher bisher kaum gewußt hatte, was es heiße, bettlägerig zu seyn, mußte jetzt Wochen und Monate das Bett hüten, und, was für ihn noch weit unerträglicher blieb, unthätig seyn.

Die Theilnahme an diesem so schweren und in Anbetracht seines hohen Alters auch höchst bedenklichen Unfall war allgemein und aufrichtig, sie war eine europäische.

Seine Majestät unser Kaiser sendete augenblicklich einen Adjutanten nach Verona, um seinem treuesten Diener jenes Beileid auszudrücken, welches des Monarchen erhabenes Gemüth empfand. Der von gleichen Gefühlen

[1] Eine Sonderbarkeit des alten Helden dürfen wir hier nicht verschweigen. Kaum hatte er sich von dem erhabenen Kaiserpaar beurlaubt, als er seinen seit Novara historisch gewordenen Schnurrbart abnehmen ließ.

beseelte Erzherzog Max sendete den Obersten Grafen Haddik.

Seine Heiligkeit der Papst telegraphirte dem greisen Helden seinen apostolischen Segen. Die Gesandten Rußlands und Preußens am Wiener Hof mußten täglich ihren Gebietern den Zustand des Jubelgreises telegraphisch berichten.

Auf allerhöchste Anordnung kam nämlich aus Verona täglich die telegraphische Meldung über das Befinden des Marschalls, und solche wurde auch in den öffentlichen Blättern zur allgemeinen Kenntniß gebracht. Selbst die Zeitungen des Auslandes nahmen diese Bulletins in ihren Spalten auf.

Als sich Anfangs Juni Beschwerden der Harnblase mit Fieber einstellten, und die Aerzte von sichtbarer Abnahme der Kräfte sprachen, steigerten sich die Besorgnisse aller Verehrer des Feldmarschalls.

Leidenvoll war allerdings sein Zustand, und nur die eines wahren Christen würdige Gottesfurcht und Gottergebung vermochte ihn aufzurichten und zu stärken. Die großen Schmerzen, welche ihm der Beinbruch, besonders aber die durch Aufliegen entstandenen Wundflächen verursachten, ertrug er mit der Geduld des Weisen. Ja er konnte sogar noch manchmal darüber scherzen.

Nach Abnahme des ersten Verbandes fand sich jedoch Alles in normaler Lage, die Geschwulst legte sich und

seine Tausende von Verehrern schöpften neue Hoffnung, denn die Wundflächen waren getrocknet oder wenigstens in der Heilung begriffen, Schlaf und Appetit normal und gar kein Fieber vorhanden. Man hatte ihm einen eigens konstruirten Lehnsessel verfertigt, worin er mehrere Stunden des Tages zubrachte, sich ziemlich erleichtert fühlte und erfreulichen Antheil an geselligen Gesprächen nahm, ja wohl gar mit einer kleinen Spielparthie sich die Zeit vertrieb.

So kam der 18. Juni. An diesem Tage begingen Seine Majestät der Kaiser Franz Josef I. in Wien die hundertjährige Stiftungsfeier des Militär-Marien-Theresien-Ordens, und zwar in einer Weise, wie solches nur ein Kaiser und ein von dem Waffenruhm seines treuen und tapferen Heeres durchglühter Monarch vermag. Sämmtliche Ordensglieder des Inlandes, auch manche aus fremden Armeen, waren dabei anwesend. Aber in dem strahlenden Heldenkreis, welcher den Herrscher umgab, fehlte der Würdigste der Würdigen. Es fehlte der älteste Ritter, den seit 58 Jahren dieses erste militärische Ordenszeichen schmückte, es fehlte der alte Heldenmarschall Radetzky.

Auf seinem Krankenlager zu Verona war ihm wohl nichts schmerzlicher als der Gedanke, daß ihm die Vorsehung diese Freude versagt habe. Aber im Geiste war er anwesend. Er nahm Theil an dieser erhebenden Feier

durch sein heißes Flehen zum Allmächtigen um das Wohl seines Kaisers und dessen ganzes Haus, um das Gedeihen eines Heeres, worin ihm alle anhingen, wie die Kinder dem Vater. In diesen Gefühlen allein konzentrirte sich ja sein ganzes Daseyn. Es war sein lichter Stern, der ihn erheiterte und erfrischte noch am Spätabend seines Lebens, der ihm leuchtete bis zum Grab. Nur mit ihm und in ihm vermochte er ja so Großes zu vollbringen. Denn was er auf einer langen und glänzenden Laufbahn auch immer anstrebte, die Triebfeder dazu war stets die Liebe zu seinem Kaiser. Der Ruhm seines großen Vaterlandes blieb das einzige Ziel, wornach er gerungen hatte. Nur dieser Gedanke erhielt ihn aufrecht in den trübsten Lagen seines Lebens, in einer Zeit, wo die Last der Pflichten und schwerer Verantwortung ihn zu erdrücken drohten, und er von Niemand Rath nehmen konnte als von sich selbst, kurz, wo kein anderer Richter über ihm stand als Gott und sein Gewissen. Aber als wahrer Held, voll Ergebung in die Fügungen des Schicksals, hatte er auch noch in jenen Momenten fest vertraut, er hatte an eine bessere Zukunft geglaubt. Und er hat sie noch gesehen, seines Vaterlandes große Wiedergeburt. Er erfreute sich noch an dem neuen Oesterreich unter einem jugendlichen und thatkräftigen Monarchen, er bewunderte noch des Kaiserstaates Größe und Machtstellung, wie ihm selbe, mehr denn ein halbes Jahrhundert früher, im

ahnungsvollen Geist vorgeschwebt hatten. Darum verzweifelte er auch schon damals nicht, als der Staat geschwächt werden sollte durch den kühnsten und glücklichsten Eroberer der Neuzeit. Mit philosophischem Sinn erkannte er die Ursachen der Wirkungen, und baute fest auf die ewige Vergeltung. Und sein Glaube trog ihn nicht.

Wie sehr den alten Helden die Feier des Theresien-Ordensfestes nahe und unaufhörlich beschäftigte, geht am besten daraus hervor, daß noch am 18. Juni, während des glänzenden Banketts zu Schönbrunn, bei Seiner kaiserlichen Hoheit dem Erzherzog Johann eine telegraphische Depesche aus Verona einlief, wodurch der Marschall seinen Waffenbrüdern den wärmsten Gruß und das aufrichtigste Bedauern ausdrückte, nicht Theil nehmen zu können an diesem Feste.

Vom 7. Juli angefangen wurden keine Krankheitsbulletins mehr ausgegeben, indem die Aerzte das Befinden normal erklärten. An eine vollkommene Genesung war bei des Marschalls hohem Alter kaum zu denken. Die Bruchstelle am Oberschenkel verharschte wohl, aber vernarbte nicht. Es hatte sich kein Kallus gebildet und keine Annäherung der äußersten Ränder des Bruches war zu bemerken. Ein grausames Geschick wollte, daß Radetzky die übrige Zeit seines Lebens in Schienen und Verbänden bleibe.

Dennoch hatte Stabsarzt Dr. Wurzian, sein Ordi-

narius, wahrhaft Außerordentliches geleistet. Jedenfalls bleibt das Resultat ein großer Triumph der Kunst, so wie selbes andererseits Zeugniß lieferte von der kräftigen Körperbeschaffenheit des Helden.

Er schlief gut, litt wenig Schmerzen, war heiter und, man möchte sagen, wieder vollkommen gesund. Die Armee jubelte und mit ihr die Gesammtbevölkerung der Monarchie. Als er in Verona das erstemal wieder ausfuhr, lief Jung und Alt herbei, um Zeuge dieses frohen Ereignisses zu seyn.

Gegen Ende Juli fühlte sich der Marschall so weit hergestellt, daß er, von quälender Ungeduld getrieben, sich nicht mehr abhalten ließ, nach Mailand überzusiedeln. Verona, das ihm seine Verschönerung, das ihm die Gasbeleuchtung und manche wohlthätige Einrichtung dankt, verlor viel durch diesen Entschluß.

Er nahm seine Wohnung in der durch die Huld des Monarchen ihm überlassenen Villa Reale, wo er den Rest seiner Tage verleben wollte.

Das Stillleben des edlen Helden in Mailand wurde erheitert durch die vielen Beweise von Huld und Gnade Seiner Majestät des Kaisers und der übrigen Glieder des Allerhöchsten Hauses, so wie auch durch die stets unveränderte wahrhaft kindliche Anhänglichkeit der gesammten Armee und die Hochachtung und Liebe, welche dieser gefeierte Feldherr sich bis in die untersten Volksschichten zu erwerben verstand wie Wenige. Er hatte aller Herzen so

sehr gewonnen, daß die Verehrung bis zur Vergötterung stieg.

Jeden Nachmittag, wenn das Wetter es erlaubte, machte er seine Spazierfahrt in einem Wagen, den man von rückwärts öffnete, um den Rollstuhl einzuschieben. Der Kutscher mußte in der Regel seinen Weg jederzeit zum Kastellplatz nehmen, wo um diese Stunde die Truppen exerzirten. Wenn selbe des bekannten Wagens ansichtig wurden, durchlief ein leises Gemurmel die Glieder, und in Augenblicken, wo die Strenge des Dienstes solches nicht gestattete, dachte wenigstens jeder: „dieß ist unser Heldenmarschall.“ Bis wenige Tage vor seinem Hintritt fesselten die Waffenübungen noch seine Aufmerksamkeit.

Es war am 10. December Mittags, als das kurz zuvor in die Garnison Mailand gerückte schöne Uhlanenregiment König Ferdinand beider Sicilien auf den Waffenplatz in voller Parade zu einer Besichtigung durch den Korpskommandanten Feldmarschalllieutenant Grafen Stadion ausrückte. Der Marschall wußte dieß aus dem Generalbefehl, der ihm täglich überbracht wurde und hatte schon deßhalb Tags zuvor geäußert: „dieser Ausrückung muß ich beiwohnen.“ Das Regiment hatte nur erst einige Bewegungen ausgeführt, als er Allen unvermuthet erschien, und die Freude darüber in den leuchtenden Augen der Soldaten zu lesen war. Mit großer Aufmerksamkeit folgte er den weiteren Evolutionen, und gestattete zum Schluß, auf die

Bitte des Korpskommandanten, daß das Regiment zuerst im Schritt, sodann im Trab, vor ihm defiliren dürfe. In jenem erhebenden Moment dachte wohl Niemand, daß dieser Truppe die traurige Ehre widerfahre, die letzte der k. k. Armee gewesen zu seyn, welche ihr „Vater Radetzky" noch in Reih und Glied gesehen und öffentlich belobt hatte.

In der heitersten Laune empfahl sich der greise Held dem Offizierskorps und kehrte nach Hause zurück. Einem General, der ihn des andern Tages besuchte, und mit welchem er über die Ausrückung sprach, bemerkte er: „ein alter Soldat kann sich unmöglich ein solches Vergnügen versagen."

Noch am 15. machte er seine gewöhnliche Spazierfahrt um den Kastellplatz. Am 20. befiel ihn ein leichtes Unwohlseyn. Indeß wurde selbes so wenig beachtet, daß er am 25. noch seine Tour zu Wagen unternehmen wollte, was übrigens der stark eingefallene Nebel verhinderte. Eine Unverdaulichkeit, wozu sich die Grippe gesellte, und der heftige Husten weckten Anfangs nur geringe Besorgnisse. Aber am 29. traten bereits Fieberanfälle ein, und noch in derselben Nacht beobachtete man eine so rasche Abnahme der Kräfte, daß Doktor Wurzian den Eintritt der äußersten Gefahr erkannte, und am 30. ein Konsilium halten ließ.

Der Kranke fühlte bereits sein nahes Ende und sprach sich darüber auch gegen seine Umgebung mit philosophischer

Ruhe aus. Auf den Heimgang ins bessere Leben war er ja längst gefaßt. Der Tod, dem er so unzähligemal fest ins Auge geblickt, konnte für ihn nichts Schreckendes haben. Er war nur die ersehnte Vereinigung mit den ihm vorangegangenen Gliedern seiner Familie und so vielen theuren Waffengenossen und Freunden, die ihn jenseits wieder erwarteten. Das Bewußtseyn einer nur der treuesten Pflichterfüllung geweihten langen und ruhmreichen Laufbahn, groß und herrlich wie wenige, erheiterte seine letzten Tage.

Am 31. empfing der Marschall die letzten Tröstungen der Religion und, mit ächt christlicher Demuth, im festen Glauben an seinen Erlöser, auch das heilige Abendmahl. So empfindet nur der wahrhaft große Mann, welcher sich zu erheben vermag über alle Täuschungen des Lebens, und den Augenblick ruhig erwartet, wo er hintreten soll vor den ewigen Richter. Mit seinem Gott versöhnt, in dessen weise Fügungen ergeben, reich an Jahren wie an Ruhm, unerreicht in der Treue zu seinem Kaiser, wie in der Liebe zur Armee, hatte er ja gelebt und gewirkt für einen großen Zweck.

Die Verkürzung des Athems, eine dumpfe Betäubung, der Verlust des Gehörs, und fast auch der Stimme, endlich ein rasches Schwinden der Kräfte deutete auf eine baldige Auflösung. Es kostete den Kranken eine große Anstrengung sich nur theilweise verständlich zu machen.

Am 2. Januar erhielt er die letzte Oelung, wobei er dadurch, daß er sich während der heiligen Handlung mehrmals bekreuzte, den Beweis lieferte, daß ihn das Bewußtseyn noch nicht verlassen hatte. Es traten sogar wieder einige, zwar kurze, aber lichtere Augenblicke ein; das letzte Aufflackern der Lebensflamme vor ihrem gänzlichen Erlöschen.

Das gesammte Offizierskorps der Mailänder Garnison enthielt sich von dem Moment an, wo des Marschalls Leben in Gefahr schwebte, des Besuches aller öffentlichen Vergnügungsorte. Die Offiziersbänke im Skalatheater waren leer. Am Morgen des 3. äußerte der Kranke eine auffallende Unruhe und machte einige vergebliche Versuche zu sprechen.

An seiner Seite stand der von Padua herbeigeeilte Sohn General Graf Theodor Radetzky, und der edle und aufopfernde Generaladjutant Generalmajor Eduard Stäger von Waldburg, der seit sieben Jahren mit der rührendsten Sorgfalt über das so theure Leben des Greises, im schönen Verein mit dessen unermüdeten und aufmerksamen Leibarzt, gewacht hatte.

Der Kranke faßte die Hände seines Sohnes und Stägers. Endlich gelang es ihm dem letzteren die abgebrochenen Worte ins Ohr zu flüstern: „Dienerschaft — Lohn — Lebt wohl! — Dank euch — Laßt mich ruhig sterben —." Dieß waren seine letzten artikulirten Laute.

Die Athmungsbeschwerden steigerten sich und um 8 Uhr Morgens am 5. trat eine vollständige Lungenlähmung ein. Ohne sichtbare Anstrengung verschied er sanft, und wir dürfen glauben, daß sein letzter Seufzer noch ein brünstiges Gebet für Kaiser und Vaterland gewesen sey.

Wie sein ganzes Leben so war auch sein Tod. Auf leichten Schwingen erhob sich sein unsterblicher Theil zur schöneren Heimath, wo, wie die tief empfundenen Verse einer durchlauchtigsten Frau sagen: „ihm der Herr für seine makellose Treue den ewigen Lorbeer um das Schwert winden wird."

Mit dem Hintritt dieses gefeierten Feldherrn ist wohl die ausgezeichnetste Persönlichkeit unserer an großen Männern keineswegs überreichen Zeit zu Grabe gegangen. Seine Thaten, sein Wirken, sein Andenken gehört nunmehr der Geschichte, und ihre Aufgabe ist es, ihm die Unsterblichkeit zu sichern. Der Kaiser aber hat in Radetzky seinen treuesten, seinen besten, seinen größten Soldaten, die Armee einen unerreichten Gönner und väterlichen Freund verloren. Aber sein Segen wird auf ihr ruhen immerdar. Sie wird im ungeschwächten liebevollen Andenken an ihren „Vater" stets treu und tapfer bleiben, und die sicherste Stütze des Thrones seyn, was auch die kommenden Zeiten bringen mögen. Denn der Heldenmarschall blickt ja auf sie nieder und wacht über Oesterreichs heiligem Banner.

Alles was Seine Majestät der Kaiser Franz Josef beim ersten Empfang der Trauerkunde, und auch später, in Absicht auf die feierliche Beisetzung des Dahingeschiedenen anordnete, trägt eben so sehr den Stempel eines erhabenen kaiserlichen Sinnes, als es anderseits Zeugniß gibt von einer dankbaren Verehrung, wovon die Geschichte kaum ein zweites Beispiel liefert. Nie hat ein Monarch in solcher Weise das Bestreben an den Tag gelegt, dem unvergleichlichen Helden noch über das Grab hinaus eine Verehrung ohne Gleichen zu bewahren.

Noch am Tag wo auf telegraphischem Weg die Todesnachricht in Wien eintraf (5. Jänner) erfloß nachstehender Armeebefehl:

„Dem Willen des Allmächtigen hat es gefallen, den ältesten Veteranen Meiner Armee, ihren sieggekrönten Führer, Meinen treuesten Diener, den Feldmarschall Grafen Radetzky aus diesem Leben abzuberufen.

„Sein unsterblicher Ruhm gehört der Geschichte. Damit jedoch sein Heldenname Meiner Armee für immer erhalten bleibe, wird Mein fünftes Husarenregiment denselben fortan und für immerwährende Zeiten zu führen haben.

„Um dem tiefen Schmerz Meines mit Mir trauernden Heeres Ausdruck zu verleihen, befehle ich weiter, daß in jeder Militärstation für den Verblichenen ein feierlicher Trauergottesdienst gehalten, und von meiner ganzen Armee

und Flotte die Trauer vierzehn Tage hindurch angelegt werde. Alle Fahnen und Standarten haben auf diese Zeit den Flor zu tragen."

An den Sohn des Marschalls richtete der huldreiche Kaiser nachfolgendes Handschreiben:

„Das Ableben Ihres Herrn Vaters, Meines ruhmvollen Feldmarschalls Grafen Radetzky, erfüllt Mich mit tiefer Trauer. Empfangen Sie hiemit den Ausdruck meiner innigsten Theilnahme. Möge die Ueberzeugung Ihren Schmerz lindern, daß der Verlust des unsterblichen Helden von Mir, vom Vaterland und der Armee, die er zu Sieg und Ruhm geführt, mit demselben Schmerz beweint werde, wie von Ihnen, welcher in dem Verblichenen den geliebten Vater beklagt.

„Es wird Meine Sorge sein, das Andenken des großen Mannes in würdiger Weise zu ehren, und die Erinnerung an seine Verdienste um Mich, Mein Haus und das Vaterland den Nachkommen durch ein bleibendes Denkmal zu überliefern."

An die Tochter des Feldmarschalls, die Gräfin Friederike Wenkheim in Preßburg, sendete der Monarch einen General höheren Ranges, um ihr mündlich das schmerzliche Beileid des erhabenen Kaiserpaares auszudrücken.

Jedoch nicht Oesterreich allein nahm Theil an diesem unersetzlichen Verlust. Ganz Europa trauerte, und aus

den meisten deutschen Heeren eilten Offiziers-Deputationen nach Wien, um im Namen Deutschlands eine heilige Dankesschuld abzutragen, und Zeugniß zu geben von der achtungsvollen Verehrung, welche auch die fremden Heere dem Verklärten weihten und bewahrten. Die russische Armee, welcher Radetzky als Feldmarschall und Inhaber eines Husarenregiments angehörte, legte, auf Befehl ihres Kaisers, eine dreitägige Trauer an, und eine große Zahl russischer Offiziere jeden Grades wohnte den Leichenfeierlichkeiten in Mailand und Wien bei. Seine königliche Hoheit der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin und einige andere Souveraine ordneten bei ihren Truppen gleichfalls eine Trauer an.

Die entseelte Hülle ward einbalsamirt, im Saal der Villa zu Mailand durch drei Tage zur öffentlichen Besichtigung ausgestellt, und sodann am 14. zur Einsegnung in den Dom, von dort aber auf den Bahnhof übertragen und nach Venedig geführt, wo selbe eine k. k. Kriegsfregatte aufnahm und nach Triest brachte. Mehrere Erzherzoge und viele Generäle hatten sich nach Mailand begeben, um dem großen Todten schon dort die letzte Ehre zu erweisen. Manche der tapfern Führer, welche den Sarg umstanden, waren ihm noch aus den letzten französischen Feldzügen bekannt, und hatten wieder unter ihm gefochten an der Spitze heldenmüthiger Truppentheile gegen Karl Albert. Einzelne, wie ein Heß, ein Stwrtnik u. A.

waren ihm in jener schweren Zeit zunächst an der Seite gestanden, treu und fest, gleich den bereits in die Ewigkeit eingegangenen Helden dieses Krieges, einem Schönhals, Haynau, d'Aspre, Welden, Fürsten Taxis, Kopal, Kavanagh, Kielmannsegge, Pergen und so vielen Andern.

Mit der Trauer der Armee vereinigte sich jene des Volkes, das in zahlloser Menge, tief ergriffen und lautlos, den Leichenzug betrachtete, der vom Korpskommandanten der zweiten Armee, Feldzeugmeister Grafen Franz Giulay, mit mehr denn 20,000 Mann der schönsten Truppen geleitet, die Straßen zum Dom hinabzog, welcher zu dieser Feier ausgestattet war mit seltener Trauerpracht. Dem Sarg folgten über vierzig Generäle und viele hundert Offiziere jeden Grades. Eine stille Wehmuth rief der Anblick jener hervor, welche dem Verewigten so nahe gestanden im Leben und voll treuer Ergebenheit den Heldengreis gepflegt hatten bis zum letzten Hauche. Diese hatten mit ihrem Marschall Alles verloren.

Von Triest holte ein eigens hergerichteter Trauerwagen die theure Leiche ab. Die Uebertragung von Mailand bis Wien und von da an die letzte Ruhestätte erfolgte auf Staatskosten.

Auf kaiserlichen Befehl mußte der Sarg in allen Militärstationen durch das Offizierskorps und eine Ehrenkompagnie empfangen werden.

Sonntag den 17. Januar zwischen 5 und 6 Uhr Abends traf der Leichenzug in Wien ein, begleitet von allen militärischen Gästen, welche an der Trauerfeier in Mailand Theil genommen hatten. Dabei befand sich auch eine Unteroffiziers-Deputation der zweiten Armee und eine Anzahl Offiziere und Unteroffiziere vom Husarenregimente des Verewigten.

Auf dem Südbahnhof durch den Stadt- und Platzkommandanten mit einer Ehrenkompagnie, sowie von einer großen Zahl von Generälen, Stabs- und Oberoffizieren und einer unabsehbaren Volksmenge empfangen, wurde die in einem dreifachen Sarg verwahrte Leiche feierlich in das k. k. Arsenal geleitet und dort die Nacht über eingesetzt, wobei die Ehrenkompagnie die Wache versah. Der trübe mit Schneewolken bedeckte Himmel stimmte vollkommen zu der ernsten Feier.

Das großartigste und glänzendste, kurz ein wahrhaft kaiserliches Leichenbegängniß war dem unvergeßlichen Marschall in Wien durch die dankbare Huld seines trauernden Monarchen bereitet, eine Leichenfeier, die noch nie in solcher Pracht, in solcher zarten und aufmerksamen Weise stattfand und in den Annalen des Vaterlandes einzig dasteht.

Montag den 18. um 11 Uhr Vormittags trat der Trauerzug aus dem Thor des Arsenals und wurde durch die Ehrenkompagnie und eine Kavalleriebrigade auf das

Glacis geleitet, wo die gesammte Garnison und eine große Zahl einheimischer und fremder Militärs aufgestellt war, um dem geliebten Feldherrn die letzte Ehre zu bezeigen. Aber die höchste Ehre widerfuhr dem heimgegangenen Helden, als sich Seine Majestät der Kaiser in Person an die Spitze der ausgerückten Truppen stellte. Nie zuvor hat ein Beherrscher Oesterreichs einen seiner Unterthanen zu Grab geleitet. Aber auch welch ein Herrscher und welch ein Diener! Als die ausgerückten Truppen das Gewehr präsentirten, die beflorten Fahnen sich senkten, der Radetzky-Trauermarsch einfiel und der Kaiser den Säbel neigte, wurden alle Umstehenden von tiefer Rührung ergriffen. Der Schmerz malte sich nicht bloß in den Zügen der gebräunten Soldaten, sondern auch auf den Gesichtern des Volkes. Ganz Oesterreich empfand was es verlor.

Vom Glacis bewegte sich der Zug zur Metropolitankirche zu Sankt Stephan, wo die feierliche Einsegnung im Beiseyn des Kaisers erfolgte; sodann ging es durch die Jägerzeile zum Nordbahnhof. Die beiden Momente, wo die Leiche das Arsenalthor verließ und wo selbe den Donaukanal überschritt, wurden jeder durch 24 Kanonenschüsse bezeichnet. Am Nordbahnhof abermals feierlich empfangen, übertrug man den Sarg auf den Leichenwaggon, indessen die Truppen die vorgeschriebenen drei Grabessalven in Anwesenheit des Kaisers gaben, der, als die

Leiche an ihm vorüberzog, abermals den Säbel senkte und ihr lange in tiefer Bewegung nachblickte. Mit der Eisenbahn ging sodann die sterbliche Hülle, begleitet von dem Sohn des Marschalls und dem aus Italien mitgekommenen Gefolge, auf Stokerau und von dort an ihre letzte Ruhestätte ab.

Der Marschall hatte schon in seinem 1855 eigenhändig geschriebenen Testament ausdrücklich angeordnet, an der Seite seines Waffenbruders, des vor drei Jahren verstorbenen Feldmarschalls und Gardekapitains Freiherrn Max Wimpffen in Wetzdorf beigesetzt zu werden.

Wenn auch der Kaiser im ersten Augenblick seinem Feldmarschall vielleicht eine andere Ruhestätte zugedacht haben mochte, so gestattete doch sein frommer Sinn es nicht, an dessen letztem Willen etwas zu ändern. Dagegen entstand aber der Wunsch, jene kleine Spanne Erde, welche die Gruft einschloß, sein eigen zu nennen. Es wurde mit dem Besitzer über den Ankauf unterhandelt. Dieser jedoch glaubte seine patriotische Gabe auf den Altar des Vaterlandes niederlegen zu sollen. Das echt österreichische Geschenk ward angenommen, und so ist nun das Grab des Helden-Marschalls des Kaisers Eigenthum, das eine Invalidenabtheilung fortan bewachen wird.

Zwischen Stokerau und Maisau, an der Hornerstraße, besitzt ein alter und vertrauter Freund des Hingeschiedenen, der Ritter Joseph von Pargfrieder, Schloß

und Park zu Wetzdorf, ein Ort, der früher kaum genannt, jetzt eine welthistorische Bedeutung hat. Voll Bewunderung für den Heldenruhm der k. k. Armee, durchdrungen von Ehrfurcht für das Kaiserhaus, hat der kunstsinnige Besitzer, geleitet von unserem tüchtigen Ramelmayr, der als Bildhauer eines guten Rufes genießt, schon seit dem Jahr 1849 in seinem Park eine Art von Heldenpantheon geschaffen, in welchem nahe an zweihundert meist über lebensgroße Standbilder und Büsten aus Erz, von Regenten, Heerführern, Generälen, ja selbst von tapfern Soldaten, mit fast sprechender Aehnlichkeit aufgestellt sind. Er gab dieser erhabenen Stätte mit vollem Recht den Namen „Heldenberg." Und dieser Heldenberg ist es, der fortan dem Kaiser gehören wird.

Das eigentliche Mausoleum erhebt sich inmitten der Heldenbilder, und wird durch einen hohen Steinobelisk bezeichnet, dessen Spitze eine Viktoria mit dem Lorbeerkranz schmückt. Aus einer düstern mit Trauergenien gezierten Vorhalle steigt man 24 Stufen hinab und gelangt in eine kleine Zelle, die beiderseits eine Nische enthält. In jener zur linken ruht der edle Wimpffen, in der rechtsseitigen aber unser unvergeßlicher Radetzky. Ein kleines abgesondertes Cellarium wird einst den Sarg des dritten Freundes aufnehmen, da Herr von Pargfrieder mit ihnen auch im Tod vereinigt bleiben will, wie er es gewesen im Leben.

Die feierliche Beisetzung in Wetzdorf erfolgte im Beiseyn Seiner Majestät des Kaisers am 19. Am 20. wurde sodann in der Augustinerhofpfarrkirche zu Wien der solenne Trauergottesdienst für den Abgeschiedenen gehalten.

Es dürfte kaum nöthig seyn, anzuführen, daß man sich fast in allen Provinzen bestrebte, Radetzkys Andenken zu verewigen. Man gründete wohlthätige Vereine, errichtete Denksäulen und gab einzelnen Neubauten und Plätzen seinen Namen.

Die k. k. Kriegsmarine benannte nach ihm eine Propeller Dampffregatte, welche vier 60pfündige Paixhans, einen 48Pfünder, zwei lange 30Pfünder und vier und zwanzig 30Pfünder Nr. 2 trägt, eines der stärksten Kriegsfahrzeuge seiner Gattung ist und 300 Pferdekraft hat.

Böhmen, als Geburtsland des Feldmarschalls, beschloß dem Helden eine Statue in der Landeshauptstadt zu errichten. Die Idee des Ganzen ist vom Direktor Ruben der Prager Kunstakademie. Die Höhe des Monumentes aus Erzguß mit einem Sockel von geschliffenem Granit, beträgt 35 Fuß. Der Marschall steht auf einem von den verschiedenen Nationalitäten der Armee und deren Waffengattungen getragenen Schild, entblößten Hauptes, in der Rechten den Säbel, in der linken die Fahne Oesterreichs, welche er durch 72 Jahre mit seinem Blut vertheidigte. Die Schildträger: Kroat, Jäger, Fusilier, Artillerist, Kürassier, Uhlane, Husar u. s. w. sind nicht minder

gelungen. Zum Guß hat Seine Majestät der Kaiser hundert Zentner eroberter piemontesischer Geschützröhren gespendet. Das Monument wird den Kleinseitner Ring zieren.

In Wien erhielt die neu erbaute Brücke über den Wienfluß, zunächst dessen Mündung in den Donaukanal, seinen Namen.

In Tyrol, wo die unverdorbene Natur der Gebirgssöhne jeden Aufschwung kräftig erfaßt, trat schon am 10. Mai 1849 ein Radetzkyverein ins Leben.[1] Durch Belebung des Schützenwesens sollte zugleich nach allen Richtungen die Landesvertheidigung gefördert und vorbereitet werden.

Am 4. Oktober 1849, als dem Allerhöchsten Namensfest unseres Kaisers, wurde zu Innsbruck auch ein sogenanntes Radetzkyalbum angelegt und dem Tyroler Nationalmuseum (Ferdinandeum) zur Verwahrung auf ewige Zeiten übergeben. Die Blätter dieses Albums enthalten Autographen und entsprechende Motto's von geschichtlich merkwürdigen Personen. Um dem Ganzen eine höhere Weihe zu geben, haben sich auch viele Glieder unseres Kaiserhauses eingezeichnet.[2]

[1] Wurde durch den Ritter von Alpenburg gegründet, zur Pflege verwundeter und ausgedienter Soldaten und Veteranen.

[2] Es dürften in dieser Sammlung wohl alle gekrönten Häupter, sowie die berühmtesten Staatsmänner, Generäle, Gelehrte und Künstler Deutschlands, ja selbst über dessen Grenzen hinaus vertreten sein.

Zu Wien entstand eine, über ein sehr bedeutendes Kapital verfügende Stiftung mit dem Namen des Siegers von Novara, für Invaliden der Wiener Freiwilligen vom Jahr 1848 und 1849, und der niederösterreichischen Regimenter.

Einen andern Fond dieser Art gründete der damalige ob der Enns'sche Regierungspräsident Freiherr von Skrebensky, für je einen Invaliden des 10. Feldjägerbataillons, auf Lebensdauer.

Das Offizierskorps des 11. Jägerbataillons hat gleichfalls eine Radetzkystiftung, zur jährlichen Betheilung eines Mannes aus diesem Bataillon, als Erinnerung an den Feldzug in Piemont.

Unter der großen Zahl von Portraits, welche uns die Photographie, Malerkunst und Lithographie lieferten, sind nur sehr wenige dem Verstorbenen ganz ähnlich.

Er war nämlich mit seltenen Ausnahmen nie zu bewegen, eine Sitzung zu bewilligen. Man mußte zu mancherlei Mitteln greifen. Einmal wurde der Maler hinter einem unscheinbaren Schirm verborgen, um von dort in der kurzen Zeit während eines Mittagsmahles, seine Züge aufzufassen.

Ein andersmal benützte man einen Besuch, den er machte, oder seine Anwesenheit bei einer Parade, auf einem Fest u. dgl.

Ein Portrait, wozu Radetzky gesessen, malte der

talentvolle Oberlieutenant von Schnorr des k. k. Linieninfanterieregiments Nr. 25 im Jahr 1856.

Ein wohlgetroffenes photographisches Bild des Marschalls in seinem 90. Lebensjahr besitzen einzelne Verehrer desselben. Von diesem Bilde wurden verschiedene Lithographien angefertigt.

Verfasser gegenwärtiger Skizze besitzt als unschätzbares Geschenk des Verewigten ein Oelminiaturportrait, wozu der Feldmarschall im 67. Lebensjahr zweimal, stets etwas über eine halbe Stunde, saß. Schon dieß war für ihn eine wahre Marter; denn die stete Beweglichkeit und die Rührigkeit seines Geistes vertrugen sich damit nicht. Die Aehnlichkeit ist sehr groß, doch vermißt man den ihm so eigenen freundlichen Zug um den Mund. Er blickt etwas ernst und scheint gelangweilt.

Wir haben des Feldmarschalls langes und thatenreiches Leben, von der Wiege bis zum Grab, wenigstens in den hervorragendsten Zügen skizzirt, und schmeicheln uns, daß sich der Leser ein richtiges Bild von diesem außerordentlichen Manne zu machen im Stande seyn dürfte. Es erübrigt somit am Schlusse nur dessen ganze Persönlichkeit noch einmal kurz zusammenzufassen.

Der Feldmarschall war von kleiner sehr gedrungener Statur, seine Gesichtsfarbe gesund, sein blaues Auge klar, sein Blick klug und freundlich, seine Bewegungen lebhaft wie seine Rede und sein Gang, seine Stimme tief und

klangvoll. Von den feinsten Formen und einer an Schlauheit grenzenden Gewandtheit im Umgang, hatte er für Jeden ein verbindliches Wort, und entfaltete eine schon im ersten Moment gewinnende Urbanität. Sein seltener Scharfblick, seine große Menschenkenntniß, befähigten ihn zu einem höchst treffenden Urtheil über Personen, die er kaum erst zweimal gesehen hatte. Eine gewisse würdevolle Bonhomie verbreitete sich über sein ganzes Wesen, jedoch hielt er viel auf Anstand und feine Sitte. Zürnen konnte er nicht, wenigstens nicht lange. Geschah es aber, so war es für den Betreffenden höchst unangenehm. Er ließ sich leicht wieder besänftigen. Sein ganzes Thun und Lassen offenbarte viel Herzlichkeit, ein warmes Gefühl für fremde Leiden, eine tiefe Bekümmerniß beim Anblick menschlichen Elends. Der Aristokratismus war bei ihm wenigstens nie vorwiegend.

Im Gespräch, das er mit freundlichen Erinnerungen zu beleben verstand, sprang er gern von einem Gegenstand auf den andern, ohne jedoch den Hauptzweck der Unterredung jemals ganz aus den Augen zu verlieren. Er liebte vorzugsweise eine wissenschaftliche Unterhaltung, war ein großer Freund guter Lektüre, auch wohlbelesen. Ueber Tagesneuigkeiten und den gewöhnlichen Lauf der Dinge verbreitete er sich niemals. Er haßte nichts so sehr als die Alltäglichkeit.

Bis an sein Ende liebte er Scherz und Frohsinn, im

ganz vertrauten Kreis stimmte er bisweilen selbst mit ein. Wir möchten behaupten: sein leichter Sinn sey sein größter Schatz gewesen. Er erzählte gern und gut, und erinnerte sich oft noch der Namen von unbedeutenden Personen und Orten, überhaupt vieler Dinge, die sich schon vor einem halben Jahrhundert zugetragen hatten, ganz genau. Nie ließ er im Gespräch seinen Rang und seine Stellung hervortreten. Einen ganz besondern Takt besaß er in der Ansprache an seine Soldaten.

Seine Rede glich einem lebendigen Quell, sie war erfrischend und belehrend. Besonders gelangen ihm Schilderungen von Personen. In verschiedenen Fachgegenständen, so wie in Politik, Oekonomie und andern Wissenszweigen hat er sich schriftlich versucht, und entwickelte, bei klarem Urtheil, eine körnige Sprache mit etwas gedehntem Periodenbau und einzelnen Wiederholungen. Seine Beweise waren jederzeit schlagend; Metaphern und Bilder, so wie überhaupt schwunghafte Redefiguren blieben ganz ausgeschlossen. Seine Lieblingsthema's in Schrift und Wort waren Politik, Heerbildung, Heerwesen und Administration. Taktische und strategische Entwürfe brachte er mit großer Leichtigkeit zu Papier. Selbe waren wohl beim ersten Entwurf nicht immer ganz korrekt, jedoch stets lichtvoll und richtig. An ein Ueberarbeiten des einmal Niedergeschriebenen ging er nicht gern. Dazu mangelte ihm die Geduld.

Bis gegen sein neunzigstes Jahr besaß er ein außerordentliches Gedächtniß. Seine Phantasie war bis dahin lebhaft, seine Auffassung rasch und sicher. Man kann sagen, daß sein Geist gewissermaßen der Hinfälligkeit des Alters spottete. Erst von da an forderte das Alter seine Rechte, und besonders für die Gegenwart wurde seine Erinnerung sichtbar schwächer. Früher brachte er jeden Tag einige Zeit mit dem Niederschreiben militärischer und politischer „Gedanken," wie er selbe nannte, zu. Es war ihm dieß ein Bedürfniß. In den letzten drei Decennien seines Lebens, wo man einigemale eine gänzliche Erblindung besorgte, und, wie behauptet wird, ihm die Homöopathie allein das Augenlicht erhielt, mußte er freilich, und zwar zu seinem tiefen Verdruß, das viele und anhaltende Lesen und vollends gar das Schreiben auf ein Minimum beschränken, denn seine Sehkraft hatte abgenommen und seine gerötheten Augen ließen keine Anstrengung mehr zu. Von diesem Zeitpunkt an war er genöthigt, Vieles, wo nicht Alles, durch Andere schreiben zu lassen.

In Allem was er sprach und schrieb, stieß man auf sogenannte Gedankenblitze, voll Geist und Leben. Er liebte es, bisweilen eine Sache bloß anzuregen, und überließ sodann Andern, selbe weiter zu entwickeln.

Wer ihn auch nur Einmal gesehen und gesprochen hatte, mußte gestehen, daß er eine außergewöhnliche

Erscheinung sey. Und doch hatte er in seiner Jugend keine tiefen Studien gemacht, und mußte in späterer Zeit noch Vieles nachholen.

In jungen Jahren galt er für einen ausgezeichnet hübschen Offizier und trefflichen Reiter. Man bewunderte an ihm ganz besonders die feine Hand, den zierlichen Fuß, und die Nettigkeit seines Anzuges. Besonders viel hielt er auf gut gemachte Beinkleider, und war darin nur sehr schwer zu befriedigen.

Im Essen und Trinken war er überaus mäßig, aß mit gutem Appetit, und trank nur leichten Wein mit Wasser gemischt. Eine ausgezeichnete Tafel führte er zu keiner Zeit; und vielleicht war kein Feldherr darin leichter zu befriedigen. Sogar schlechte Speisen und Getränke wurden nicht verschmäht.

In der Regel stand er um 5 Uhr früh auf, frühstückte um 6 Uhr seinen Kaffee mit seinen Adjutanten und Ordonnanzoffizieren, nahm um 10 Uhr ein leichtes Gabelfrühstück, und ging um 4 Uhr zu Tische. Um 7 Uhr Abends kam der Thee, dann wurde eine Tarokpartie gemacht und hierauf schlafen gegangen. Uebrigens konnte er, wie fast alle alten Soldaten, seine Eßstunde vollkommen den Umständen anpassen.

Der Feldmarschall war ein seltenes geistiges und medizinisches Phänomen. Selbst bis an sein Ende behielt er fortwährend Appetit und Schlaf wie ein Gesunder, genoß

in der Villa Reale zu Mailand in seinem Rollsessel im Garten die würzige Luft des Südens und erlabte sich an dem schönen Morgen, an dem saftigen Grün. Er empfing noch einzelne Generäle und höheren Offiziere, und war dabei gesprächig, doch schien ihn eine beständige Unruhe und Ungeduld zu beherrschen.

In siebenzehn Feldzügen hatte er sich wie begreiflich vielfachen Entbehrungen und Beschwerden unterziehen müssen, war siebenmal verwundet worden und hatte neun Pferde unter dem Leib verloren. Er sprach davon wie von einer selbstverständlichen Sache. Sein eisenfester Körper hatte durch Kriegsfatiguen nicht gelitten. Sogar ein schwerer Leistenbruch, den er seit fünfzig Jahren mit herumtrug, hinderte ihn nicht im Geringsten beim Reiten. Eine gewisse Hinfälligkeit des Alters beschlich ihn erst nahe den Neunzigen. Von da an ging er auch etwas nach vorne gebeugt. Seine Füße wollten ihn fortan nicht mehr recht tragen, und er beklagte sich häufig über sein schlechtes „Pedal" wie er lächelnd sagte. Von dieser Zeit an stützte er sich beim Gehen im Zimmer gewöhnlich auf einen Stock. Erst in den letzten Jahren vor seinem Tod gab er das Reiten gänzlich auf.

Bis dahin hatte er noch mit sichtbarem Behagen täglich seinen Spazierritt, oder wenigstens einige Touren in der Reitbahn gemacht, wobei er es jedoch nicht liebte Zuschauer zu haben. Wenn er zu Pferde stieg, wußte er es,

auf eine feine Weise stets so zu veranstalten, daß dieß ohne Zeugen geschah. Die Mecklenburger Pferde zog er allen andern vor, und liebte besonders Eisen- und Grauschimmel.

Seine Pünktlichkeit in der angenommenen Lebensweise war musterhaft. Seit einer langen Reihe von Jahren, und bis kurz vor seinem Tod ging er um 9 Uhr, oder doch nicht viel später zu Bette, und schlief ruhig bis 3 oder 4 Uhr Morgens, wo er regelmäßig erwachte, und entweder liegend den Tag erwartete, oder auch ein Buch zur Hand nahm. In früheren Zeiten ließ er nicht selten Jemand aus seiner näheren Umgebung rufen, sprach über mancherlei, oder ließ sich vorlesen. Bisweilen diktirte er auch in die Feder, was ihm eben einfiel, aphoristische Sätze, administrative Vorschläge, operative Betrachtungen und Entwürfe, ja selbst ganze Episoden aus seinem Leben. Manchmal schrieb er selbst an einem kleinen Pult, der auf das Bett gestellt wurde. Das von seiner Hand geschriebene Fragment eines solchen philosophischen „Morgenexcurses“ wie er derlei Arbeiten nannte, die er aber in der Regel sorgfältig zu verbergen pflegte, bewahren wir als theures Andenken.

War am Morgen irgend eine Ausrückung, oder stand eine Reise und dergleichen bevor, so war Er unfehlbar der Erste auf dem Platz, und weckte nicht selten seine Dienerschaft. Noch lange vor der festgesetzten Aufbruchs-

stunde sah man ihn schon im Hofe oder vor seiner Wohnung auf und nieder gehen, und selbe zur Eile treiben.

Mit unbegränzter Verehrung dem Kaiserhause ergeben, in hohem Grade muthig, kaltblütig, voll Ausdauer, besonnen in der Gefahr, gewissenhaft im Rath, geizig mit dem Blute seiner Soldaten, ritterlichen Sinnes, streng im Dienst, aber dabei billig und gerecht, wohlwollend, freigebig, den Werth des Geldes übersehend, durch eigenes Beispiel zur gewissenhaftesten Pflichterfüllung spornend, zur Nachahmung aufmunternd, milde, human, thatkräftig und besorgt, mußte er, wie begreiflich, der Abgott seines Heeres werden. Vielleicht hat kein österreichischer Feldherr vor ihm, etwa den Erzherzog Karl ausgenommen, die Liebe des Soldaten in solchem Grade besessen, keiner in jeder Kriegslage auf die Truppen so zu zählen vermocht, keiner sie zu begeistern verstanden wie Radetzky. Aber er vertrat auch bei jeder Gelegenheit auf das Wärmste selbst den Geringsten seiner Untergebenen, und war stets unablässig bemüht, deren Wohl zu fördern. Mit einem Wort: Er hatte, wie wir dieß mehrfach ausgesprochen, nur die Ehre und Würde der Krone und das Beste des Dienstes vor Augen, und hütete mit wahrer Eifersucht den wohl erworbenen Ruf einer Armee, deren Lehrer, Führer und väterlicher Freund er bis zum Grab geblieben ist.

Wer sich berufen fühlen könnte, das öffentliche Leben eines Mannes wie der Feldmarschall einer Analyse zu unterziehen, dem müssen wir vor Allem empfehlen, sich auf jenen Standpunkt zu stellen, von welchem aus dieß allein noch möglich erscheint.

Wir legen auf diese Bemerkung einen besondern Accent. Denn ein gewöhnlicher Maßstab läßt sich dort nicht anlegen, wo Größe und Eigenthümlichkeit der Verhältnisse einer-, so wie die Individualität des seltenen Mannes anderseits, sich auf einer Höhe befanden, die selten eine Berechnung zulassen.

Der Marschall pflegte, es sei nun daß er das Schwert zog, oder in den Mühen des Friedens waltete, immer nur das große Ganze zu berücksichtigen, stets nur nach Staatsrücksichten zu handeln. Diesen letzteren verstand er alles Uebrige bewunderungswürdig unterzuordnen. Denn er war ein echter Feldherr und folgte in seinem Thun und Lassen jenen Grundsätzen, welche die bewährtesten militärischen Schriftsteller, darunter letzlich ein Clausewitz, als die richtigsten aufstellen, jene nämlich, wobei die höhere Politik von den Operationen als unzertrennlich erscheint. In dieser Beziehung kann

er vielleicht nur mit dem Prinzen Eugen von Savoyen verglichen werden.

Es galt somit bei ihm als Grundprinzip, und wir möchten behaupten, es bildete, im Krieg und bei Operationen wie in Organisationen, den Grundtypus seines Charakters, daß in allen Fällen, wo nicht ein gänzlicher Stillstand unbedingt geboten war, immer wenigstens etwas, das ein Fortschritt wäre, geschehe, und falls er hiebei, es sei nun aus höheren politischen oder höheren persönlichen Gründen, nicht das Ganze erzielen konnte, er sich auch indeß mit einem Theil desselben, d. h. wo Er das Beste nicht zu erreichen vermochte, sich auch mit dem Mindergeguten begnügte, um wenigstens das Schlechteste zu beseitigen. Dabei stellte er stets großmüthig seine eigene persönliche Ansicht in den Hintergrund, wenn nur durch das endlich Beschlossene das Allgemeine gefördert wurde.

Gerade dieses großartig kluge Abwägen, diese über allen Neid erhabene Selbstverläugnung, diese Höhe des Gemüths, diese beständige geistige Beweglichkeit noch in so hohem Alter und dieser ewige Drang, diese Sehnsucht nach dem Besten, worin der Dahingeschiedene in guten wie in schlechten Zeiten unerreichbar dastand,

machte ihn so groß und weckte die allgemeine Verehrung für ihn auch im Auslande in eben dem Maße, als nun der Schmerz um den unersetzlichen Verlust im ganzen Vaterland so tief und nachhaltig empfunden wird.

Der Hintritt eines solchen Helden, eines solchen Mannes der Geschichte bleibt unersetzlich für Kaiser und Vaterland. Einem Radetzky kann man wohl nachstreben, jedoch nimmer ihn erreichen.

Berichtigungen.

Seite 1, Zeile von oben 16, Wort von vorn 7: Smrkow statt Smtkow; 7, 7, 2 und 3: im Luxemburgischen; 27, 19, 3: Tarwis; 29, 12, 2: Abano; 30, 5, 4: verwendet; 38, 18, 6: 20,000; 40, 18, 4: Viareggio; 46, 9, 1: Reihenkolonne; 52, 22, 1: Startigliano; 53, 13, 4: aufmerksam; 80, 24, 1: hatten; 96, 2, 2: Mönitz; 107, 13, 4: des; 114, 12, 5: ihren; 115, 18, 4: dem; 137, 21, 2: dem; 154, 21, 5: Tulln; 184, 4, 3: neuesten; 199, 15, 2: Jenen; 209, 15, 3: Scheither; 209, 25, 8 und 9: fast: 230, 10, 5: hart mitgenommen; 237, 10, 1: unterschätzt; 253, 23, 4: Briare; 255, 25, 1: arme: 264, 24, nach 6: ein; 267, 22, 2: ihren; 268, 3, 3: Uhr; 268, 16, 1: Jüvigny; 274, 9, 7: Iserethales; 280, 12, 1: nöthig; 288, 13, 2: Fölseis; 298, 20, 4: dem; 328, 1, 3: wurde; 332, 11, 3: Brescello; 351, 19, 9: Osoppo; 354, 2, 4: Höherer; 358, 26, 1: wurden; 367, 11, 7: mußte; 368, 23, 6: von; 378, 9, 7: auf; 382, 9, 2: den; 388, 21, 3: in.

Seite 222, Zeile von oben 3, ist das Wort „an" vor die Zahl „120,000" zu setzen.

Durch den Carlowitzer Frieden von 1699 wurden die Türken aus ganz Ungarn, (aber nicht aus dem Temeswarer Banat) vertrieben; die Marosch war ihre Austritts- und Scheidungs-ab, die Theiß bis zu ihrer Vereinigung mit der Donau, die Donau bis zu ihrem Zusammenfluße mit der Save, die Save u. die ~~Unna~~ Unna in Croatien waren Ungarns Gränze.

Durch den Passarowitzer Frieden von 1718 war der Temeswarer Banat Ungarn mittelbar, die Gränzen Ungarns wurden in Süden über die Donau u. Save hinausgerückt, u. zwar in der Wallachey bis an die Alutas, in Servien bis an den Timok u. die Bujuk-Dagosch-Gebirge, in Bosnien u. Croatien bis hinter die Unna u. jenseits Neu Novi.

Im Frieden zu Belgrad 1739 wurden von dieser Gränze Belgrad, Alt Orsova, Sabatsch, die kleine Wallachey des Banats Szöreny, ganz Servien u. die jenseits der Save u. der Unna liegenden Theile Bosniens u. Croatiens wieder abgetreten. Die Donau, die Save u. die Unna bildeten die südlichen Gränzen Ungarns gegen die Türkey, u. diese Gränzen bestehen noch heute.